

Mannheimer Geschichts- Blätter



XXXVII Herausgegeben vom 1936
Mannheimer Altertumsverein

Inhalt

(Die Ziffer bedeutet die Seite, auf welcher der Artikel beginnt)

1. Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Aufruf	57	Berichte über Vorträge:	
Eugen Keller, Rudolf Wihr, Ludwig Mathy †	58, 90	21. 10. 1936: Dr. Franz Petri: Die Franken und ihre Stellung in der deutschen und französischen Volksgeschichte	85
Mitgliederbeiträge	58, 89	17. 11. 1936: Prof. Dr. Hermann Gropengießer: Alte Heilquellen auf deutschem Boden	86
Geschäftsstelle des Vereins	58	7. 12. 1936: Friedrich Bing: Wanderung durch Neckarau und seine Geschichte	119
Dauerkarten	89	18. 1. 1937: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedrich Panzer: Die Wildenburg im Odenwald und ihre Beziehung zu Wolfram von Eschenbach	120
Geschichtsblätter betr.	89	15. 3. 1937: Museumsdirektor Dr. Friedrich Spratter: Von der Ringmauer zur Ritterburg	121
Mitglieder, verstorbene	90		
Bericht über die Pfingsttagung der Freunde germanischer Vorgeschichte Mannheim (A. Schachner)	80—81		
Aus dem Schloßmuseum: Ausstellungen: Vom Fels zum Edelstein; Olympia; Mannheimer Kunst in Vergangenheit und Gegenwart; Die Mannheimer Planken; Deutsche Kunst	81—85		
Berichte über Führungen und Ausflüge:			
25. 9. 1936: Ausflug nach Heidelberg	85		
3. 10. 1936: Führung in der Olympia-Ausstellung	85		
14. 11. 1936: Führung in der Planken-Ausstellung	85		

2. Größere Aufsätze

Der Heidelberger Schloßgarten. Von Oberbaurat Dr. e. h. Ludwig Schmieder	1—56	Spätgotische Buchkunst aus dem Besitz der Mannheimer Schloßbücherei. Von Dr. Herbert Stubenrauch	91—99
Johann Goswin Widder und seine Familie. Von Prof. Dr. Friedrich Ebrard	59—66	Stand und Aufgaben der Weistumsforschung, vornehmlich am Oberrhein. Von Prof. Dr. Willy Andreas	100—105
Von badischen Führerpersönlichkeiten im Zeitalter der Reichsgründung. Von Dr. Julius Henderhoff	67—74	Verschwundene Plankenbauten. Von Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob	106—110
Kurpfalz und Speyer im Streit um das Dorf Brühl im 17. Jahrhundert. Von Dr. Fritz Zimmermann	75—77	Aus Ferdinand Kobells Schaffenskreis. Von Prof. Dr. Joseph August Beringer	111—116
Mit Goethe über die Deutsche Weinstraße nach Mannheim 1771. Von Prof. Dr. Albert Becker	77—79	Der Komponist Albert Loriging und Mannheim. Von Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob	117—119

Stadtverwaltung

Mannheim

Stadt. Archiv

3. Zeitschriften- und Bücherschau

Andreas, Willy, Der Bundschuh	87	Kunis, Hans, Wildenberg, die Gralsburg im Odenwald	88
Beringer, J. A., Hans Thoma, Briefe an Frauen	124	Monatschrift des Frankenthaler Altertumsvereins, 14. Jahrgang 1936	122
Fehmeyer, Hans, Geschichte von Grünstadt	122	Müller, Otto, Die Einhartsbasilika zu Steinbach	123
Franz, Günther, Peter Harers wahrhaftige und gründliche Beschreibung des Bauernkrieges	88	Reich, Hermann, Die Säkularisation des rechtsrheinischen Teiles des Hochstiftes Speyer	122
Hausen, Edmund, Otterberg und die kirchlichen Bauten der Hohenstaufenzeit in der Pfalz	123	Reimold, Emil, Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim	122
Kattermann, Gerhard, Markgraf Philipp I. von Baden und sein Kanzler Dr. Hieronymus Beus in der badischen Territorial- und in der deutschen Reichsgeschichte bis Sommer 1524	88	Zeitschrift des Landschaftsbundes Rheinfranken-Hessen-Nassau „Volk und Scholle“	87
		Zinkgräf, Karl, Weinheimer Bürgerbuch I	124

4. Abbildungen

Der Heidelberger Schloßgarten:

Grundplan des Hortus Palatinus	2
Hortus Palatinus	3
Blick auf die kurfürstliche Burg und den Burggarten	4
Das Feld darinnen die Seule steht	6
Das Feld uf die art eines Laubwerks zugerichtet	7
Pomeranzenfeld	8
Feld des „Andersten Gartens“	9
Der Brunn der Seulen	10
Eine Stiege oder Schnecken	11
Figuren, die das Wasserfeld zierten	12
Cabinet oder Gemächer	14
Der Brunn über den Grotten, Venusbrunnen	15
Stück vom steinernen Pomeranzenhaus	16
Das Gros Gewölb	17
Der Brunn mitten im Blumengarten	18
Der Brunn des understen Gartens	19
Das große Bild	20
Heutiger Zustand des großen Bildes	21
Der Grotten Portal	22
Heutiger Zustand des Portals	23
Die Gallery	24
Eine andere Grotten	25
Dieser Grotten Bilder	26
Der Narzißbrunnen aus dem Badgewölbe	28
Die Abschlußnische des Badgewölbes	29
Das große halb rund Gewölb	30
Heutiger Zustand des großen halbbrunden Gewölbes	30
Heutiger Zustand der Fischzuchtanlage	31
Hortus Palatinus von Norden gesehen	34
Ausschnitt aus einer Stadtansicht	35
Ausschnitt aus einem Stadtplan von 1622	36
Ausschnitt aus einem Stadtplan von 1692	37

Schloß und Garten von Süden gesehen	38
Ausschnitt aus der großen Stadtansicht von Verhas	39
Plan des Schlosses und Gartens etwa vom Jahre 1764	40
Zeichnung von P. F. de Walpergen	41
Plan über die Anlage des ökonomischen Gartens	44
Plan des wirklich ausgeführten Gartens	45
Die Schloßwirtschaft	46
Die 1837 erbaute Schloßwirtschaft	47
Eugen Keller	58
Joh. Goswin Widder	60
Franz von Roggenbach	70
Julius Tolly	71
Hof der Zeichnungsakademie in F 6, 1	77
Goethe-Silhouette	78
Goethe-Relief	79
Geheimer Regierungsrat Ludwig Mathy	90
Initiale aus Ortus sanitatis	91
Holzschnitt aus Adolescentia	93
Initiale mit Randleiste in Handmalerei	95
Holzschnitt aus Ortus sanitatis	97
Druckermarke	99
Silberne Denkmünze auf Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz	108
Der Durlacher Hof	109
Gasthaus zum grünen Löwen	110
Ferdinand Kobell	112
Ferdinand Kobell, Flußlandschaft mit Kahn	114
Ferdinand Kobell, Bauer, seine Garben trocknend	115
Joseph Mühl dorfer	118
Joseph Mühl dorfer, Burg Ringstetten, Bühnenbildentwurf zu Loggings „Undine“	119

Mitarbeiter am Jahrgang XXXVII:

Andreas, Dr. Willy, Prof. an der Universität Heidelberg

Becker, Dr. Albert, Oberstudiendirektor i. R., Heidelberg

Beringer, Dr. Joseph August, Professor

Caspari, Wilhelm, Geh. Hofrat, Gymnasiumsdirektor i. R.,
Heidelberg

Ebrard, Dr. iur. Friedrich, Professor, Konstanz

Gropengießer, Dr. Hermann, Professor, Leiter der Ar-
chäologischen Abteilung des Schloßmuseums

Gruber, Dr. Karl, Professor

Henderhoff, Dr. Julius, Düsseldorf

Jacob, Dr. Gustaf, Direktor des Städt. Schloßmuseums

Kleeberger, Karl, Bezirksschulrat i. R.

Schachner, Alfons, Professor

Schmieder, Dr. e. h. Ludwig, Oberbaurat, Heidelberg

Stubenrauch, Dr. Herbert, Leiter der Städt. Schloßbücherei

Zimmermann, Dr. Fritz, Lehramtsassessor, Düsseldorf

Schriftleitung:

Professor Dr. Hermann Gropengießer

Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob

Dr. ing. Wilhelm W. Hoffmann

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXVII

Januar/Juni 1936

Heft 1-6

Der Universität Heidelberg

widmen dieses Heft

zur Feier ihres 550 jährigen Bestehens
der Mannheimer Alttertumsverein und der Verfasser.

Seit vielen Jahrzehnten hat der Mannheimer Alttertumsverein in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen treue Nachbarschaft gehalten und von der alten Pflegestätte der Wissenschaft im pfälzischen Lande mancherlei Hilfe erfahren und reiche Anregungen erhalten. In dankbarer Erinnerung entbietet er ihr ehrfurchtsvoll zu ihrem Jubelfeste diesen Gruss.

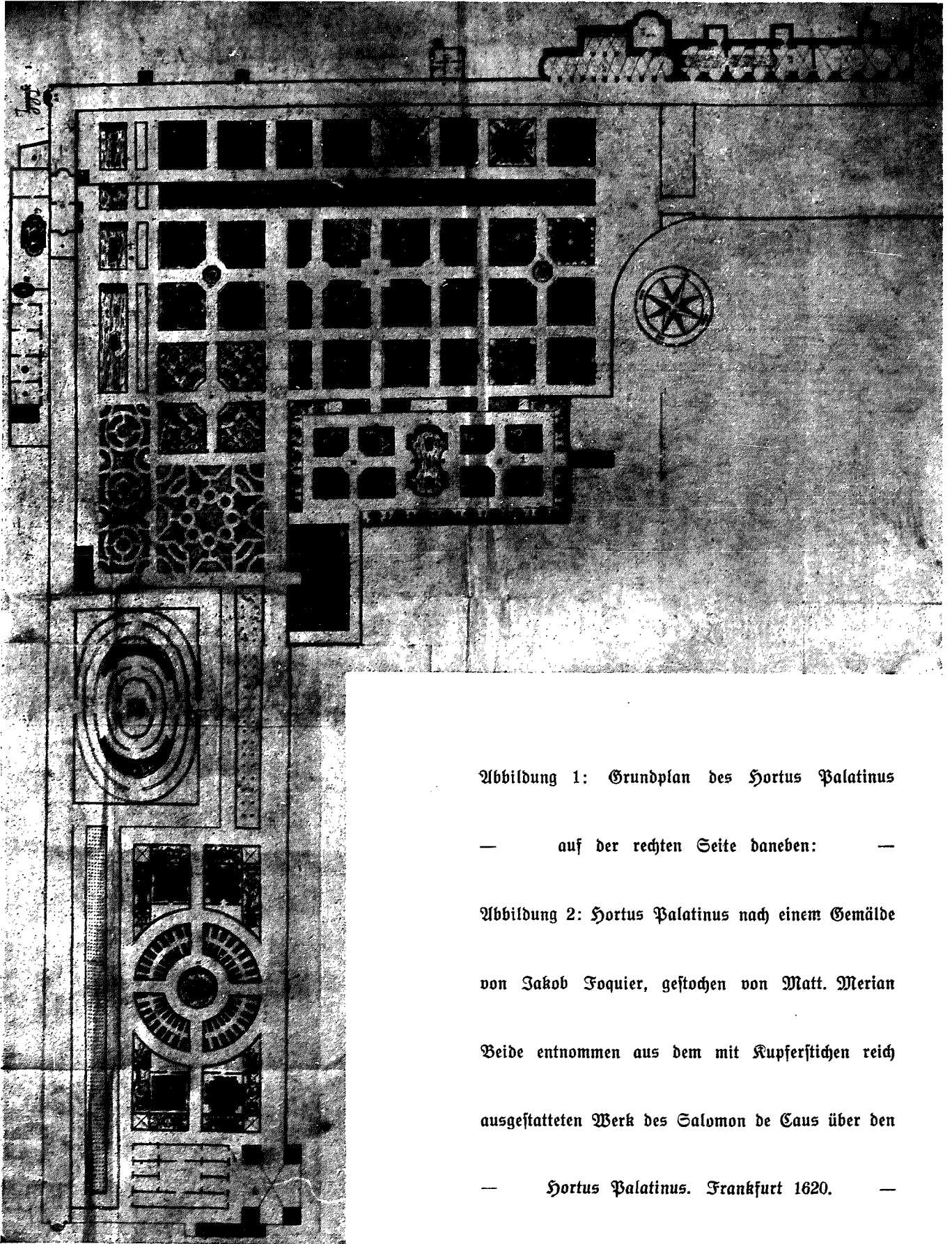


Abbildung 1: Grundplan des Hortus Palatinus

— auf der rechten Seite daneben: —

Abbildung 2: Hortus Palatinus nach einem Gemälde

von Jakob Foquier, gestochen von Matt. Merian

Beide entnommen aus dem mit Kupferstichen reich

ausgestatteten Werk des Salomon de Caus über den

— Hortus Palatinus. Frankfurt 1620. —

SCENOGRAPHIA HORTVS PALATINVS A FREDERICO V. ELECTORE PALATINO HEIDELBERGAE EXSTRUCTVS. 1620.



1666

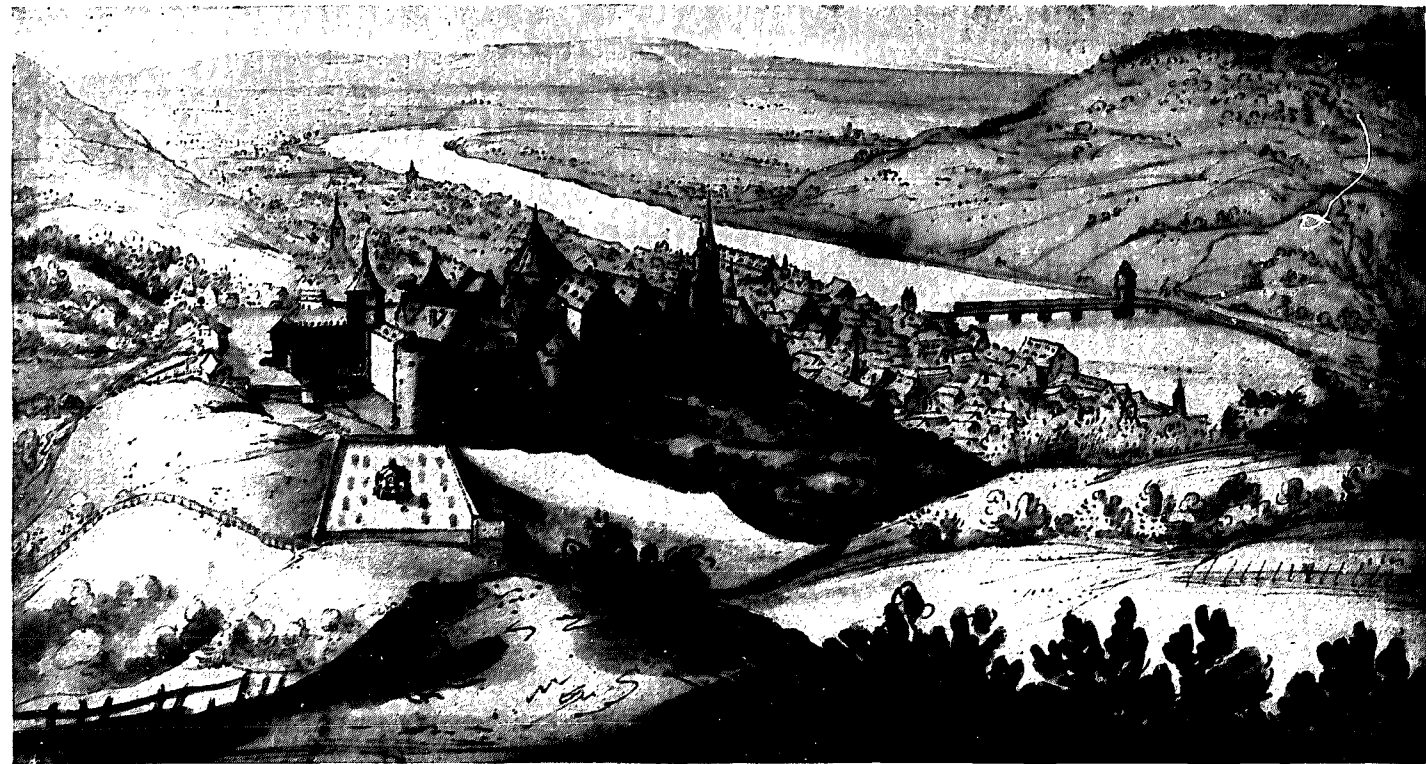


Abb. 3. Blick auf die kurfürstliche Burg und den Burggarten. Getonte Handzeichnung eines Frankenthaler Malers vom Ende des 16. Jahrhunderts

Der Heidelberger Schloßgarten

Eine geschichtliche Studie

von Oberregierungsbaurat Dr. e. h. Ludwig Schmieder

Die Baugeschichte des Heidelberger Schlosses ist durch die Arbeit von Koch und Seig¹⁾ sowie durch zahlreiche Einzelstudien, die vorwiegend in den Mitteilungen des Schloßvereins veröffentlicht sind, weitgehend bis in Einzelheiten erforscht. Weniger Aufmerksamkeit hat man dem Schloßgarten geschenkt, obschon auch hier im Rahmen anderer Arbeiten treffliche Untersuchungen vorliegen²⁾. Es fehlt aber bis heute an einer zusammenfassenden Darstellung der Geschichte des Hortus Palatinus, des pfälzischen Gartens, oder wie wir ihn heute nennen, des Heidelberger Schloßgartens, der zur Zeit seiner Entstehung auch außerhalb Deutschlands mit Recht großes Aufsehen erregte. Diese Lücke möchte die vorliegende Arbeit ausfüllen.

In der Tat waren schon die Anlagen der Terrassen des Gartens ein kühnes Beginnen, das selbst unserem technischen Zeitalter Achtung abgewinnen muß. In drei Jahren hat man, wie eine Inschrift unter dem Standbild des Bauherrn besagte, die Gipfel der Berge in die Tiefen der Täler gestürzt, um künstlich die Ebenen zur Aufnahme des Gartens zu schaffen.

Das wird nahezu buchstäblich begreiflich, wenn man eine aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende Handzeichnung¹⁾ (Abb. 3) des alten Gartens mit dem bekannten Bilde des Hortus Palatinus (Abb. 2) vergleicht.

Der alte Garten war ein typischer Burggarten, der — wie das Gelände es ermöglichte — in der Nähe der Burg irgendwo angelegt worden war. Von einem Schlosse kann man bei dem auf diesem Bild dargestellten Zustand der Residenz des Kurfürsten der Pfalz streng genommen auch noch nicht reden, da der Eindruck der Wehrhaftigkeit den der angenehmen oder fürstlichen Wohnlichkeit überwiegt und jeder Schmuck an den Außenseiten fehlt.

Die hohen Doppelgiebel des Otto-Heinrichs-Baues waren das erste Anzeichen einer neuen Zeit, die in das Gemirr der alten kleinen Burgbauten und mitten zwischen zwei schwere Festungstürme ein wuchtiges Bauwerk hineinsetzte, das zwar äußerlich nur in seiner erdrückenden Baumasse, aber im Hofinnern in seiner prunkvollen schloßartigen Schauseite zu Tage trat.

Die Burg war von einem tiefen Graben umgeben, an dessen Westseite Ludwig V. eine große ebene Fläche künstlich geschaffen hatte, um dorten die Stücke, seine Geschütze, aufstellen zu können. An der Südseite blieb ein schmaler langer Vorhof zwischen der Grabenwand und dem ansteigenden Bergmassiv des Königstuhles (heute etwa das Gelände zwischen Eingang zum Schloßgarten und oberem Fürstenbrunnen). Durch ein Zufahrtstor gelangte man gen Osten in das freie Gelände und von da zu dem rechteckigen, mit hohen Mauern und von der Nordseite mit zwei Ecktürmen bewehrten Burggarten von nahezu quadratischer Größe mit einer Seitenlänge von etwa 200 Fuß⁴⁾. Allem Anschein nach standen mehrere Reihen Obstbäume in dem Garten. Seine Mitte zierte ein achteckiges, mit einer Kuppel abgedecktes zweistöckiges Haus. Das Obergeschoß ruhte auf Pfeilern und diente vielleicht als Taubenhhaus, während im Erdgeschoß zwischen den Pfosten wohl Vogelkäfige eingebaut waren. Jede, oder jede zweite, Achteckseite war mit einem Giebeldach geziert. Die Ebene des Burggartens schloß gen Norden eine hohe Stützmauer ab. Welliges, hügeliges Wiesengelände umrahmte allseits das künstliche Gebilde des Burggartens. Die Zeit seiner Entstehung ist uns unbekannt.

Friedrich IV. hatte als erster Kurfürst begonnen, das Äußere der Burg in ein Schloß umzugestalten, indem er anstelle der alten Schloßkapelle und des Pallas an der Nordseite einen neuen, heute nach ihm benannten, prunkvollen Schloßbau erstellte, der zum ersten Male reiche Architektur in die düsteren Außenwände der Burg einfügte. Dem Sohne, Friedrich V., erschien der Palast für seine junge Gemahlin zu enge. Er erweiterte ihn nach der Stadt zu, indem er auf dem alten, den Schloßhof mit dem Stückgarten verbindenden Nordwall, einen, dem neuen Geschmack entsprechenden Schloßbau — eines der ersten Beispiele klassizistischen Stiles in Deutschland — erstellen ließ. Aus dem Stückgarten wurde der Vorplatz oder der Vorgarten dieses Palastes, den wir heute im Gedenken an die Herkunft seiner Gemahlin Elisabeth, der Tochter König Jakobs I. von England, Englischen Bau nennen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in London, die Abholung der Braut nach Heidelberg, zählten zu den glänzendsten Veranstaltungen ihrer Zeit. Zum Empfang auf dem Schloß war als Zugang zu dem, nun in einen Lustgarten verwandelten Festungsgelände des Stückgartens ein Tor in Stein errichtet worden mit der Aufschrift: Fridericus V Elisabethae Coniugi Cariss. A (nno) C (hristi) MDCXV. F(aciendum) C(uravit).

Nachdem so die Burg allmählich in ein stattliches Schloß durch Um- und Neubauten verwandelt worden war, mußte auch der alte, bescheidene, kleine Burggarten in einen dem Zeitgeschmack und der Bedeutung des Pfälzischen Hofes entsprechenden Schloßgarten verwandelt werden.

Anmerkungen zur Einleitung:

¹⁾ Das Heidelberger Schloß von J. Koch und F. Seiz, Darmstadt 1891. Verlag A. Bergsträsser.

²⁾ Ueber die Geschichte des Gartens vgl. u. a.: Mitteilungen des Schloßvereins Band I S. 144, V S. 39, VI S. 17. Adolf Zeller, Das Heidelberger Schloß, Verlag Braun Karlsruhe 1905. Johann Mezger, Beschreibung des Heidelberger Schlosses und Gartens 1829. Die Gartenwelt 1898 Nr. 25—27. Der Heidelberger Schloßgarten im XVIII. Jahrhundert, R. Lüttich in Oberhein. Kunst 1925/26.

³⁾ Vgl. Kurpfälzisches Skizzenbuch von L. Schmieder, Verlag J. Hörning, Heidelberg 1926, Abb. 5, 6 und 7.

⁴⁾ „Und weil der Berg, daran das Schloß stehet, noch viel höher gehet, hat sich damals keine größere Ebene als ohngefähr Zweihundert Schuh in der Bierung allernechst beim Schloß befunden.“ Salomon de Caus, Hortus Pal. Seite A. Nach Leobdus hieß der Garten auch Hasengarten.

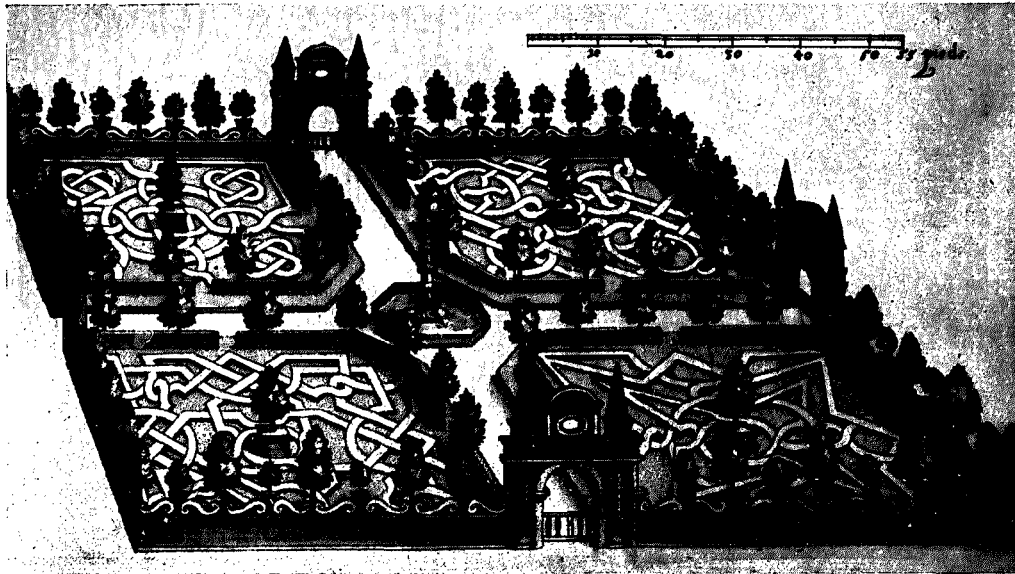


Abb. 4. „Das Feld darinnen die Seule siehet“

I. Der Hortus

Friedrich V. hatte am Hofe seines Schwiegervaters einen Ingenieur namens Salomon de Caus kennen gelernt, der im Dienste seines Schwagers, des Herzogs Heinrich, gestanden und sich schon mehrfach als Baumeister wie als Gartenarchitekt ausgezeichnet hatte. Er war zudem der Zeichenlehrer seiner Braut gewesen. Sie hatte ihn bereits im Jahre 1613 nach dem Tode ihres Bruders in ihre Dienste genommen. Am 14. Juli 1614 wurde er als Ingenieur und als Architekt im kurpfälzischen Dienst angestellt und am 27. September 1616 auf sein Amt verpflichtet¹⁾.

Nach seiner bisherigen Tätigkeit erblickte das hohe Paar mit Recht in Caus den geeigneten Mann, den neuen Garten beim Schloß zu Heidelberg anzulegen. Caus wußte das Vertrauen, das man ihm schenkte, zu schätzen. In dem kurzen Zeitraum von etwa 2 Jahren war der Garten schon soweit fertiggestellt, daß der Hofgärtner Peter Leonhard, der bisher im kurfürstlichen Garten unten in der Stadt gearbeitet hatte, bereits oben im neuen Schloßgarten Verwendung finden konnte. Im Jahre 1619 werden schon die alten Pomeranzenbäume vom unteren Garten nach oben gebracht.

Das Glück schien den jungen Fürsten besonders zu begünstigen. Die Böhmen trugen ihm die Krone an, nachdem der ihnen verhaßte Ferdinand II. Kaiser geworden war. Er nahm an und zog im Herbst 1619 nach Prag, um sich krönen zu lassen.

Haupt der Union, der Vereinigung protestantischer Fürsten, Kurfürst, Pfalzgraf bei Rhein und König von Böhmen, alles in einer Person, dem jungen Friedrich, vereinigt, war für die katholische Gegenpartei zu viel Macht in einer Hand. Die politische gespannte Lage entlud sich, die Pfalz wurde in die kriegerischen Wirren hineingezogen. Friedrich V. verlor im ersten Waffengang in der Schlacht beim Weißen Berg in Prag (8. 11. 1620) Kurhut und Königskrone.

Damit war an einen Weiterbau in der verlassenen Residenz Heidelberg nicht mehr zu denken. Salomon de Caus veröffentlichte in einem in Frankfurt verlegten Werke 1620 seine Pläne zu dem Hortus Palatinus, den er nahezu — nach seiner Meinung hätte er nur noch 6 Monate benötigt — hatte fertig stellen können²⁾. Auf vier Seiten beschreibt Salomon de Caus den Garten anhand zweier Uebersichtsblätter, einem Grundplan (Abb. 1) und einem Schaubild (Abb. 2) in allen Einzelheiten, die er noch auf 28 großen Blättern mit prachtvollen Kupferstichen erläutert.

Der Rahmen, in den der Garten eingesetzt werden mußte, war im Süden durch die ansteigende Bergwand des Königstuhles, im Osten durch eine gegen den Neckar nach Norden vorspringende Bergnase von der Natur gegeben. Im Westen war an den bestehenden, oben beschriebenen, großen Vorhof des Schlosses anzuschließen; im Norden gewährte das steil abfallende Gelände einen freien Ausblick auf die Höhen des Heiligenberges und in das zu seinen Füßen sich hinziehende Flußbett des Neckars.

Caus erweiterte die vorhandene Fläche des Burggartens bis an den Vorhof zu einer großen Terrasse und zog sie im Winkel, der vorspringenden Bergnase folgend, gegen den Neckar vor. Dadurch sicherte er

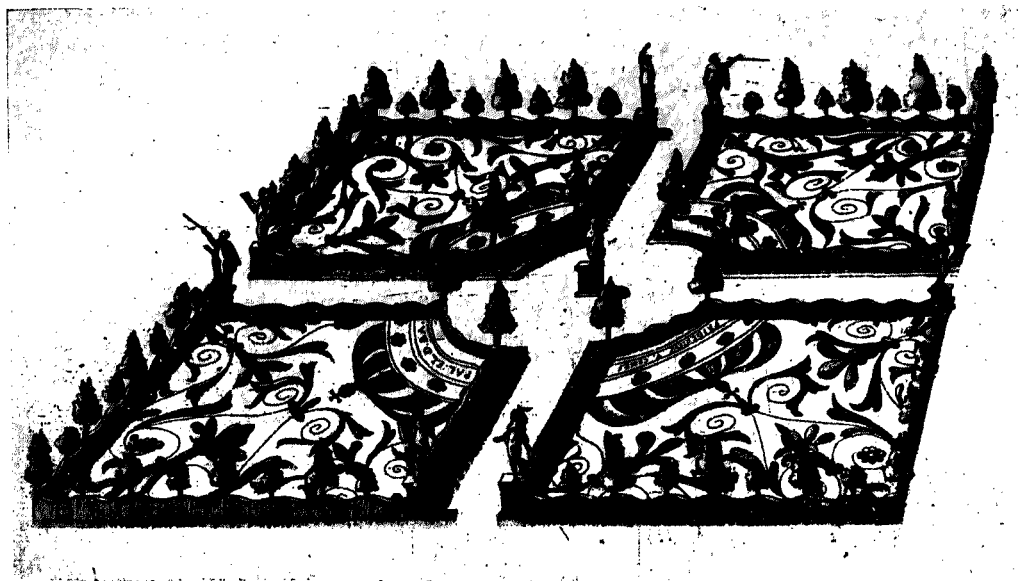


Abb. 5. „Das Feld uf die art eines Laubwerks zugerichtet“

Palatinus

den Genuß des freien Ausblickes auf Neckar und Bergeshöhen, aber ebenso den weit schöneren auf das Schloß und zugleich den in die Weite der Rheinebene bis hinüber zu den Bergrücken des Pfälzer Waldes, also mitten hinein in das gesegnete Pfälzerland.

Um aber auch den Blick flußaufwärts zu den Höhen des Odenwaldes und auf den geschlängelten Lauf des Flusses über die Bergnase hinweg zu erhalten, sollte das äußerste nördliche Eck des Gartens mit einem hohen, viergeschossigen Gartenhaus bekrönt werden, aus dessen Fenstern man gen Osten über die Bergnase hinweg flußaufwärts den Ausblick hätte genießen können. Noch heute ragen die Reste der hohen Stützmauern dieser großen Terrasse etwa 20 m in die Höhe und gewähren wenigstens den einzigartigen Blick gen Westen, den alle Welt beim Besuch Heidelbergs bewundert.

Als Uebergang der großen Terrasse in die gegebenen Geländeverhältnisse diente am nördlichen Hang des Königstuhles eine etwa 6 m tiefer gelegene untere Terrasse in Rechteckform und gegen den ansteigenden Rücken des Berges eine 3,50 m höher liegende obere Terrasse in Gestalt eines schmalen langen Rechteckes.

Die Winkelform der großen Terrasse mit den sie an einem Schenkel begleitenden kleinen Ebenen der unteren und oberen Terrasse wurde nach dem ansteigenden Berghange durch eine etwa 8 m breite, lange Allee abgeschlossen und zugleich betont, die wieder etwa 6 m hoch über der großen Terrasse künstlich angelegt war.

Den Uebergang zu den anschließenden bewaldeten Höhen bildete in der Oстеcke des Gartens eine schmale Fläche, auf der einzelne Räume mit den Gestaltungsmitteln des Gartenarchitekten geschaffen waren, von denen aus man die Wunder des Gartens mit dem Schloß als Hintergrund am besten überblicken konnte — diesen Standpunkt hat Foquier bei seinem Bilde gewählt — und nach Süden eine wieder auf hohen (etwa 10 m) Mauern liegende Fläche, von wo man aus einem ansehnlichen Gebäude heraus gen Norden einen herrlichen Ausblick hatte.

Caus hat mit außerordentlichem Geschick verstanden, den Besucher die gesamte Anlage wie seine Eingliederung in die Umgebung durch die oben skizzierten, kunstvoll errichteten Bauwerke jeweils vom denkbar besten Standort aus betrachten und genießen zu lassen. Aus diesem Gefühl der Anpassung heraus ließ er wohl auch die in der Mitte des Nordflügels der großen Terrasse vorspringende Felspartie stehen und wollte ihre Oberfläche zu einem Irrgarten ausnützen, dessen Wände mit hohen Hecken in elliptischen Grundrissen gebildet waren. Wie den übrigen Garten gedachte er auch diesen Teil durch Wasserkünste zu beleben.

Die ebene Fläche des großen Auffahrtplatzes, welche den Stückgarten, den Zugang zum Schloßhof und die neue große Terrasse verband, ließ er unangetastet. Er schloß sie nur anstelle der bisherigen einfachen Mauer mit einem zweistöckigen Gebäude ab, in dessen Erdgeschoß wohl alle für den Gartenbetrieb erforderlichen Werkstätten und Aufenthaltsräume für Wache und Gärtner untergebracht waren, während

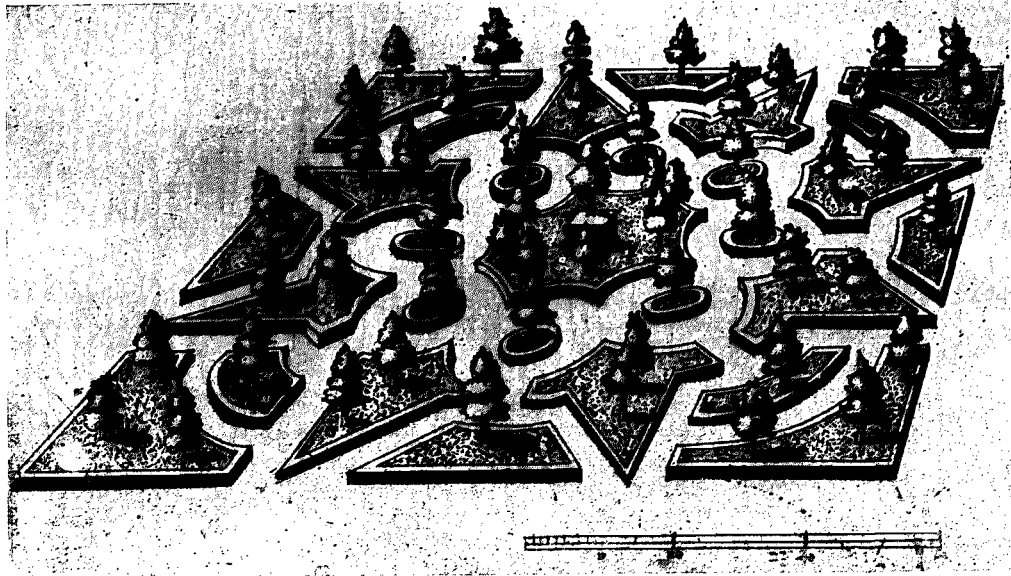


Abb. 6. „Pomeranzenfeld“

das zurückgesetzte Obergeschoß in 14 Bogenöffnungen wohl die Vogelkäfige enthielt, die früher mitten im Burggarten gestanden hatten. Das Haus enthielt außerdem das Tor zur großen Terrasse des neuen Schlossgartens. Durch dieses schritt man geraden Weges auf die am ansteigenden Berghang eingebaute große Grotte zu. Auf der rechten Seite des Weges führten 2 Treppen nach der oberen Terrasse.

Ein bandartiges Teppichbeet verband die Treppen und begleitete den Weg. An seiner linken Seite schlossen sich die einzelnen Gartenbeete an. Am letzten Drittel der Weglänge zweigte eine, schon durch ihre Breite als Hauptweg des ganzen Gartens gekennzeichnete Allee ab, die in einer gedeckten Halle, dem Erdgeschoß des oben erwähnten Aussichtshäuschens, endigte.

Salomon de Caus beginnt seine Beschreibung der Einzelheiten des Gartens, die er mit besonderen Bildern erläutert (Abb. 4), in der Ecke, wo der Hauptweg abzweigt: „Darunder der Erste (Abriß) mit Ziffer 3 gezeichnet. In welchem eines der absonderlichen Felder oder Gründen des Gartens / die man Parterre nennet / zu sehen: darin der Brunn mit der Seulen stehet. So dann am ersten gemacht worden“³⁾.

Das Feld ist mit Arabesken geschmückt, die durch Pflanzen gebildet werden. Der Grund könnte Gras, die Pflanzung geschnittener Buchs gewesen sein. Dafür spricht die punkthafte Behandlung des Grundes im Gesamtplan wie im Einzelschaubild. Das Feld war ringsum von einer architektonisch gegliederten Wand umgeben, die wir uns, wie die vier Portale, als hölzernes Gitterwerk (Grillage) zu denken haben, das man mit Schlinggewächsen überzog. Aus der Mauer wie aus der, die vier Felder im Innern abschließenden Hecke wuchsen Bäume hervor. In der Mitte der 4 Beete stand der Säulenbrunnen (Abb. 8), bestehend aus einem achteckigen Trog, in dessen Mitte eine jonische Säule auf rechteckigem Sockel stand. Auf den 4 Seiten des Sockels waren Masken eingehauen, die Wasser spieen; die Säule war in 4 tuffsteinartig oder „Lauchstein“ wie ihn Salomon de Caus nennt — behauene Trommeln gegliedert, die der Höhe nach kleiner wurden, sodas das an der oberen herabträufelnde Wasser von der nächst unteren aufgefangen und weitergeleitet wurde. Der Brunnen hat sich bis zum Jahre 1767 gehalten, wo er weggenommen wurde.

„Nächst dabey ist ein ander Feld oder Grund / gleicher größe mit dem vorigen / uff die art eines Laubwerks zugerichtet. Da stehen die Acht Musae herumb / und Eine in der Mitten / so von des Himmelslauff Urania genandt. Welche bey hellem Sonnenschein / mit einem Stäblein / vermittels des Schatten / der von der Spitzen bemeldtens Stäbleins fällt / anzeigt / welche Stund es sey.“ (Abb. 5.)

Das Feld ist offenbar mit einer lebenden Hecke umgeben, der in den inneren Wegen ein schmaler Grasstreifen vorgelagert ist. Um die kreisförmige Mitte war wohl in Steinen, die Umschrift gesetzt: Fridericus V Comes Pal. El. D. Ba. 1619, darüber leiteten 4 Kronen zu den reichen Zierbeet-Ornamenten über. Der Grund muß aus Sand bestanden haben, die Pflanzung meist aus „Laubwerk“, womit Caus Blattwerk meint, das wie früher allgemein üblich, durch farbige Sande, Kieselbelag, feingeschlagene gebrannte Steine (wie unsere Tennisplätze), Schlacke, Moorerde usw., in der Zeichnung ergänzt oder noch bereichert

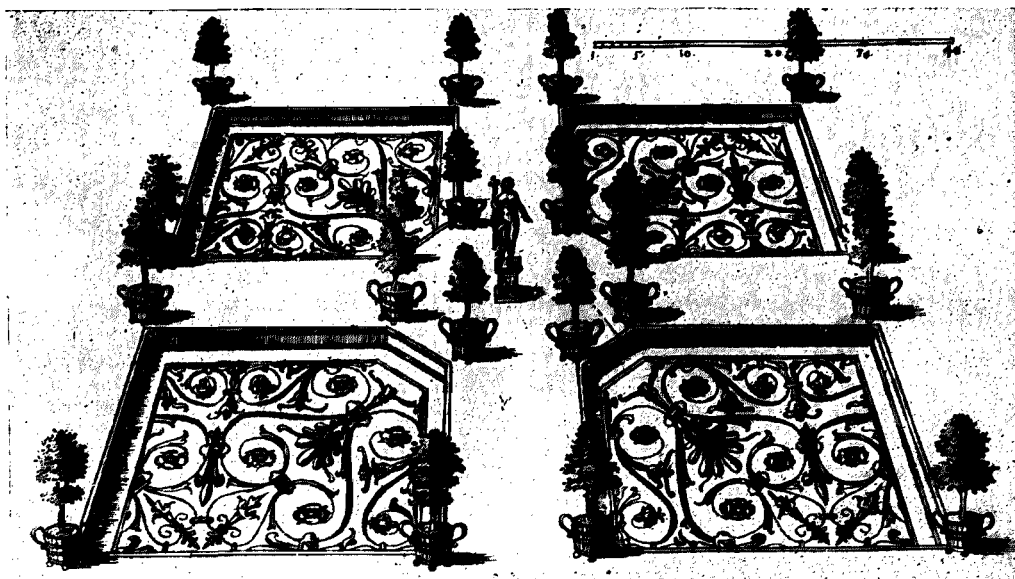


Abb. 7. Feld des „Unersten Gartens“

wurde. Aus der Hecke kamen wieder einzelne Bäumchen hervor, die im Sommer einigen Schatten spenden sollten.

Der ruhige Sandhintergrund macht die Beete ungleich klarer und das Blattwerk lebendiger, als dies bei unseren heute fast ausschließlich auf Rasen gesetzten Teppichgärten der Fall ist, die zudem größten Wert auf reiche farbige Erscheinung legen, die man früher nicht in dem Maße wie heute anstrebte.

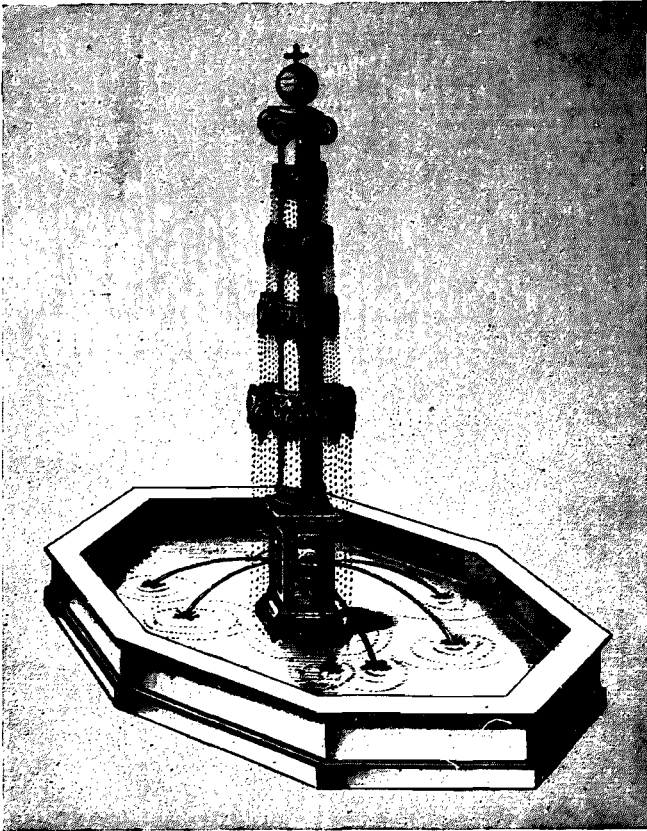
„Nach diesem folget ein ander Feldt oder Grund / so hierinn mit der Ziffer 6 gemerkt / und also ausgetheilt / daß die Ränff (Ränder) mit gehawenen Steinen von zween Schuh hoch eingefast / inwendig aber alles mit lauter Erden ausgefüllt ist. Dieses Feld wird zutheils der jungen Pomeranzen-Bäumen / die man in Kästen versehen kan / wann sie aus dem Pomeranzenhaus kommen / gebraucht. Und zwischen bemeldte Pomeranzen bäumlein kann man auch Melonen Pflanken.“ (Abb. 6.)

Die Grundfigur war ein Stern mit acht Spizen, in dessen Innern acht kreisförmige Beete eingesetzt waren. Sehr feinsinnig stellte Caus die kleinen Pomeranzenbäume, die etwa wie Drangen aussehen (die aber bitter schmecken), in Augenhöhe auf hochsitzende, von Stein umschlossene Erdkästen auf, damit man die goldenen Früchte gut sehen konnte. Auf der Bodenfläche sollten Melonen gepflanzt werden, deren kaltes Graugrün zu dem Rotgelb der Pomeranzen in der Farbe und deren breites Blattwerk zu dem feinen der Pomeranzen in starkem Gegensatz stunden. Das Beet hat sich bis in das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts gehalten (vgl. Abb. 35).

Wie die Melonenbeete über dem Wege dem Auge des Beschauers nahe gerückt wurden, so benutzte Caus in dem dahinter liegenden, schmalen, länglichen Felde tief gelegene Flächen, um den Garten zu beleben, die aber diesmal nicht von „Laubwerk“, sondern von Wasser gebildet werden. Drei größere und drei dazu konzentrische, kleinere volle und zweimal vier halbe Kreisränder sind zu einem vielgestaltigen Wegnez spielerisch zu dem „Wasserfeld“ aneinander gefügt. „Darinnen sind Fünff Bilder in ihrer natürlichen größe. Das eine so in der mitten stehet / helt über seinem Haupt einen Schirm vor die Sonnen / oder Indianischen Hauptdeckel / sonsten Tiresol genandt⁴⁾: Daraus eine menge Wasser fällt. Ferners Zwey Weibsbilder / deren die eine ihr Haar / die ander ihr Hembd auswindet⁵⁾. Und troffst das wasser von den Haaren und vom Hembd. Folgendes sitzen zwey kinder auf zweyen Meer Thieren / die auch Wasser aus der nasen spritzen.“ (Abb. 10.)

Die Steineinfassungen der Wasserbeete waren etwas hochgezogen, daß man nicht leicht einen Fehltritt machen konnte. Die fünf Figuren bauten sich sehr schön in ihrer Größe und Haltung zu einheitlicher Wirkung auf, alle das Wasser als spielerisches Element benützend.

Die Stelle, an der sich das Wasserfeld befand, ist noch heute der wasserreichste Teil des Schloßgartens. In dieser Ecke findet das von den beiden anschließenden Bergseiten sich sammelnde Wasser eben seinen natürlichen Abfluß, den Salomon de Caus geschickt verwendet hat, um außer dem beschriebenen noch vier Wasserflächen einfacher Art herzustellen: Zunächst den beschriebenen, ein schmales, langes, das im 18. Jahrhundert



eine Rolle spielte, weil hier zu dieser Zeit eine Figurengruppe aufgestellt wurde, während es Salomon de Caus keiner Beschreibung würdigt, dann ein kleines, das die Figur des Rheines zierte und das weiter unten beschrieben wird, und ein etwa halb so großes an der Stelle, wo heute noch der breite Wasserstrahl des überschüssigen Wassers der Brunnenstube zu regnerischen Zeiten armsdick aus der Stützmauer herabschießt, schließlich eines hierüber auf der oberen Terrasse.

Setzen wir unseren Weg nach dem „großen vierdten Turm“ fort, wie Caus das „Ausichtshäuschen am Nordrand der großen Terrasse nennt, so kommen wir zuerst linker Hand an einer mächtigen Freitreppe vorbei, die wohl nie zur Ausführung gelangte. Salomon de Caus hat sie hier angenommen, weil er die Möglichkeit bieten wollte, daß man die ganze Ostseite des Schlosses in voller Höhe überblicken konnte, ohne daß das Blickfeld der Tiefe nach durch Terrassen beschnitten wurde. Man schritt von hier unmittelbar auf die Mitte der sich frei am Berghang aufbauenden Ostseite zu, allerdings nur eine kurze Strecke, weil gleich der Hügel wieder steil nach dem Friesenberg abfiel. Die Stelle, wo die Treppe hinkommen sollte, ist der Lage nach in der sog. Tarustreppe heute noch erhalten. Die beiden Bäume, die der Treppe heute den Namen geben, stammen aber nicht aus der Zeit der ersten Anlage des Gartens.

Linker Hand weitergehend schreiten wir dann dem „Pomeranzengarten“ entlang: „darinn es Dreyßig große Pomeranzen Bäum / jeden ohngefähr 25. Schuh hoch / und der andern mittelmäßigen und kleinen / ohngefähr in die Vierhundert hat. Und sind die großen bey 60. Jahren alt: Welche man alle / in der Größe wie sie sind / mit Wurzel und Erden / in sonderbaren darzu gemachten Kästen / aus dem alten Herren Garten in der Vorstadt / nicht ohn große mühe und arbeit / den Berg hinauf / in diesen neuen Lustgarten geführet hat.“ „Alle Jahr umb S. Michaelstag / oder im Weinmonat“ wurde ein Haus aus Brettern darüber aufgeschlagen, das mit vier Defen geheizt wurde. „Und im Meyen / oder umb Ostern“ wurde das Haus wieder abgebrochen. Weil das Haus schwer auf- und abzuschlagen war, wollte Caus den Pomeranzengarten mit einem Steinhaus umgeben, an dem man bei Einbruch der Kälte nur das Dach aufsetzen und die Fenster in die Oeffnungen einstellen brauchte. Die Architektur zeigt dieselben geraden, mit Laub überzogenen Säulen: „als wanns Baum Stämme weren / gehawen / und mit Ephew rings umb gewunden“, wie sie an der Elisabethenpforte zur gleichen Zeit verwendet wurden und heute noch zu sehen sind (Abb. 13). Im Grundplan sind 40 Bäume angegeben.

Die Längenausdehnung der Pomeranzentallee entsprach dem hinter ihr aufsteigenden, in die Fläche der großen Terrasse, wie wir oben zeigten, einspringenden Felsmassiv, das mit einem Irrgarten versehen werden sollte. „Hieran stößt der Blumen Garten / den ich in keinen sondern Abriß gebracht / weil man ihn in obmeldten beyden Haupt Abrißsen gar leicht erkennen kan. Selt sonsten 60. Schuh in der Länge / und 200. in der Breite. Das runde Feld oder Grund / so in der mitten stehet / ist in Vier theil unterschieden / nach den Vier zeiten des Jahres. Und hat jedes theil Neun Doppel Länder. Welche / wann mann sie in Drey theil wieder abtheilt / kommen jedem Monat im Jahr / Drey Doppel Länder / so ihre besondere Blumen tragen sollen. Dann es gar gewiß ist / daß alle zeiten des Jahrs uber / Blumen herfür wachssen.“

Die Anlage war also so ausgestaltet, daß die Blüte jeden Monat wie der Zeiger einer Uhr auf ein anderes Feld vorrückte. Die das kreisförmige Blumenfeld einfassenden Arabesken-Beete mit Delphinen und Frauenkörpern beschreibt Caus nicht. Sie konnten nur plastisch, etwa wie er später an anderem Orte schreibt, als Mosaikbilder, in Stein gesetzt gedacht gewesen sein. Auch der geschnittenen Heckenanlage schenkt er keine Beachtung. Nur den Brunnen bildet er ab (Abb. 15). Auf quadratischem Steinsockel erhebt sich mitten in dem Kreisrunden, durch Tropfsteine eingefassten Wasserbeet ein pyramidenartiger Aufbau aus Tropfsteinen, in die kleine Koniferen und runde Gefäße aus Stein eingefügt sind, aus denen Wasser in die Höhe spritzt, oder nach unten abfließt. Wie Caus Kreisform und quadratischen Unterbau, die stehenden Luffsteinsäulen mit den aufstrebenden Lärchen (oder sonstigen Koniferen) und die runden liegenden Körper

der Schalen in ihren Gegensätzen zu einer guten Wirkung vereinigt, oder wie er aus diesem vielgestaltigen Gebilde die Wasserstrahlen zur Kreisform überleitet, zeigt die Schöpfergabe und den feinsinnigen Geist dieses außergewöhnlich begabten Ingenieur-Architekten.

Von dem „großen gevierdten Turm“ berichtet er nur, daß er: „eingefallenen Böhmischem Krieg wegen noch nicht gar fertig worden“, 88 Schuh lang und 70 breit war. Er kam nie über das Untergeschoß hinaus. Das Erdgeschoß sollte eine auf vier Pfeilern ruhende gewölbte Halle erhalten, die nach allen vier Seiten freien Ausblick gewährte. In einem Eckpfeiler sollte die nach oben führende Wendeltreppe liegen. Im ersten Obergeschoß war eine Wohnung mit vier Räumen und zwei Nebenräumen (Kammer und Abort) gedacht, im nächsten Geschoß zwei kleine Wohnungen, die eine von drei, die andere von zwei Zimmern und einer Kammer (jede mit Abort). Jedes Geschoß hatte mehrere heizbare Räume, darunter je ein Zimmer mit offenem Kamin (in der Regel der Schlafraum). Im ausgebauten Dach sollte wohl die Dienerschaft untergebracht werden. Offenbar dachte der Bauherr daran, in dieser einzigartig schönen Lage besonders wertvolle Gäste unterbringen zu können.

Merkwürdigerweise beschreibt Caus das hinter dem turmartigen Lusthaus vorgesehene, neun Räume enthaltene Feld mit über mannshohen geschnittenen Hecken nicht, ebensowenig als die acht auf der Mitte des nach Westen ziehenden Schenkels der großen Terrasse vorgesehene Bosquets, in deren Mitte der Gartensaal, wie er ab und zu genannt wird, eingebaut war. Fast ist man geneigt anzunehmen, daß diese geschnittenen Anlagen ohne jeden besonderen Schmuck dem Geschmack des mit überquellender Gestaltungsfreude begabten Gartenkünstlers nicht zusagten und ihm vom Bauherrn zur Ausführung befohlen worden waren. In der Tat beeinträchtigte der Einbau der hohen Bosquets zum mindesten mitten auf der großen Terrasse den räumlichen Aufbau des Gartens und versperrten wie die Hecken beim gevierdten Turm den Aus- und freien Ueberblick.

Symmetrisch — bezogen auf den Gartensaal — zu dem an erster Stelle beschriebenen, an der Spitze der winkelförmigen Anlage gelegenen Felde lag ein ähnliches unmittelbar beim Haupteingang zum Garten. Nur der Brunnen war insofern anders als im achteckigen Bassin ein hoher, viereckiger, auf jeder Seite mit einer Nische gezielter Aufbau stand: „Dieser Brunn soll noch mit Tauchsteinen / artiger Austheilung von Muscheln / und Vier Frag Gesichtern / von Metall in form der Muscheln / geziert werden.“ Der Brunnen war also noch nicht fertig.

Sechs mit Arabesken gezierte, von Caus nicht beschriebene Felder füllten den Rest der großen Terrasse.

Von hier gelangte man über zwei je zweiarmige Treppen nach der unteren Terrasse (die heute auch Koniferengarten genannt wird, weil dorten jetzt prächtige Nadelhölzer stehen).

Die Terrasse war durch Zerlegen in verschiedene Höhenlagen der Tiefe nach plastisch gegliedert. Ein schmaler, etwas höher als die Wege liegender, mit Palmetten gezielter Fries umschloß ein großes Wasserbeet und die beiden symmetrisch dazu gelegenen Felder, deren Einzelländer von Steinzargen (Abb. 7) eingefast waren und tiefer als der Weg lagen, sodaß man von oben schön ihre reiche Zeichnung bewundern konnte. In ihrer Mitte stand Ceres und Flora, die Ecken waren mit Bäumen in Kübeln besetzt. „Mitten in diesem Garten ist ein kleiner Weyer / darinn sich alles Gewässer / so aus den Gärten kompt / versamblet. Und stehen allda zwey große Bilder / welche die zween Fließ / den Mann und den Necker / bedeuten / gegen einander uber. So springet auch das Wasser aus den Felsen / darbey sie allernechst stehen.“ (Abb. 16.) Die geschwungene Figur des mit einer Ballustrade eingefasteten großen Beckens wird optisch durchbrochen durch die in hohe Bögen sich in das Bassin ergießenden, dreigeteilten Wasserstrahlen der Flußgötter und durch zwei pyramidenförmige Tropfsteinaufbauten, aus denen wieder ringsherum Wasserstrahlen in Bogenform in das Becken fallen. Das Ganze zeigt ein außerordentlich feines Spiel der Linien und Körper.

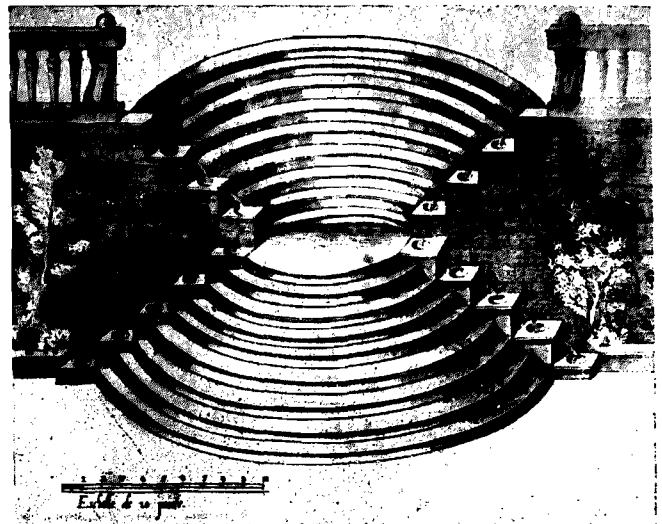


Abbildung 8, linke Seite:

„Der Brunn der Seulen“

Abbildung 9, rechte Seite:

„Eine Stiege oder Schnecken“

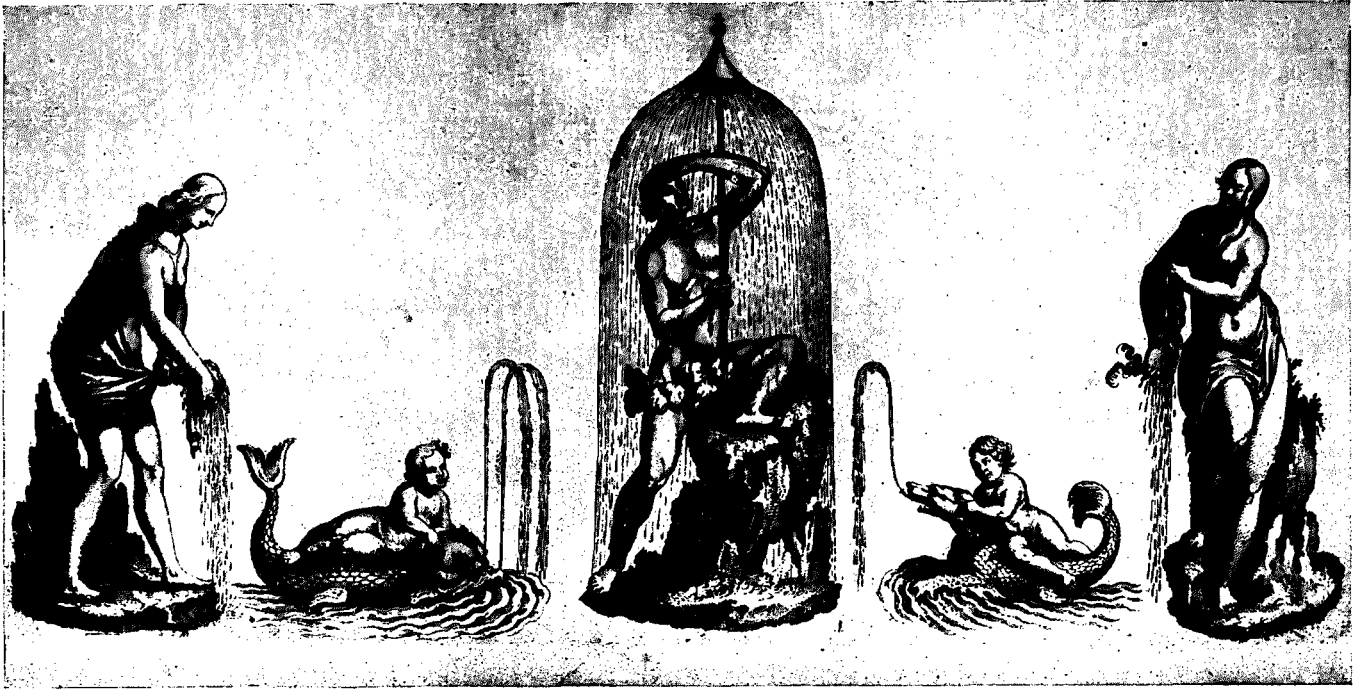


Abb. 10. „Figuren, die das Wasserfeld zierten“

Von der unteren Terrasse führte schließlich eine Treppe zu der Mitte der Westseite nach dem Burggraben hinunter.

Gehen wir nun weiter zu den Bauwerken, die sich unmittelbar an die lange, winkelförmige Allee anschließen: In der Oeftecke des Winkelschenkels lagen mehrere Gemächer.

„Im andern Absatz nechst drüber hats oben über der Großen Grotten / unterschiedliche zierliche Gemächer oder Cabinet. Under welchen aber die Vier / da die Gewundene Säulen stehen / über die andern herfür gehen / weil sie uff ein solchen Platz gestellt sind / davon mann fast den ganzen Garten übersehen kann. In bemeldten Gemächern sind noch mehr Brunnen / daraus das Wasser uff ein sonderbare art uff eine Stiegen lauft und sich versamblet. Maßen der Augenschein solches im 18. Abriß darthut. Da hats uff beyden seiten Postamenten / aus welchen bemeldtes Wasser von einem zum andern herab fällt / und herrach in den kleinen Weyer oberhalb den Grotten sich versamblet. In dessen Weyers mitten / das Bild Venus uf Vier Delphinen / welche aus ihren Nasen wasser sprizen / gestellt ist. Und dienet bemeldter Weyer zum Vorrath oder Behälter des Wassers vor die Grotten / die drunder steht.“

Die Cabineten (Abb. 11), vier an der Zahl, waren vermutlich mit einer steinernen Vorderwand abgeschlossen (ein Stück einer gewundenen, steinernen Säule hat sich zum mindesten bis heute auf dieser Stelle erhalten), die aber mit verschieden großen, rechteckig oder rund abgeschlossenen Oeffnungen durchbrochen war, durch welche man einen umrahmten Blick auf Schloß und Garten genießen konnte. Auch die elliptische Treppe (Abb. 9), die zu dem etwas tiefer sitzenden Bassin führte, ist zum Teil noch in ihrer alten Lage heute vorhanden. Salomon de Caus hatte eine ähnliche Treppe wohl in der Villa Lante in Vagnaja gesehen⁶⁾.

Der Venusbrunnen (Abb. 12) beweist wieder, wie Caus es meisterlich verstanden hat, Aufbauten und Wasserkünste zu schöner Wirkung zu vereinigen. Goldene Kugeln tanzten zu beiden Seiten auf je einem Wasserstrahl, während in der Mitte das Wasser in 8 Bögen aus den Mäulern und Schwänzen der Delphine sprizte.

Auch eine zwischen Tuffsteinen in einem rechteckigen Wasserbeet unterhalb des Venusbrunnens aufgestellte Figur des Rheines (Abb. 17, die Figur aus Sandstein liegt heute noch etwa an derselben Stelle, vgl. Abb. 18) wird durch vier sie umgebende, hoch im Bogen sprizende Wasserstrahlen belebt und symbolisch als Wassergott gekennzeichnet. Caus schreibt hierüber: „Nechst bey bemeldter Grotten hats einen kleinen Weyer / darinn ein großes Bild / so 18. Schuch lang / welches den Rhein bedeutet. Und aus den Steinen rings herumb springet Wasser herfür / durch unterschiedliche kleine Röhren / deren etliche wol in die 20. Schuch hoch gehen.“

Dem Aufenthalt in dem sonnigen Terrassengarten mit seinem in Deutschland einzigartigen, an südliches Klima erinnernden Lage stellt Caus die dämmerige Kühle mehrerer Grottenbauten gegenüber, die er im Innern meist reich mit Bildwerken ausstatten wollte. So floß das Wasser vom Venusbrunnen der unmittelbar darunter liegenden „großen Grotte“ zu. „Die 21. Figur ist der Grundriß der großen Grotten / welche inwendig 70. schuch lang / und 32. schuch weit / auch in zwey fast gleiche theil abgetheilt ist. Des Ersten theils Obergewölb ist gemacht von schöner Austheilung und Figuren allerhand Muscheln. Das ander theil ist rauch von groben Bieraden. In bemeldtem Garten⁷⁾ gibts unterschiedliche und mancherley lustige Wasserkünste / welche / wann man sie allesampt springen sehen will / man wol ein stund damit zu zubringen hat. Der 22. Abriß begreift die Perspectif der ehstbemeldten Großen Grotten. Derselben Grotten Portal / welches im 23. Abriß vorgebildet / ist gemacht von Zwelff großer Thier Figuren / und dann unterschiedlicher Boßquadern zierd“ (vgl. Abb. 19).

Die Grotte bestand aus zwei reich mit herabhängenden Tropfsteinen gezierten Kreuzgewölben; die Wände waren mit Ornament in Muscheln und verschiedenfarbigen Steinen besetzt (Teile sind noch heute am westlichen Grottenpfeiler zu sehen). Das Licht kam in einer rechteckigen Nische von oben herab, in der eine Kugel auf einem Wasserstrahl tanzte. Der Boden war reich mit eingelegten Platten geschmückt. In der Mitte des einen Gewölbes stand ein Tisch mit einer Sonnenuhr, die offenbar geheimnisvolle Wasserkünste für den ahnungslosen Besucher enthielt. (Der Unterteil des Tisches steht heute vor dem Elisabethentor). Auch sonst scheinen hier noch allerhand nasse Ueberraschungen eingebaut gewesen zu sein. Dazu paßte das bizarre, mit viel Getier geschmückte Eingangsportal. Die Körper der Hirsche zu beiden Seiten unter den halbrunden Nischen wie der Bär und das Wildschwein unter den Bänken haben sich bis heute, allerdings etwas verstümmelt, erhalten (vgl. Abb. 20).

Das weitaus großartigste Bauwerk des Gartens war aber „die Galery“ (Abb. 21). „Am andern End des Gartens läßt sich eine Galery / mit steinernen Seulen von grobem Zirad / sehen. Welche im 24. Abriß angedeutet. Drinnen hats unterschiedliche Brunnen / welche zu Behältern vor die Fisch zu Hoff gebraucht werden.“

Es war also die Fischzuchtanlage. Elf Säulen, nach Art der am Säulenbrunnen beschriebenen, trugen eine Attika, in deren nahezu quadratischen Feldern die 12 Taten des Herkules plastisch dargestellt werden sollten. Das ganze war wieder mit der im Garten überall angewandten Balustrade abgeschlossen. Hinter der Attika lag das nach rückwärts abfallende Pultdach verborgen. Durch zehn Bogenöffnungen betrat man das Innere, eine 6 m breite und 40 m lange Halle, an deren Schmalseiten je ein und an den Längsseiten fünf Fischbehälter in Nischen eingesetzt waren. Die Mitte war entsprechend der Vorderwand mit vier Bogenöffnungen durchbrochen, die zu einem zweiten kleineren Raum mit vier Behältern führten. Wie der Kupferstich zeigt, sollte durch diese Anordnung eine starke perspektivische Tiefenwirkung erzielt werden. Die Decke war vermutlich eben abgedeckt (Puzdecke auf Gebälk).

Von der einen freien Nische gelangte man in eine Grotte von 7×12 m Bodenfläche, die ihr Licht von zwei elliptischen Oeffnungen erhielt, welche in dem den Raum überspannenden Kreuzgewölbe ausgespart waren⁸⁾. „Und an dem einen End derselben Galery steht eine Grotte / die nicht zwar so groß / aber jedoch an Felsenwerk / Muscheln / und Corallenzinken / reicher ist / als die vorbeschriebene. Es hat auch darinnen eine große Menge Wassers / welches der lenge nach über die Stein herab fleußt / daß es Eißzapffen gleich sicht. Ferners stehen auch darinnen zwey Bilder in natürlicher größe / von Steinen gehawen. Das eine ist ein Jüngling / der Wasser uffgeußt / wann man in der Grotten essen und die händ waschen will. Das ander ist einer der ein breiten Korb helt / Gläser darein zu stellen. Es hat auch eine Tafell in der mitt / daraus vielerley Wasserkünst springen. Und uff zworn seiten / wie auch über der Thür inwendig stehen drey in Menschen gestalt abgebildete Flüß / die durch Krüg Wasser ausschütten / daß es über Felsen herab biß gar uff den Boden fällt. Und sollen ehstangedeute Bilder uff die Art die man Mosaicam nennet noch mit Muscheln und kleinen Steinen besetzt werden: Wie im 27. Abriß zu sehen.“ (Abb. 22 und 23.)

Die Grotte ist das raffinierteste, was Caus für den Garten erdacht hat. Ueber Tropfsteine, die in der Nische in Gestalt von zwei nach unten gekehrten Schalen und in den seitlichen Wänden nach Art eines Wehrbalkens eingesetzt werden sollten, wäre das Wasser in dünnen Streifen vorhangartig herabgeriefelt. Das Gegenspiel in der Nische bildeten rot leuchtende, auf niederen Tuffsteinfelsen aufgebaute Korallenzinken, von denen je ein breiter Wasserstrahl in die dunkelgrüne Wasserfläche sich ergießt. Ueber den seitlichen Wasservorhängen wie über dem Eingang tummelten sich Nymphen und Flußgötter, dabei jeweils einen Krug mit Wasser in die Rinne gießend. Die seitlichen freistehenden Figuren gaben den Maßstab und vermittelten durch die Handreichung von Metallgefäßen den märchenhaften Eindruck mit der Wirklichkeit. Man muß sich das gedämpfte, schimmernde Licht der von oben aus erhellten Grotte, die Farbgegensätze der gelblichen Tropfsteine und der graublauen Tuffsteine, die tiefgrünen Wasserbeete und die wenigen, aber bizarren Formen der zinnoberrot leuchtenden Korallen vorstellen, um das Fabelhafte dieses Raumes zu verstehen.

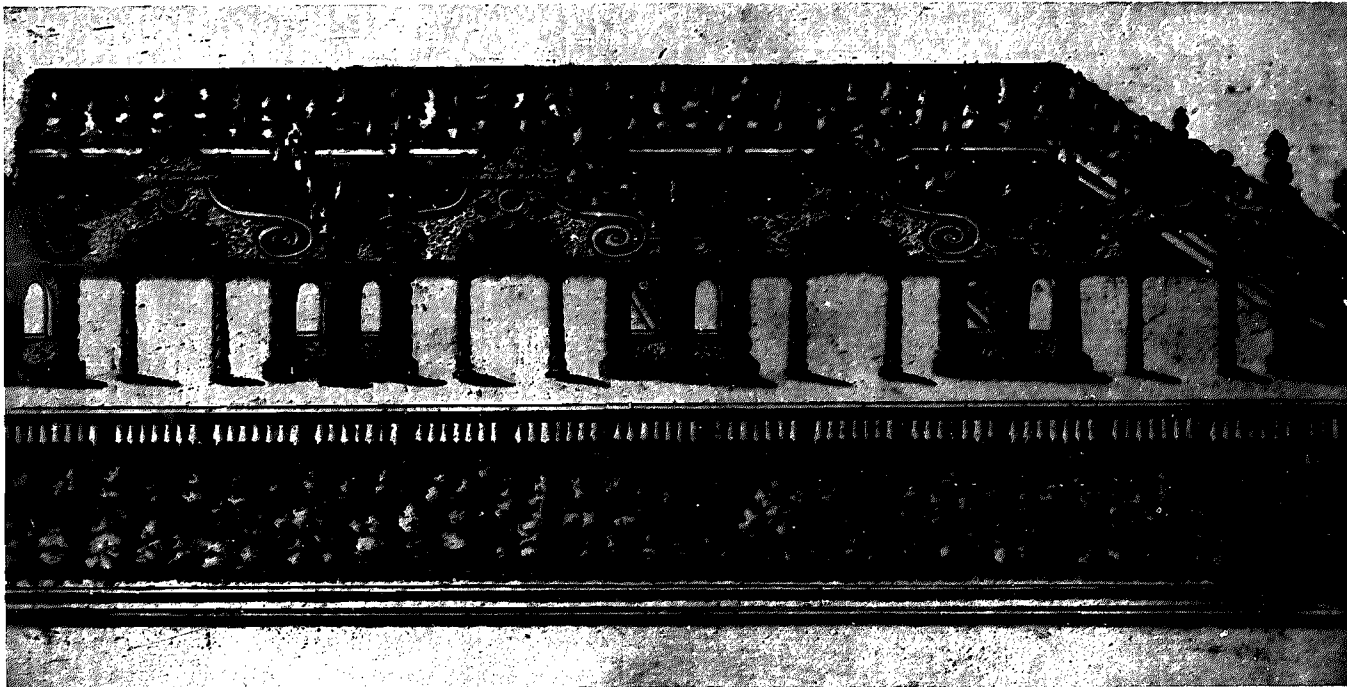


Abb. 11. „Cabinet oder Gemächer“

Der Raum selbst ist wohl wieder freigelegt und ergänzt. Es haben sich aber nirgends daran Spuren der Bekleidung, wie in der großen Grotte, gefunden, sodaß man annehmen muß, es ist nicht mehr zur Auszierung gekommen.

Von dem an die Fischzuchtanlagen anschließenden „großen Gewölbe“ steht wohl heute noch die Rückwand getreu nach dem Abriß des Architekten (Abb. 14). Auch das zweiteilige auf dem Riß dargestellte Fenster konnte als Eingangspforte am westlichen Ende der langen Allee aus den an Ort und Stelle gefundenen Trümmern wieder aufgestellt werden.

Die übrigen Reste ruhen aber noch unter Schutt und Erde verborgen, bis auch sie — hoffen wir durch diese Ausführungen — eines Tages frei gelegt werden können. „Ist demnach noch ein Gewölbe zu beschreiben übrig / 32. Schuh hoch / und 275. Schuh lang. So in Drey theil abgetheilt. Das eine theil mit A. gezeichnet / braucht man / die kleine Pomeranzen / Granaden / Rosmarin / und andere Bäumlein / die man nicht alle ins Pomeranzenhaus bringen kann / drein zu setzen. So haben auch Ihre Königliche May. vorgehabt / mit der Zeit eine Wasser Machinam darinn zurichten zu lassen / daß man vermittels des Wassers / die drey Art und Gattungen der Alten Musik / so Sie Diatonicam / Harmonicam und Chromaticam genandt / hette hören können. Welches vorhaben die Böhmishe Krieg zurück gestellt. Das Ander Theil mit B. gezeichnet / hett man gebraucht zur verwahrung der Instrumenten oder Bewegungen / durch welche man / so wol ehsterwehnte Musiken / als auch einen Wald Gözen Satyrum aus einer Zwergpfeiffen spielen machen sollen. Und dieser Satyrus were an dem einen End des dritten Theils / so mit C. gemerckt / gestanden. Welches Theil dann ein Bad worden were / darinn man alle zeit des jahrs uber vermittelst zweyer Offen / die das Wasser im selbigen Platz gewärmet / sich baden können. Im andern Ende desselben Theils hette es einen Brunnen mit großen Zieraden bekommen / und nechst darbey den Knaben Narcissum. Wie in den zweyen Abrißten / 29. und 30. zu sehen.“

Hinter einer schlichten, die Verlängerung der Galery bildenden Außenwand lagen also von Westen nach Osten gesehen vier Kreuzgewölbe, die als Wintergarten dienten, zweie, in denen Caus seine Kunst, durch Wasser Töne erzeugen zu können, unter Beweis stellen wollte, und schließlich vier weitere, das fürstliche Bad. Wie von der Galery fiel auch hier das Dach schräg nach hinten über dem Gewölbe ab.

Näher erläutert mit Stichen ist nur das Bad. Caus wollte offenbar über dem unter vier Gewölben durchziehenden Badebassins einen baldachinartigen Aufbau aus Tropfsteinen errichten, in dessen Mitte Narziß mit zwei Hunden auf einer kleinen Insel ins Wasser blickend saß. Hinter dem Aufbau am Ostende des Bades wäre der Faun zu stehen gekommen, von dessen Händen, Haaren, Mund, Brüsten und Nabel Wasserstrahlen sich in das Becken ergießen sollten (Abb. 24 und 25). Davor wollte er wieder einen wasserspennenden Knaben aufstellen. In der Nischenrückwand sollte Wasser in zwei Abstürzen über die künstlichen Tuff- und Tropfsteinfelsen herabfließen.

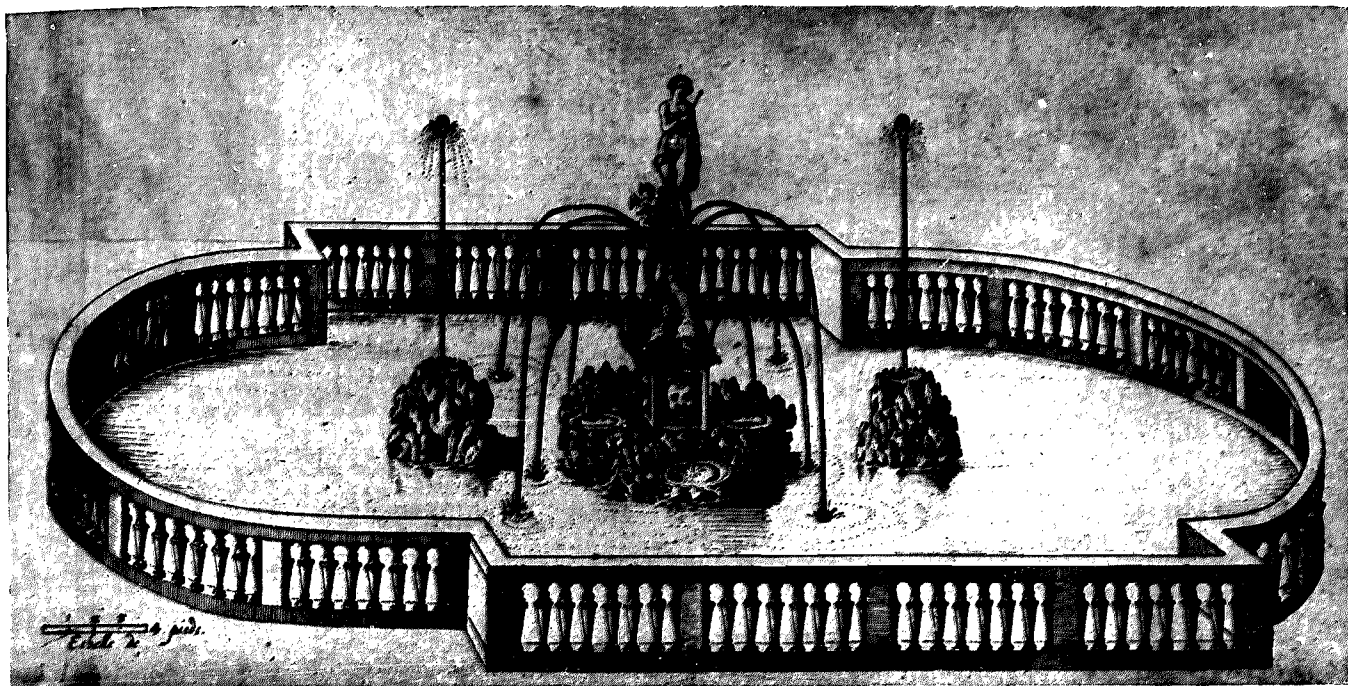


Abb. 12. „Der Brunn über den Grotten“ Venusbrunnen

Der Narzißbrunnen ist so entzückend schön, daß er verdiente, heute an passender Stelle des Gartens in ähnlicher Form als Erinnerung an das Wunderwerk des Hortus Palatinus aufgebaut zu werden.

Den Abschluß des Ost-Westarmes der langen Allee bildeten je eine Nische mit portalartiger Umrahmung (Abb. 26). „Das gros halbrund Gewölb“, wie es Caus nennt. (Es ist im unteren Teile ohne die figürliche Plastik erhalten (Abb. 27). In der Nische sollte „ein Brunn des Meer Gögens Neptuni“ Aufstellung finden und auf dem Portal der Bauherr selbst. (15 Fuß etwa hoch!) Die Inschrift lautet:

„FRIDERICUS BOHEMIAE REX COM. PALAT. RHENI. FL. / SUMMA MONTIUM IN IMA VALLIUM PRAECIPITANDO. / LOCUM. DIANAЕ. OLIM. NUNC. VERTVMNO. SACRVM. / REDIDIT. AQAEDVCTIB. CAVENIS. STATVIS. PLANTIS. / FLORIB. ARBORIB. MIRAF.-MAGNITUD. EX. SVBVRBANO. HORTO. SINGVLARI. ARTIFICIO. TRANSLATIS ORNAVIT. / OPVS. HVC. USQVE. PERDUXIT. A. D. MDCXIX.

Wie der Merian'sche Stich (nach Foquier) ausweist, stand als Gegenstück am anderen Ende der Allee das Bild der Kurfürstin, wenn beide wirklich noch haben ausgeführt werden können⁹⁾. Zwei Treppenhäuser, die in den Wandungen noch erhalten sind, führten nach oben zu der Ebene des Gärtnerhauses. Reste der Grundmauern sind noch vorhanden. Ob auch die oberen Geschosse noch aufgesetzt werden konnten, scheint fraglich.

Auf der großen Allee selbst wurde nach Angabe von Caus „Palamaill“ gespielt. Man sieht auf dem Merian'schen Stich am unteren Ende der Allee 2 Männer, von denen einer eine Kugel durch einen in die Erde gesteckten Bügel zu treiben sucht. Es muß also ein Spiel ähnlich wie Croquet gewesen sein. Auch am oberen Ende unterhalten sich zwei andere mit ähnlichem Zeitvertreib.

Der nach Norden laufende Arm der großen Allee scheint nur teilweise zur Ausführung gekommen zu sein¹⁰⁾. Jedenfalls unterblieb, wie wir schon erwähnten, der Aufbau des Irrgartens, der westlich der langen Allee lag und ebenso das anschließende, mit 600 Kreischen bezeichnete Feld, auf dem wohl Reben gezogen werden sollten.

Der Hortus Palatinus war ein typischer Renaissance-Garten. Der Zeitgeschmack verlangte reiche Formen, die in spielerischer Weise aneinandergereiht wurden, noch ohne die achsialen wechselseitigen Beziehungen, mit denen der Geist des Barock Bauten und Gärten zu einheitlichen Gebilden mit einer Folge mehrerer sich steigender Räume gestaltete. Der Heidelberger Garten ähnelt nach dem Grundgedanken des Terrassenaufbaues italienischen Vorbildern. Er ist von diesen durch eine auf Salomon de Caus zurückzuführende, starke Einfühlung in die den Garten umgebende Landschaft sehr verschieden und dadurch ein einzigartiges Kunstwerk.



Abb. 13. „Ein Stück vom steinernen Pomeranzenhaus in größerer Form“

Anmerkungen

¹⁾ Die Anstellungsurkunde ist abgedruckt in den Mitteilungen des Schloßvereins Band 1 Seite 144. Ueber das Leben und Wirken des Salomon de Caus gibt eine treffliche Arbeit von Christina Sandrina Maks, 1935 gedruckt bei Jouve & Cie. Paris, Auskunft. Darnach war Caus in Italien in Pratolino und hatte Gelegenheit, die eben fertiggestellten großen Gärten dorten kennen zu lernen. Von 1598 bis 1610 hielt er sich in Belgien auf am Hof des Erzherzogs Albert, bei dem P. P. Rubens und Peter Breughel verkehrten. Er lernte dort hydraulische Maschinen kennen, die Georg Müller von Augsburg gefertigt hatte und arbeitete an den Gärten in Brüssel und in Mariemont, dann unter Wenzel Coberger an Grotten und Wasserkünsten.

1610 verläßt er verärgert seine bisherige Arbeitsstätte, um an den Hof Jakobs I. überzusiedeln, der viele Erfinder und Ingenieure für große Feste und Feuerwerke verwendete. Er kam dann an den Hof des ältesten Sohnes Heinrich, Prinz von Wales, der den Richmond-Palast bewohnte, und ähnlichen Liebhabereien wie sein Vater huldigte. Caus fertigte Zeichnungen für die Gärten des Schlosses und übernahm Wasserbauarbeiten an der Themse, wo er mit Inigo Jones in Beziehung kam. Im Richmond Palace baute Caus eine Bildergalerie, er arbeitete weiter am Greenwich Palace und Somerset House, an Hatfield House für den Grafen von Salisbury (einen Neptunbrunnen), an Wilton House in Wiltshire (Südfassade) für den Grafen von Pembroke zusammen mit seinem Bruder Isak, mit diesem weiter an Säulenhallen in Gorbamburyn und Camden House bei Kensington.

In Deutschland wurde er von dem Herzog von Zweibrücken, dem Fürsten von Anhalt, wie dem Herzog Friedrich von Württemberg in Stuttgart zu Rate gezogen, wo er sich zusammen mit Gerard Philippe traf. Der Caus'sche Plan wurde von Heinrich Schickhardt und Kaspar Krehmayer denen des G. Philippe und des van der Hulst vorgezogen. Von 1618 bis 1620 steht er mit dem Rat der Stadt Rouen in Verbindung wegen des Baues einer Brücke über die Seine. Im Frühjahr 1620 scheint er Heidelberg verlassen zu haben, um nach Paris überzusiedeln, wo er im Dienste Ludwigs XIII. an öffentlichen Arbeiten beschäftigt war (Straßenreinigung von Paris und mehrere Springbrunnen). Seinen Lebensabend verbrachte er mit

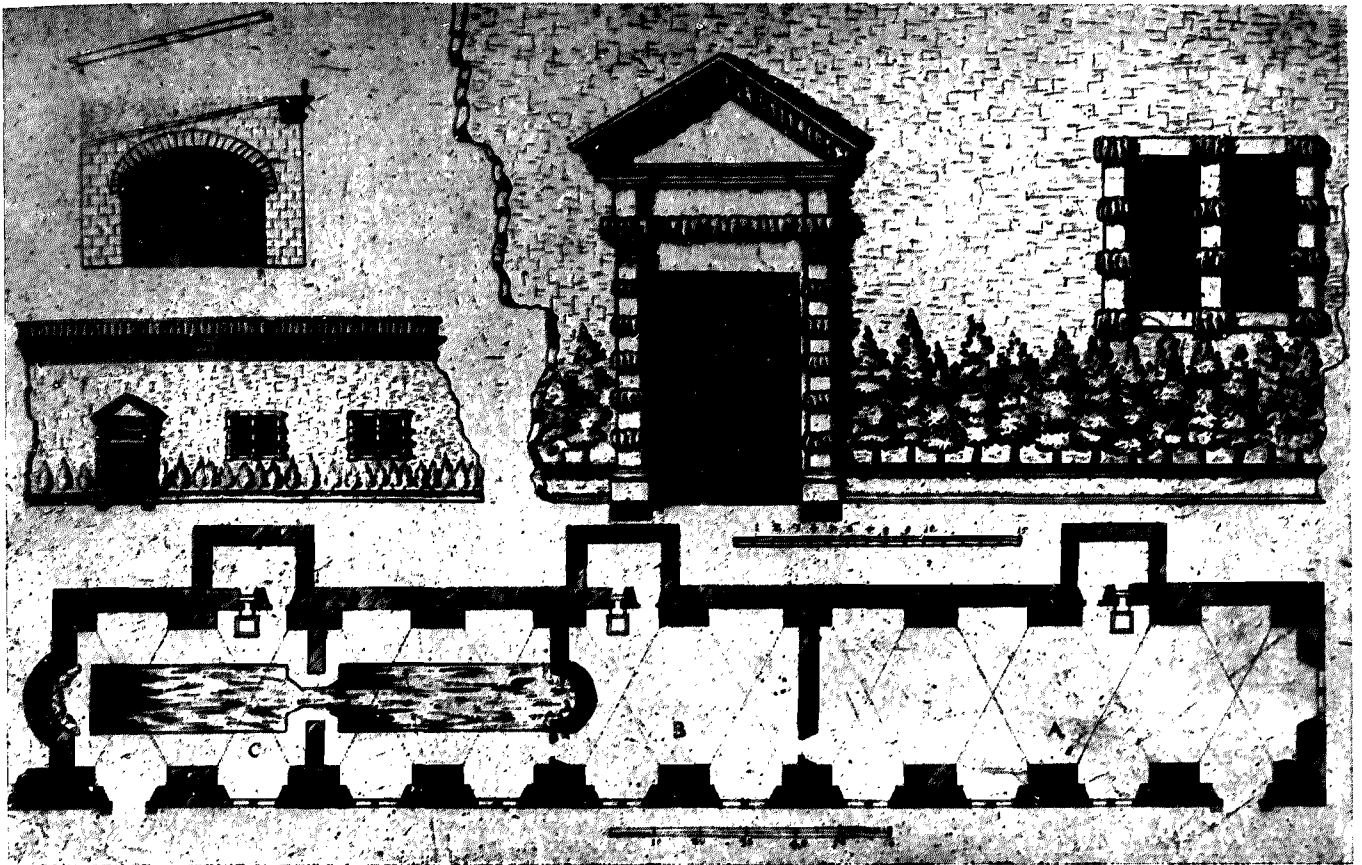


Abb. 14. „Das Gros Gewölbe“. A Wintergarten, B Raum zur Aufstellung der Wassertonmaschine, C Fürstliches Bad

zum I. Abschnitt.

Studien über Mathematik. Er wurde am 28. 2. 1626 in Paris auf dem protestantischen Friedhof La Trinité begraben. Außer dem Hortus Palatinus hat er in Frankfurt veröffentlicht: „L’Institution Harmonique“, die der Königin Anna von England gewidmet ist, der Gemahlin Jakobs I., „Les Raisons des Forces Mouvantes“. In London „La Perspective“ (1612), Prinz Heinrich gewidmet. In Paris 1624: „La Pratique et Demonstration des Horloges Solaires“, das Richelieu gewidmet ist. Schließlich eine Abhandlung über Sonjometer und eine Uebersetzung der Bücher des Vitruv in das Französische.

²⁾ „Hortus Palatinus a Friderico Rege Boemiae Electore Palatino Heidelbergae exstructus Salomone de Caus Architecto 1620 Francofurti apud Joh. Theod. de Bry.“

³⁾ Die Höhenunterschiede waren hier, wie aus der weiteren Beschreibung hervorgeht, am größten. 62 Schuh Tiefe, also über 18 m mußten mit den an anderer Stelle gebrochenen Felsen aufgefüllt werden.

⁴⁾ Es sind dies wohl damals gebräuchliche Ausdrücke für einen Sonnenschirm. Indischer Deckel über dem Kopf.

⁵⁾ Eine ähnliche Figur steht im Garten der Villa della Petraja bei Florenz. Vielleicht kannte Caus diese oder ähnliche.

⁶⁾ Vgl. die Abbildung S. 33 in Brinkmann: Schöne Gärten, Villen und Schlösser, Allg. Verlagsanstalt München.

⁷⁾ Es sollte wohl heißen: „in bemeldter Grotten“.

⁸⁾ 1811 mußte das Gewölbe eingeschlagen werden, weil es einzustürzen drohte. Der Raum wurde eingefüllt. Die Grotte wurde 1932/33 freigelegt und die Oberlichter ergänzt.

⁹⁾ Offenbar war das nicht der Fall; denn Merian gibt diese Stelle in seiner Nordansicht des Schlosses (in Topographia Palatinatus Rheni) vom Jahre 1645 unvollendet an. Auf diesem Blatt steht unter G: „Gärtnershauß“.

¹⁰⁾ Auch der andere Arm wurde nie so weit geführt, daß er bis zur Stelle des heutigen Garteneingangs zog, wie in dem Merian’schen Stich angegeben ist. Er schloß mit dem Wintergarten ab.

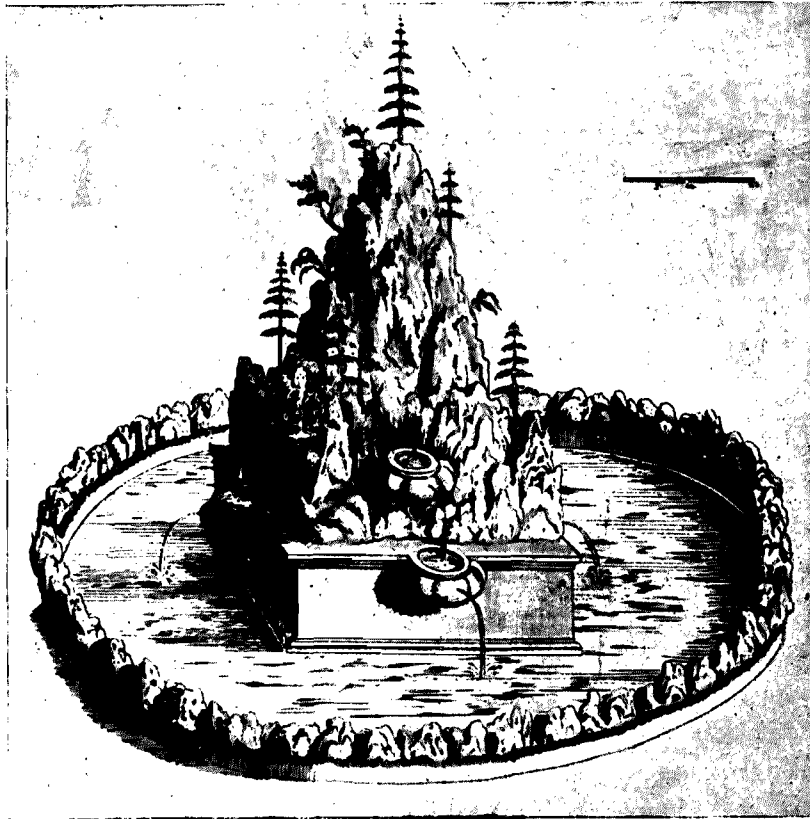


Abb. 15. „Der Brunn mitten im Blumengarten“

II. Der Verfall des

Wenn wir im Folgenden feststellen wollen, was wirklich vom Hortus Palatinus fertig geworden ist, und welche Schicksale ihm bis in unsere Zeit zuteil wurden, so stehen uns dazu als Hilfsmittel zahlreiche Abbildungen, Kupferstiche, Zeichnungen usw. einerseits und Akten, vor allem eine Folge von Bänden über „das Kammergut“ in Heidelberg zur Verfügung, die im Generallandesarchiv in Karlsruhe sich befinden und bis jetzt noch wenig für diesen Zweck ausgewertet wurden.

Außer dem großen Blatt im Caus'schen Werke hat Merian den Garten mehrfach von Norden gesehen in Kupferstichen dargestellt (vgl. Abb. 29).

Es besteht kein Zweifel, daß manches gezeichnet wurde, was nie fertig geworden war, wie z. B. die hohe Stützmauer, die den Irrgarten und jene, welche die untere Terrasse tragen sollte. In dem Kraus'schen Stich von 1684 (Abb. 30) fehlen beide Mauern vollständig. Auch ist keine Spur der Treppen zu sehen, welche von der großen Terrasse nach der unteren führten. Reste hätten sich doch wohl bis dahin erhalten. Kraus zeichnet alles sehr sorgfältig, was er sah. Merian benutzte Skizzen seiner Zeichner und alle greifbaren Unterlagen, natürlich auch das Caus'sche Werk, an dem er mitgearbeitet hatte¹). Die Ebene der unteren Terrasse war sicher angelegt und vielleicht auch mit Beeten ausgestattet.

Ein Stadtplan von 1622, der die Verteidigungswerke darstellt, mit denen Stadt und Schloß geschützt wurden (vgl. Abb. 31) vermerkt das sonst nirgends zu sehende Holzhaus über den Pomeranzenbäumen und den Hang, auf dem der Irrgarten aufgebaut werden sollte. Die Terrassen und die Beeteinteilung sind aber im übrigen falsch gezeichnet. Das ist verständlich, weil es dem Zeichner nicht auf Einzelheiten des Gartens, sondern nur auf die Festung ankam.

Ähnlich verfuhr Kupferstecher J. von der Henden, als er die Belagerung Tillys (1622) in einem großen Kupferstich darstellte (abgebildet bei Zeller, Tafel XXIX).

Das hohe Haus, das am Ende des Nordflügels der Hauptterrasse in mehreren Stockwerken auf mächtigem Unterbau errichtet werden sollte, blieb seit 1620 in den Fundamenten liegen, die aber bald darauf als

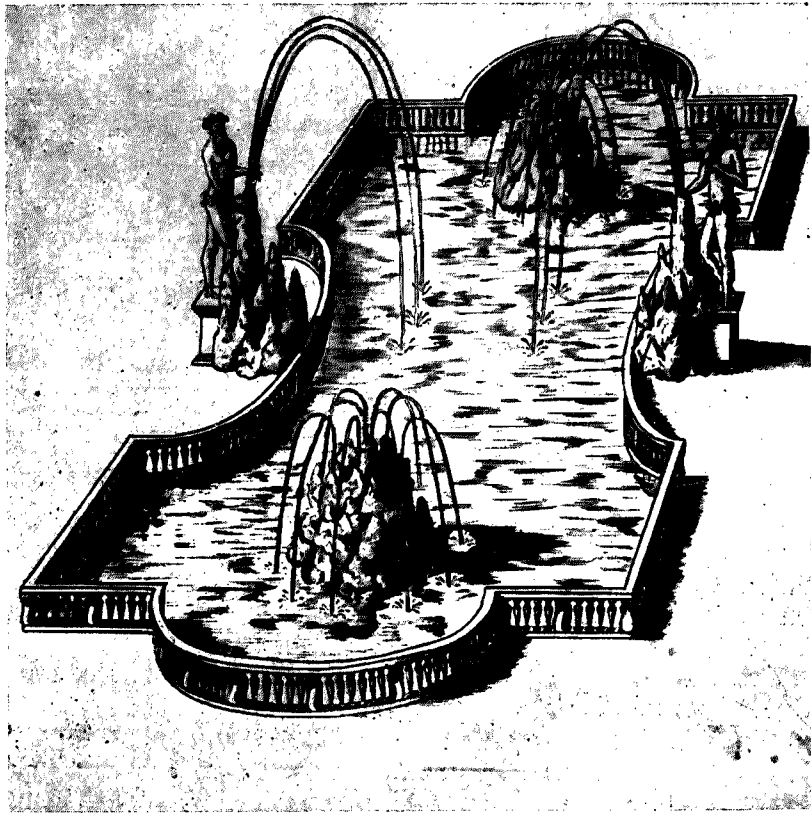


Abb. 16. „Der Brunn des untersten Gartens“

Hortus Palatinus

Schanze ausgebaut wurden. Merian gibt es auf seiner Nordansicht von Stadt und Schloß richtig wieder (vgl. auch die Stadtansicht von Ulrich Krauß, den obengenannten Stadtplan von 1622 und ein ihm entsprechender von 1692, Abb. 32, auf dem die Schanze „redout“ genannt wird).

Die Stadtansicht von Ulrich Krauß vermerkt auf diesem Teil der großen Terrasse junge Bäume, die — also entgegen dem Caus'schen Plane, — wie wir noch später hören werden, — hingesezt worden waren. Auf dem Hauptteil der großen Terrasse stehen ebenfalls junge Bäume, — wie sich später herausstellen wird, — in den von Caus angelegten Bosketts. Zwischen beiden hohen, baumartigen Partien ist eine niedere Freifläche ausgelassen, auf der die große Brunnenssäule kenntlich ist. Man sieht auch die am Scheitel des Winkels der großen Hauptterrasse gelegene große Grotte, die weiter dahinter sich den Berghang hinaufziehenden Bauwerke an der obersten Terrasse und seitlich davon die obere Terrasse, zu der zwei Treppen führen, deren eine zum mindesten der Lage nach heute noch erhalten ist, während die zweite vor wenigen Jahren neu angebracht wurde.

Die von Caus geplante „Galery“, ist auf einer Zeichnung des Schloßes von Norden gesehen aus dem Jahre 1687 (von Wittemann) abgebildet (in: Mitt. Band I, Tafel XV). Im Hintergrunde sind Bögen und Pilaster (oder Säulenstellungen) angegeben, die die Vorderwand der Hallen der Fischzucht bildeten. Die anschließenden Bäder erkennt man auf einer Skizze aus dem Jahre 1693, (von Verduc, Mitt. Band I, Tafel XVI) die kurz vor der zweiten Zerstörung des Schloßes angefertigt worden sein muß. Die „Galery“ war also zum mindesten im Rohbau fertiggestellt worden.

Im Orlean'schen Kriege hatte man sie offenbar zu Geschützständen ausgebaut. Denn nur so sind die dicken Mauerstücke zu erklären, die heute noch zwischen den Resten der von Caus angelegten Pfeiler zu sehen sind.

Das große Gewölbe hat sich gehalten, die Deckender Fischzucht- und Bäderanlagen sind aber eingestürzt und die Heidelberger haben die Steine der freistehenden Vorderwand zum Aufbau ihrer Stadt verwendet, gleich wie sie ja auch die abgesprengte Hälfte des dicken Turmes weggeschafft haben, ohne daß heute eine Spur

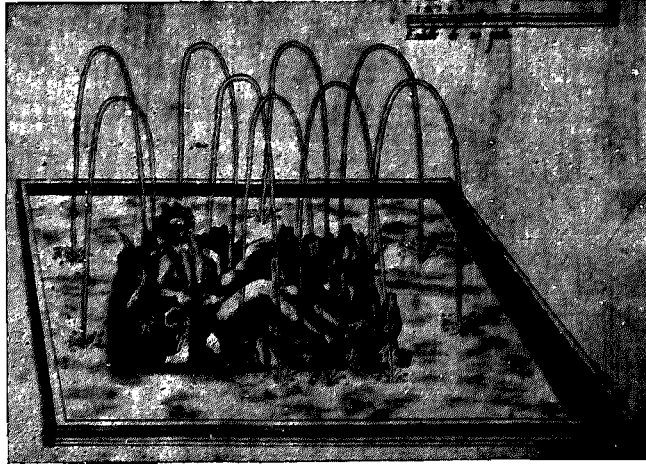


Abb. 17. „Das große Bild“

davon auf dem Schloßberg anzutreffen ist. Von den Kabinetten am Ostflügel der obersten Terrasse sind, wie oben gesagt, spärliche Reste, ein gewundenes Säulenstück und die elliptische Treppe (teilweise) noch erhalten, ebenso von den kleineren Bauwerken: das Schauziel im Scheitel des Winkels: ein Aufbau mit zwei prachtvollen Säulenkapitälern, das Treppenhaus nach dem oben am Schloßgarten entlang führenden Wolfsbrunnennweg und die benachbarte Brunnenstube. Die große Grotte ist in leidlich gutem Zustand auf uns überkommen, ebenso die Stützmauer der oberen und der Hauptterrasse.

Das zweistöckige Gebäude, welches den Garten nach Westen abschloß, fehlt bereits auf dem Plane von 1622 und dem von 1692. Es fiel also den Verteidigungswerken schon im Dreißigjährigen Kriege zum Opfer. Dafür, daß es aber stand, spricht die Handzeichnung Merians (Tafel VII, Mitt. Band III) mit einem Blick auf Stadt und Westteil des Schlosses, auf der das letzte Gebäude rechts nur als solches gedeutet werden kann. Daneben sind das Brückentorhaus und das Vogelhaus zu sehen, von dem gleich die Rede sein wird.

Der Stückgarten und der ganze Platz vom heutigen Eingang zum Schloßgarten (bei der Bergbahnstation) bis zur Stelle, an der der Burggraben nach Norden umbiegt, zählte nicht zum Garten. Merian gibt auf seiner Stadtansicht im Stückgarten noch das Vogelhaus und daneben freistehend das Elisabethentor an, weiter eine Baumallee, die von diesem auf den Elisabethenbau zuführt, und seitlich davon regelmäßige Beete, die als Zierbeete gedeutet werden können. Bei Ulrich Krauß fehlt das Vogelhaus wohl aus dem Grunde, weil es durch Baumwuchs verdeckt ist²⁾. Es hat den Anschein, als ob die gesamte Terrasse des Stückgartens nach dem Dreißigjährigen Kriege mit Bäumen besetzt worden wäre. Das Vogelhaus wurde dann gen Osten bis zum Burggraben zu unbekannter Zeit zwischen 1692 und 1765 verlängert, so daß das Elisabethentor nun in der Südwand des Gebäudes lag. Der Platz vor dem Brückenwachthaus diente als Anfahrt, gegenüber lagen die Wagenremisen oder das Rutschenhaus, die in Ruinen erhalten sind³⁾. In dem Plan der befestigten Stadt vom Jahre 1622 erscheinen zum ersten Male zwei Sperrmauern zu beiden Seiten des Brückentores, deren westliche so ausgewinkelt ist, daß man unter ihrem Schutz in den Stückgarten gelangen konnte, der aber wieder durch eine Sperrmauer aufgeteilt ist. Hinter ihr sieht man mehrere Geschütze angeben (vgl. Abb. 31 und 32).

Auf dem Festungsplan von 1692 sind drei Sperrmauern vermerkt, die parallel zueinander laufen und das Brückentor zusammen mit der Hauptabschlußmauer des Schloßgebietes an der westlichen Grenze so sichern, daß der Feind, ob er von Osten oder Westen kam, jeweils zwei solcher „steinerner Retranchements“ wie sie später genannt wurden, samt den zugehörigen Wallgräben überwinden mußte, bevor er nur zur eigentlichen Zugbrücke gelangte. (Die drei genannten Mauern fielen erst mit der Umwandlung der Reste des Hortus Palatinus im Jahre 1804 und das Vogelhaus 1805, wie wir später noch nachweisen werden.)

Unsere Untersuchungen behandeln vornehmlich nur den eigentlichen Schloßgarten und seine Schicksale.

Friedrich der V. starb während des Dreißigjährigen Krieges. Das Schloß ging wiederholt (1622 u. 1633) in Feindeshand über. Es hatte wenig durch Beschädigung, außerordentlich aber durch jeglichen Mangel an Pflege und Unterhaltung gelitten. Kurfürst Karl Ludwig, dem das Erbe und die Pflicht zufiel, in der Pfalz nach dem westfälischen Frieden in dem verlassenen und verwüsteten Landstrich wieder menschenwürdige Verhältnisse zu schaffen, gelang es, durch zähe Arbeit und kluge Maßnahmen wieder Ordnung in das Land und seine Residenz zu bringen. Die Bepflanzung des Gartens ging natürlich während der langen Kriegszeit völlig zugrunde. Von den Pomeranzenbäumen hören wir in der Folgezeit deshalb auch nichts mehr.

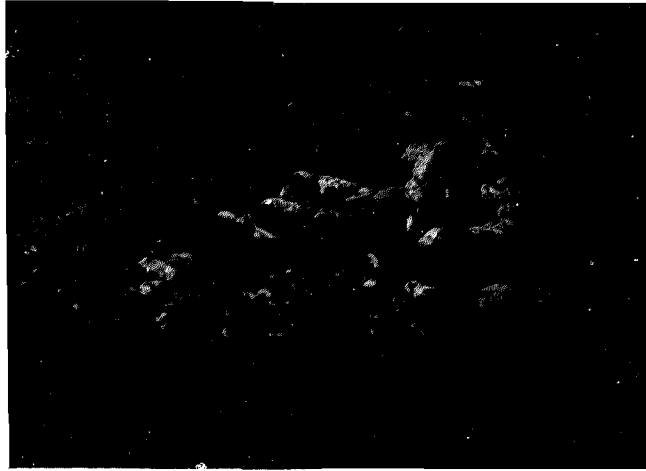


Abb. 18. Heutiger Zustand des großen Bildes

Ein Aktenstück „Kammergut“ (Schloßgarten 1656 bis 1669) beweist, daß man unter Karl Ludwig vor allem bestrebt war, den Garten mit ausländischen Bäumen auszustatten. Das erste Blatt dieses Aktenstückes gibt mit der Hand gezeichnet 9 seltene Bäume an. Es hat wohl dem Kurfürsten zur Auswahl vorgelegen. Denn in dem folgenden Schriftstück vom 22. Oktober 1656 berichtet Hofgärtner Peter Lenhard⁴⁾, der schon seit Erstellung des Gartens diesen betreute, daß man ihm befohlen habe, sich um 40 Stück fremder Bäume zu bewerben. Martinus Brendtna begeben sich gerade nach Italien und komme bis zur Ostermesse wieder zurück. Der Kurfürst habe befohlen, 40 Stück zu kaufen „Alß 14 bumeranz bäum, Citronen bäum 14, Citronellen oder nania Bäumlein 12 Stück, ferner 6 Cappernstauden.“ Die Bäume wurden aber erst 1659 geliefert und zwar aus Mailand.

Auf dem genannten Blatt sind in der oberen Hälfte dicht belaubte Bäume gezeichnet, darunter steht Surfack-Baum (wohl von Surface, wahrscheinlich *Ceratonia Siliquia*.) Jan Bosen-Baum (Jambosenbaum, *Jambosa vulgaris*, subtropischer Fruchtbaum), Deüffelsbaum (ein Baum mit vielen Luftwurzeln, wohl eine *Ficus religiosa* oder ähnliches). Auf der unteren Hälfte 6 Palmen mit folgenden Unterschriften: Tappattenbaum (Tallipot = Schirmpalme, eine Fächerpalme), Klapesbaum (wohl auch eine Fächerpalme), Gaager-Baum (desgl.), Pynangbaum (desgl.), Papanabaum (*Cerica Papaya* = Melonenbaum), Pysagbaum (Banane, Pisangbaum, *musa paradisiaca*).

Am 30. Oktober 1656 erhält „unser Forstmeister im Ambt Heidelberg Obernheimer“ den Befehl, 50 junge Lindenbäume mit der Wurzel auszugraben. Zum Ausgraben und Transport sind Fröhner zu verwenden. Die 50 Linden wurden auf den Nordflügel der großen Terrasse gepflanzt und sind auf dem Kraus'schen Stich von Heidelberg vom Jahre 1683 gut als junge Bäume und nahezu einziger hoher Baumbestand des Schloßgartens zu erkennen. Im Jahre 1663 werden weitere ausländische Bäume von dem „Citrone Krämer“ um 50 Reichstaler gekauft, darunter 66 bumeranzenbäume, 2 Citronenbäume, 124 Stück gepropfter spanischer Jasmin, 3 Palmen, 2 Cypressen und eine junge Pinie. Ein Teil davon kommt in den Herrengarten der unten in der Vorstadt bei der heutigen Plöck lag. (Auf den Merian'schen Stichen zu sehen.) Seit 9. Oktober 1661 hat Meister Michael „die uffsicht sowohl uff dem herrschaftlichen Garten in der Stadt alß auf dem hiezigen Schloßgarten.“ Sein voller Name ist Michael Schafhauser. Er wehrt sich 1663 gegen den Vorwurf, daß er aus dem Garten Gewächse verkauft habe und unterstreicht seine Verdienste um den „Herrengarten in der Pflegk“, indem er 40 „spärgen stock“ (also Spargeln) angetroffen aber daraus 11 große Länder voll gemacht habe und weiter statt der 13 „Artshockensstock“ jezo 500 vorhanden seien. 1669 wird der Witwe des Schafhauser die ihr bis auf den 22. Mai zustehende „Geld — Wein und Kornbefoldung urkundlich gereicht.“ Die Aufsicht über den Garten soll der Herrengärtner im Schloßgarten übernehmen, bis ein anderer Gärtner bestellt sei. 1662 ist weiter von einem Hofgärtner Jakob Heiß die Rede.

Im gleichen Jahre überlegt man bereits, ob es nicht besser sei, die herrschaftlichen Gärten samt und sonders zu verpachten, ausgenommen den Schloßgarten (Anhang 1). Weiter ergeht der Befehl, niemanden etwas aus den Gärten zu verabsorgen und die Studenten in den Herrengarten nur solange ein- und ausgehen zu lassen, als kein Obst entwendet werde. 1677 wird Paul Krauler als Hofgärtner angenommen und auf Befehl des Kurfürsten von Prof. Dr. med. Frank geprüft, ob er die Namen der fremden Kräuter und Gewächse versteht⁵⁾. (Universitätsarchiv A VI 1. Nr. 279 und IV 3e Nr. 6, 1.)

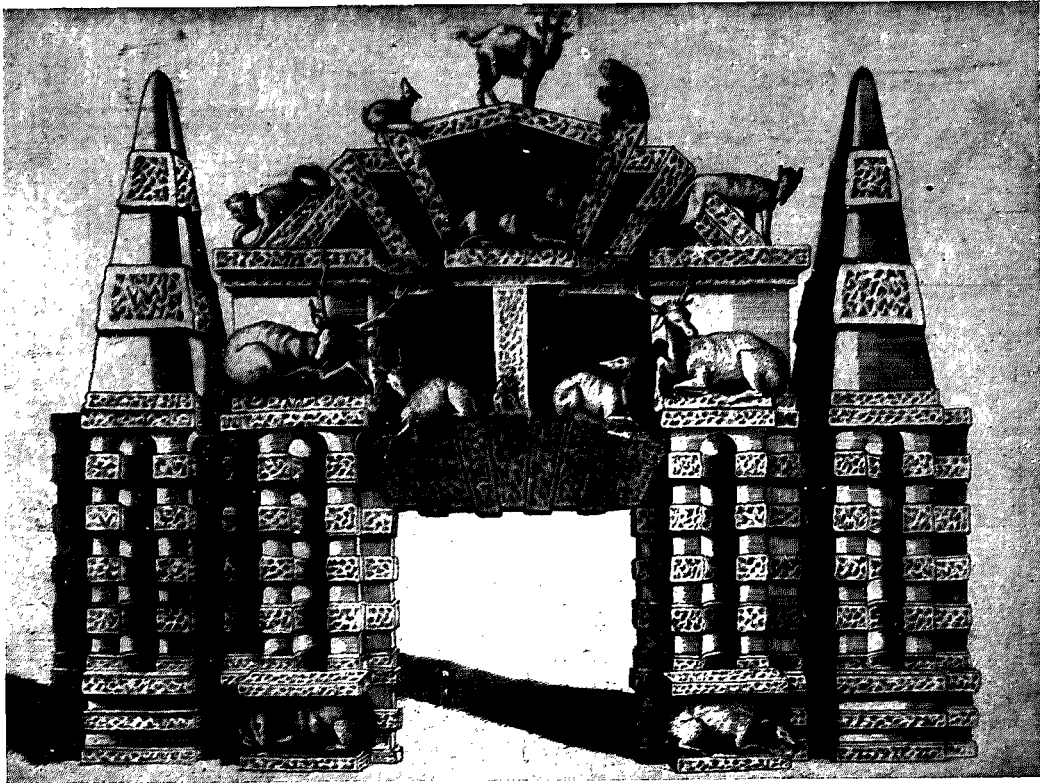


Abb. 19. „Der Grotten Portal“

Der Orlean'sche Krieg hatte die Zerstörung des Schlosses und wohl auch großer Teile des Gartens zur Folge. Am 11. August 1689 erhält das kurfürstliche Bauamt den Befehl, daß der obere Herrengarten, also der Schloßgarten, auf der Seite, wo solcher unlängst durch die Franzosen aufgerissen wurde, mit Dornen oder wie es sonst am füglichsten geschehen kann, wieder zugemacht werde. Mit dem Aufbau der zerstörten Stadt wurde eigentlich erst im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhundert in größerem Umfange begonnen. Die Schloßakten (Kammergut) beginnen auch erst wieder mit dem Jahre 1718. Schloßgärtner war damals (gegen ein Gehalt von jährlich 450 Gulden) Christian Cramer. Sein Sohn Johann Heinrich Cramer erhielt am 26. November 1717 von Kurfürst Karl Philipp ein Patent als Schloßgärtner zu Heidelberg.

Wir wissen, daß der Kurfürst 1719 die Wiederherstellung des Gartens in Angriff nahm (Mitteilung des Schloßvereins Band 6, Seite 17 und Oberheinische Kunst, Seite 34 ff. 1925/26), und daß er eine Statue von Peter van den Branden aufstellen ließ⁶⁾. Hand in Hand damit hat man den Caus'schen Grundplan der großen Terrasse dadurch verändert, daß die beiden von Ost nach West ziehenden Wege gleichwertig gestaltet wurden, während früher der südliche die Hauptsache bildete. Weiter grenzte man mit Hecken einen Halbkreis in unmittelbarer Nähe des Schlosses ab, um ein Blumenparterre zu schaffen. Davor legte man in die Wegachsen zwei Wasserbassin (vgl. Abb. 35). Um vom Schloßhof auf kurzem Wege in den Garten zu kommen, ließ der Kurfürst gleichzeitig in der Richtung des nördlichen Hauptweges eine Brücke über den Burggraben schlagen, die auf den gesprengten Turm zuing. Die Brückenpfeiler sind in mehreren alten Plänen eingezeichnet (vgl. den von mir veröffentlichten Lageplan im Kurpfälzischen Jahrbuch 1926, S. 120 und Abb. 36).

Bald darauf (1724) begann man aber zu überlegen, wie der Schloßgarten verpachtet und so der Gehalt des Gärtners und seiner Gesellen gespart werden könne.

Aus allen Erörterungen geht hervor, daß der Garten als Lustgarten des Schlosses aufgegeben und möglichst rasch zu einem Nutzgarten umgewandelt werden sollte. Das ist um so verständlicher, wenn man bedenkt, daß der Kurfürst mit raschem Entschluß 1720 die Residenz nach Mannheim verlegte und das alte Schwesinger Schloßchen nach und nach weiter ausbaute und vergrößerte. Im Jahre 1725 wird bereits die Drangerie von Heidelberg nach Schwesingen gebracht. Als Ersatz wurden Obstbäume aus Frankreich und Maulbeerbäume aus Italien bezogen. Schon 1722 brachte der Kurfürst selbst Obstpalisere aus Frankreich mit, die entlang der Mauer zur oberen Terrasse gesetzt wurden. Im Garten war eine Allee „Die in Zeit ge-

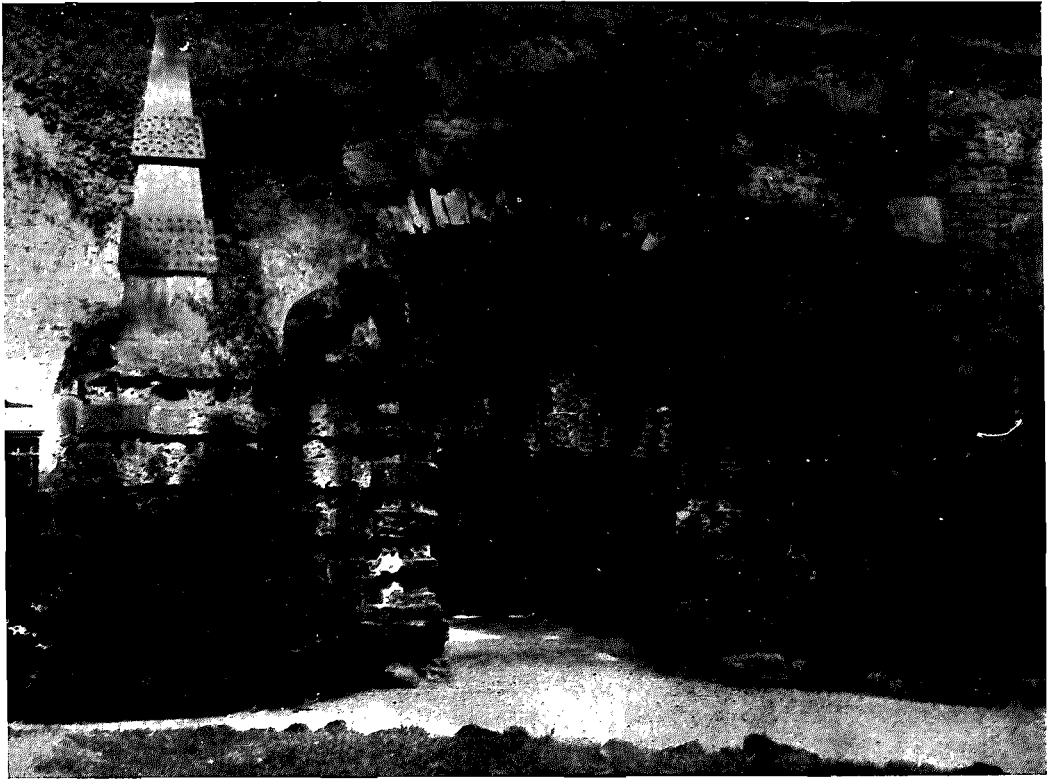


Abb. 20. Heutiger Zustand des Portals

geschnitten wird“, weiter Blumenfelder, die „Der Gärtner wohl mit Blumen zu bestellen hat“ und Obstbäume, die er zu unterhalten hat.

Am 1. September 1724 ist der Kurfürst damit einverstanden, daß der 1692 geborene bisherige „untere Hofgärtner“, also der Gärtner des unten in der Stadt liegenden Herrngartens, Anton Gottfried Kesselbach, gegen einen jährlichen Gehalt von 125 Gulden den Schloßgarten zu unterhalten, übernimmt (Reskript vom 16. Sept. 1724). Der bisherige Gärtner Johann Heinrich Cramer wurde des Glaubens wegen übergangen, obwohl er nach seiner Angabe den Garten fleißig gepflegt und unter anderem 1000 Maulbeerbäume an „den letzten noch übrigen Plätzen (vor Kurzem) noch versetzt hat“, von denen allerdings in der Folgezeit nichts mehr zu hören ist⁷⁾. Bei der Uebergabe des Gartens wurden zwei Bestandsverzeichnisse aufgenommen, die über Bepflanzung und Aussehen des Gartens eingehend Auskunft geben. (Anhang 2 und 3.)

Anton Gottfried Kesselbach sollte nach einem Schreiben der Hofkammer vom 16. September 1724 „ein Stück parterre so noch verwüstet und verwildert liegt, solcher Gestalt (er) baldigst verändern, daß die beiden Alleen in dem Garten und dem Baumstück grad in einer Linie aufeinanderstoßen, welches der vorige Schloßgärtner bis hierhin zu verfertigen unterlassen hat.“ Das „Baumstück“ befand sich auf der heutigen Scheffelterrasse und ging bis zu dem sternförmigen Pomeranzenbeet (vgl. Abb. 1). Die Allee des Baumstücks lief auf die nach der oberen Terrasse führenden Treppe zu. Beim Spazierengehen war sie unterbrochen durch das Pomeranzenfeld.

Kesselbach hat aber diese Arbeit auch nicht unternommen, wohl weil es zu schwer war, die auf Mäuerchen sitzenden Gartensfelder abzutragen. Einer Bittschrift vom 29. Juni 1743 gibt er eine Aufstellung der von ihm verrichteten Arbeiten bei. Daraus geht hervor, daß er zwei Plätze auf beiden Seiten des Eingangstores zum Garten angelegt hat, auf denen holländische Auriceln, Blumen und Zwiebelgewächse stehen (der Eingang zum Schloßgarten lag etwa dem gesprengten Turme gegenüber). Die ganze Partie vom Westende der großen Terrasse bis zur Stelle wo diese nach Norden umbiegt, nannte man damals Boscage, weil die meisten Einzelfelder mit hohem Buchs umgebene Boscette waren. Er fährt weiter: „Den hinteren Platz zwischen den Grotten und der Buchsgage von 8 Quartier jedes von 50 Schuh breit, im Quadrat mit guter Erden 2½ Schuh hoch ausführen lassen.“ Er hat also die 8 von Caus angelegten Felder vor der großen Grotte bis zum Pomeranzenbeet instand gesetzt (vgl. Abb. 1).

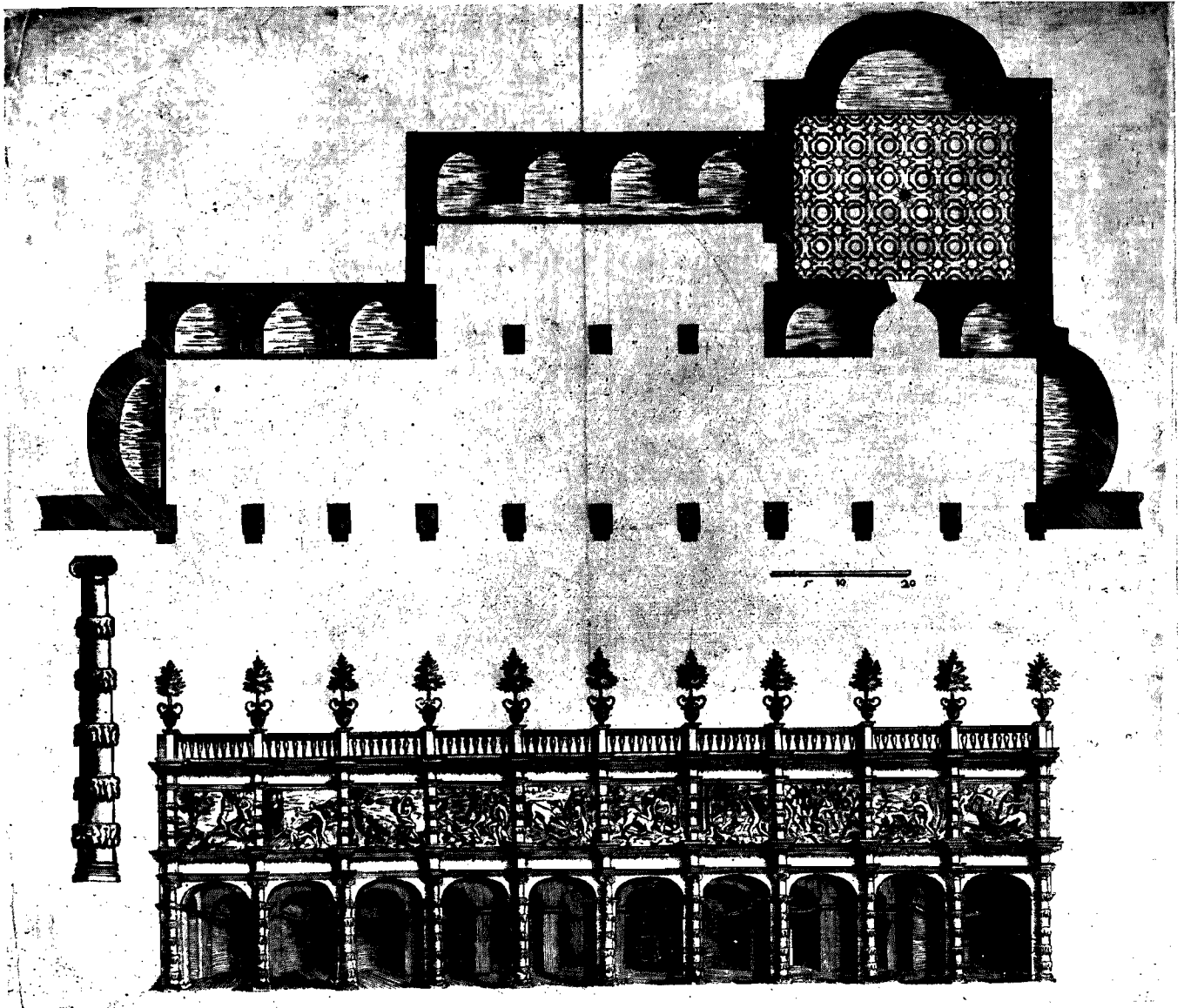


Abb. 21. „Die Gallery“ (Fischzuchtanlage)

Aus den Akten geht zweifelsfrei hervor und zwar aus verschiedenen Schriftstücken, daß die Statue des van den Branden meist „Groupe“ genannt, bei einer Reparatur 1761, „im großen Bassin“ stand⁸⁾. Dieses muß sich damals noch an derselben Stelle befunden haben, wo es Caus angibt. Die Groupe diente dann als Schauziel des langen Weges, welchen man von der 1719 über dem Burggraben errichteten Brücke aus betrat.

Der Platz zwischen Boscage, Baumstück und großer Grotte erlitt wiederholte Veränderungen, weil er feucht war (heute noch so) und bei Regengüssen, die oft ihre Wassermassen über die Terrassen fluten ließen, am meisten notgelitten hat.

Die oben erwähnten Blumen stunden westlich, gegen das Schloß zu, vor der, wie wir oben hörten, 1719 gepflanzten, im Grundriß halbkreisförmigen Hecke; es folgten Bosquettes, die mit hohen Buchshecken eingefäumt und, wie sich noch zeigen wird, auch bestanden waren. Dann in der Ecke zwischen den Bosquetts und dem Baumstück mit der langen Allee 2 große Felder mit je 4 Quartieren, von denen eines mit der Brunnenfäule geschmückt war und dahinter das große Bassin mit der van Branden'schen Statue, daneben gegen die Grotte zu ein kleineres mit der heute noch etwa an gleicher Stelle liegenden Figur des Rheines, schließlich schon auf dem Nordflügel das sternförmige Pomeranzenbeet.

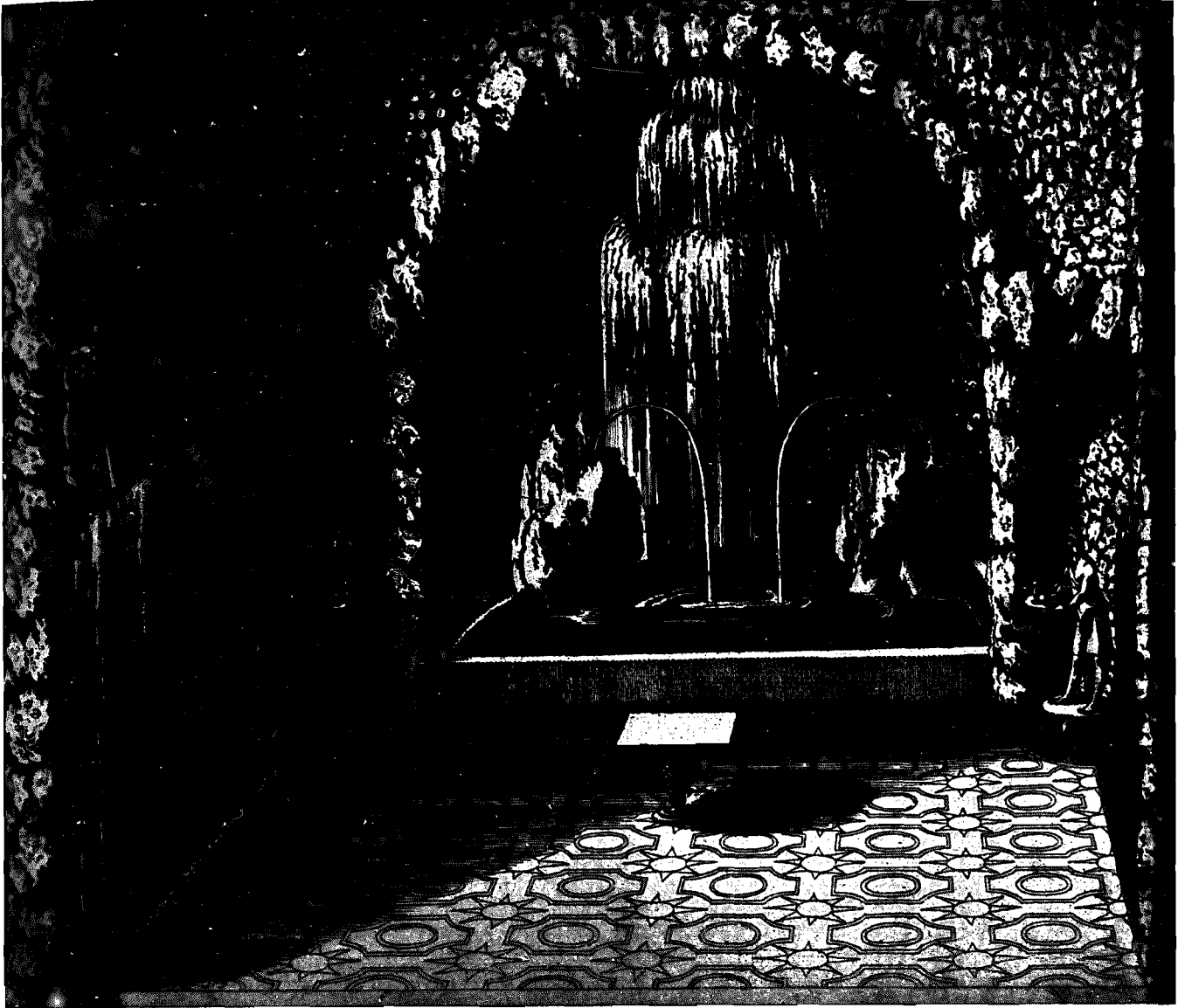


Abb. 22. „Eine andere Grotten“ bei der großen Galery

Von einer Mitwirkung der den Kurfürsten beratenden Architekten bei der Gestaltung des Gartens ist nirgends die Rede, obwohl diese verschiedentlich mit untergeordneten Arbeiten rein technischer Natur wie Nachprüfen von Rechnungen, Nachschau bei Bauunterhaltungsarbeiten usw. in Heidelberg und auf dem Schlosse beschäftigt waren (Adam Breunig, Rabaliatti, Bibiena und Pigage⁹⁾).

1741 begann Kesselbach den Garten neu anzulegen, was soviel wie neu umzugraben und mit neuen Pflanzen zu bestellen bedeuten dürfte „Die Fondinen oder Bronnen“ liefen nicht mehr. 1743 will man den Garten erneut zur Nutzung gegen Unterhaltungspflicht versteigern. Kesselbach wehrt sich dagegen mit dem Erfolg, daß er ihn ohne Sold weiter bewirtschaften und nutzen kann.

1746 übernimmt sein Sohn Johann Konrad Kesselbach den Garten (zunächst gegen Nutzung und Naturalien, 20 Malter Korn und ein Fuder Heidelberger Wein vom besten, 1761 erhält er 50 Gulden Zulage, ebenso 1771). Man muß also mit ihm zufrieden gewesen sein. Er beklagt sich 1749, daß nicht einmal ein Brunnen im Schloßgarten vorhanden sei (die Wasserleitung muß also versagt haben), 1750 fertigt er einen neuen Brunnen. Aus späteren Schreiben (1752 und 1760) geht hervor, daß der Kurfürst diesen „mit großen Kosten hat erbauen lassen“ und daß ihn Kesselbach „angelegt und wieder hergestellt“ hat. Die große Statue (auch Groupe oder Statue im großen Bassin genannt), wird 1744 von Christian Liz re-

Abb. 23. „Dieser Grotten Bilder“



pariert (gestorben 1761) und 1761 von Maler Clostermayer aus Mannheim dreimal mit weißer Oelfarbe gestrichen. 1763 kommt sie in den Schloßgarten nach Schwellingen.

Ein neu angelegter Brunnen — also wohl der von Kesselbach erstellte — erscheint zum ersten Male auf einem „Generalplan des Kurfürstlichen Residenzschlosses und Garthen zu Heidelberg“ (Abb. 35), der nach dem Schloßbrand vom 24. Juni 1764 entstanden sein muß¹⁰).

Das darin angegebene Wasserbeet fügt sich wenig glücklich in den Gartenplan ein. Es ist auf dem Plan „partaire“ genannt, das Pomeranzenbeet „parterre en pier“, weil die Felder erhöht auf Mauern lagen, eine „tairasse“ ist über der Grotte angegeben, deren Stützmauern heute noch stehen. „Der Haupt garthen 20“ enthält 9 rechteckige Felder, die „bosquage en verdur“ also grüne Boskettts genannt werden. „Der Garthen fall 23“ ist das bei Caus mit geschwungenem Dach angegebene Gartenhaus. Gegen das Schloß zu liegen um die beiden 1719 errichteten Bassins herum, ebenfalls zum Hauptgarten gehörend: 6 „parterre en cason“ (gazon) also Rasenflächen, auf denen früher Blumen und Kübelpflanzen stunden, nun aber bereits Bäume angegeben sind. Die untere Terrasse fehlt.

Der ganze Friesenberg ist als „der Thier-Garthen“ bezeichnet, weil hier Rehe und Hirsche gehalten wurden (wie aus einer späteren Aktennotiz hervorgeht bis 1806).

Zwischen dem Brückenhaus und dem Zugang zum eigentlichen Garten liegt der sog. „Fürstenbrunnen“ den Karl Philipp im Jahre 1738 aus Anlaß eines großen Wassermangels in Mannheim nach Bibienas Angaben (vgl. Mezgers Beschreibung des Heidelberger Schlosses und Gartens 1829) erstellen ließ. Er ist mit einer Mauer gegen den übrigen Garten ringsum abgeschlossen gewesen¹¹).

Westlich daneben, vom Fürstenbrunnen bis zum Schloßgarteneingang, lagen „die gärten des Burgvogten Carnier.“ Auf dem Nordflügel der großen Terrasse ist die „Allee“ verzeichnet und darüber ein Rebgelände (in der Höhe, heute die dem Schloßhotel vorgelagerte Grasfläche). Caus gibt hier den Irrgarten an, und nördlich daneben Reben. Auf den beiden oberen Terrassen auf der Südseite des Gartens stehen unten (Obst) Bäume, oben 3 Cypressen.

Schon wenige Jahre nachdem unser Plan aufgenommen war, wurden erneut erhebliche Veränderungen vorgenommen, wie aus den Akten, aus den Angaben des Garteninspektors Mezger (1829) und aus einem Plane des Heidelberger Geometers von Walpergen (Abb. 36) hervorgeht, der hinter das Jahr 1767 zu setzen sein wird. Die neun rechteckigen Boskettts wurden, nach diesen Quellen zu schließen, zu einer großen mit Bäumen bestandenen Rasenfläche zusammengefaßt, die von einer Hecke umgeben ist. Der Säulenbrunnen wird (nach Mezger) 1767 abgebrochen, ebenso das Pomeranzenfeld und der Rest des in dem Plan von 1764 anzugeben vergessenen Feldes, das Caus in Arabesken bepflanzen wollte. Statt dessen werden regelmäßige Gemüfefelder angelegt und mit Spalierobst eingesäumt. In ähnlicher Weise wird die untere Terrasse mit 9 Feldern bestellt. Die Obstsorten sind uns aus dem Bestandsverzeichnis vom Jahre 1774 (Anh. 4) bekannt.

Darnach standen in „Nomro 1 Plan über der Crott“ 65 Obstbäume (auf der oberen Terrasse). „Nomro 2 Plan am Pusquet“ 189 Obstbäume (auf der großen Terrasse zwischen dem Nordflügel und den Boskettten). „Nomro 3 undre Plan“ 72 Obstbäume (auf der unteren, heute forstbotanischen Terrasse) auf dem bereits 18 Pflaumen- und Zwetschgenbäume gestanden hatten. 5 alte Obstbäume stehen bei der Grotte, 19 Äpfel und Birnen am Eingang zum Schloßgarten „von Fason Cessel Bäumen“ also kesselförmige Spaliere. Schließlich „am Ende des Garten (heute Scheffelterrasse) 40 alte Lindenbäume (1656 gepflanzt) und 158 vor kurzem eingefezte Roßkastanien. Im Jahre 1798 haben sich die Obstbäume auf 412 Stück vermehrt¹²). Hofgärtner Esser aus Rohrbach und botanischer Gärtner Winkler erhalten für diese Aufstellung 3 Gulden. Die Felder werden Gemüfefelder und bleiben es bis zum Jahre 1804.

Die einschneidenden Veränderungen im Schloßgarten gehen offenbar auf eine Organisationsänderung zurück. Aus einem Bericht des Küchenschreibers Lebersorg (vom 24. April 1774) hören wir von der am: „15. Oktober 1768 gnädigst beliebten Abänder — und Begebung des dahiesigen oberen Herren — oder sog. Schloßgarten an Tit. Freiherr von Oberndorff.“

Oberstallmeister Freiherr von Oberndorff besorgte bis zu seinem Tode (1774) die kurfürstliche Baumschule in Mannheim und in Heidelberg (Schreiben der Hofkammer vom 26. März 1774). Die Baumschule oder Plantage, wie sie auch genannt wurde, nahm die heutige Scheffelterrasse ein¹³). Sie diente damals zur Aufzucht der zur Neuanlage in Schwellingen benötigten Bäume. Von Oberndorff erstellte auch an dem Platze, auf dem heute das Scheffeldenkmal steht, 1773 (nach Mezger 1771) das sog. Oktogon, ein achteckiges Lusthaus, das 4 Türen und 4 Fenster besaß und wohl von dem Oberstallmeister zu gesellschaftlichen Zwecken benutzt wurde. Oberndorff hat anscheinend den Gärtner Kesselbach beiseite geschoben, der wegen Neueinrichtung des Schloßgartens und wegen entgangener Crecentien 1771 noch 50 Gulden bekam, bald darauf

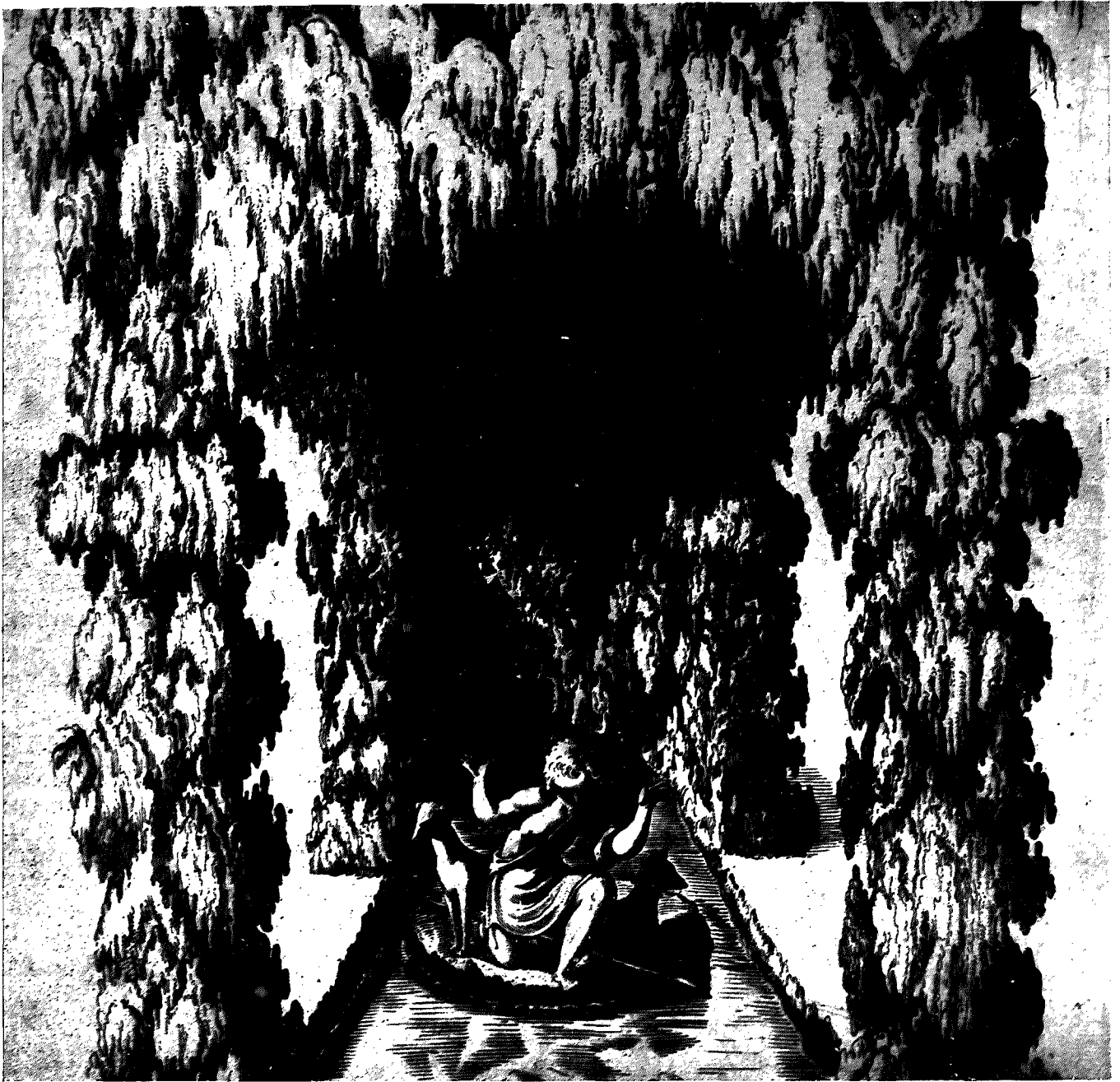


Abb. 24. Der Narzißbrunnen aus dem Badgewölbe

aber als Pächter auschied. Nach Mezger hat Oberndorff die obengenannten Roßkastanien pflanzen lassen und wohl auch die Sendung von Cornelkirschen aus Neuburg an der Donau veranlaßt die (nach Mezger) auf der unteren Terrasse gesetzt wurden. Nach Oberndorffs Tod wurde am 26. März 1774 der kurpfälzische Hofbaudirektor Nikolaus de Pigage beauftragt, sich gutachtlich darüber zu äußern, wie die Fläche der andernwärts zu benutzenden Baumschule nunmehr in einem 6 oder mehrjährigen Bestand verpachtet werden könne, da nun ihm die Baumschule seit Oberndorffs Tod unterstellt war.

Pigage hat sich den Garten angesehen, den Auftrag aber großzügiger aufgefaßt, als er gedacht war. Am 16. Juni 1774 übergibt er von Schwefingen aus ein achtseitiges Gutachten zusammen mit einem Plan und einer Erklärung eines Gastwirtes Philipp Haas in dem er vorschlägt, dem Cafetier Haas, der bisher den Haarlaß bewirtet hatte, den gesamten Schloßgarten zur Nutzung auf 12 Jahre zu begeben und ihm das ehemalige Vogelhaus nach dem beigefügten Plan als Gasthaus umzubauen (vgl. Abb. 33).

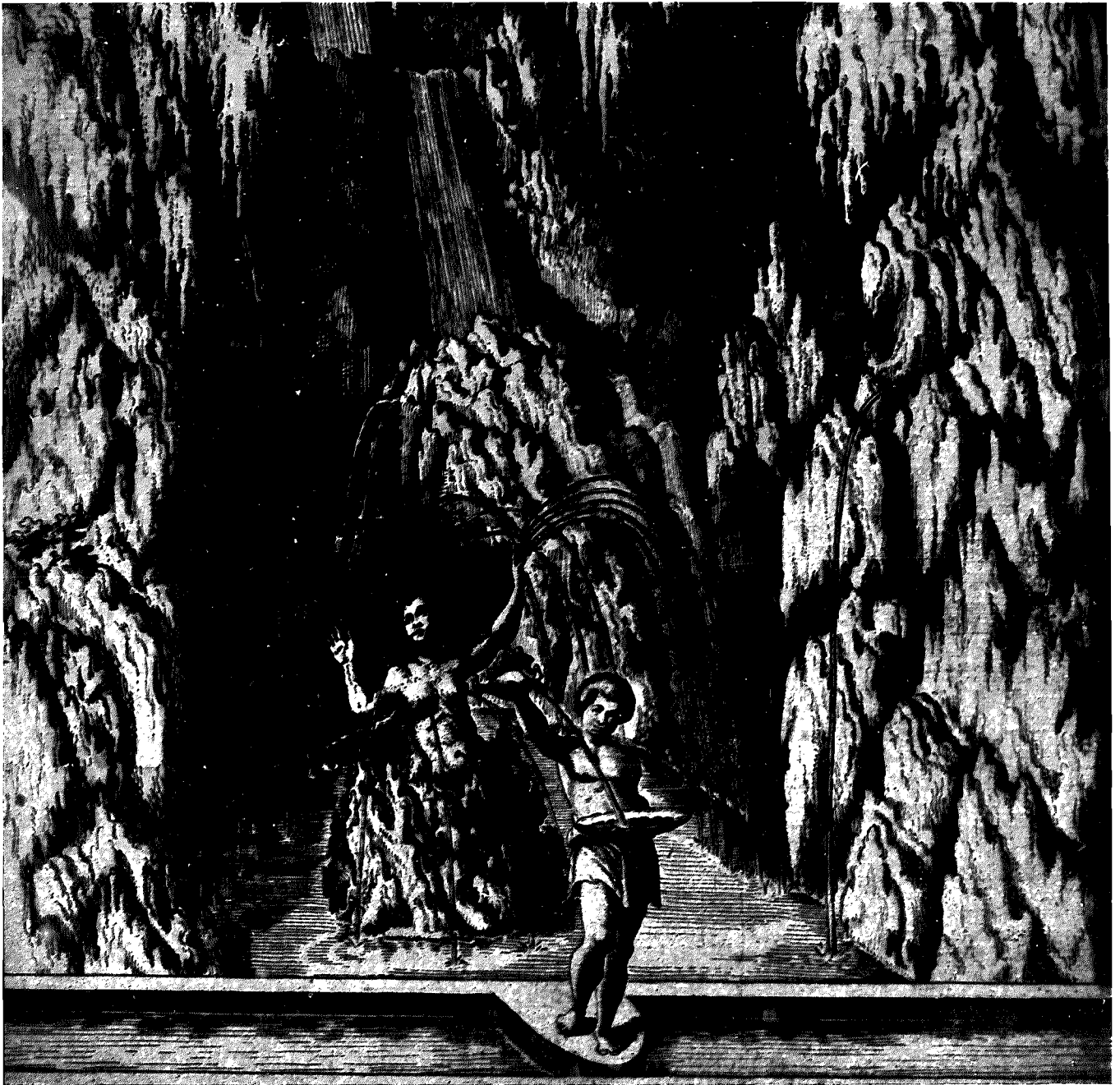


Abb. 25. Die Abflußnische des Badgewölbes

Das Vogelhaus schloß damals noch den gesamten Stückgarten gegen Süden ab. Man betrat ihn durch das mit dem Gebäude fest verbundene Elisabethentor. In der Ecke gegen die Stadt zu sollte ein Saal eingebaut werden, dahinter gegen Norden zwei kleine Nebenzimmer, gegen Süden ein Billardzimmer. Es folgt der Zu- und Durchgang, dahinter Küche und Zimmer des Cafetiers, ein Pferde- und ein Ruhstall, dann die Durchfahrt nach dem Stückgarten, schließlich ein Lagerraum und die Treppe nach oben, die zu einer Wohnung des Wirtes und zu einigen Fremdenzimmern führen sollte. Der Plan wurde aber von Hofkammerrat Babo am 12. September 1774 abgelehnt und darnach auch fallen gelassen, weil die Baukosten erheblich höher wären als Pigage errechnet, der Pächter nicht zahlungsfähig sei und dergleichen mehr. Babo schlug vor, den Garten zur Pacht mit oder ohne steuerfreien Weinausschank (ohne Umgeld) in der Mannheimer Zeitung, im Wochenblatt und durch Ausschellen in Heidelberg und Mannheim auszuschreiben (Mannheimer Zeitung vom 27. Oktober 1774).

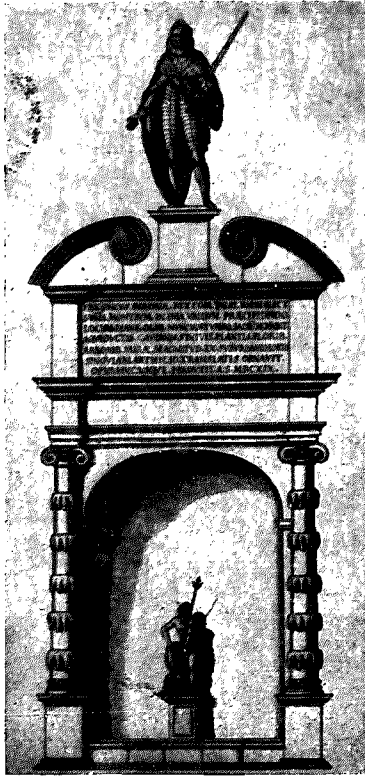


Abb. 26. „Das große halb rund Gewölbe“ mit dem Standbild Friedrich V.

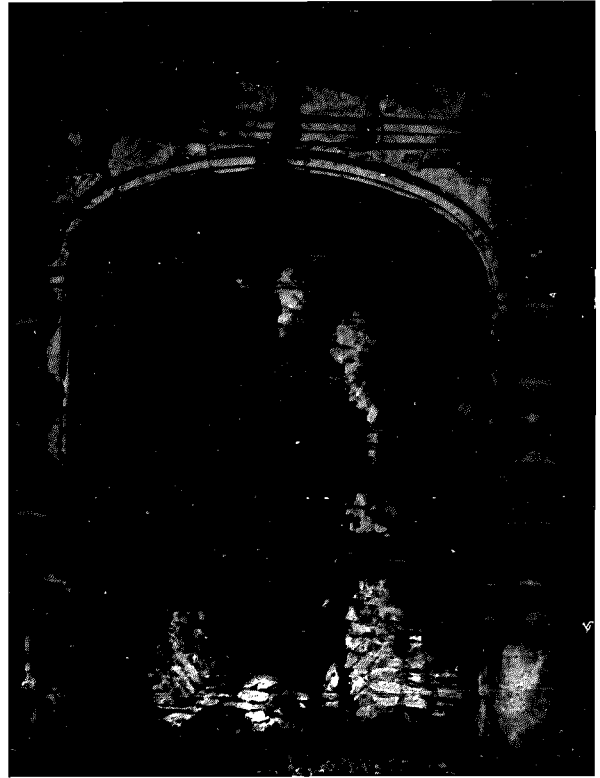


Abb. 27. Heutiger Zustand des großen halbrunden Gewölbes

Sein Vorschlag wird angenommen. Aus den Bedingungen geht u. a. hervor, daß der Pächter die seitherige Wohnung des Schloßgärtners, im Vorhof des Schlosses: den Stall neben der Waschküche, den Orangerieflügel (ehemaliges Vogelhaus) zur Aufbewahrung des Futters und das von der Herrschaft erstellte Sommerhaus zum freien Gebrauch (!) gegen Unterhaltung der gepachteten Gebäude, sowie des Gartens bekommen soll. Den Zuschlag erhält Georg Werle, Heidelberger Bürger, gegen 135 Gulden ohne das Recht des Weinausschanks. An diese Bedingungen hat er sich aber, wie aus den Akten hervorgeht, nicht gehalten und immer Wein ausgeschenkt. Er ist überdies mit der Pacht im Rückstand geblieben und erwirkt Nachlaß, weil die Baumschule auf dem Nordflügel der großen Terrasse zwei Jahre lang noch bestanden habe, obschon sie bei Pachtbeginn hätte nach Schwetzingen verbracht werden sollen. Pigage ließ die „italienischen Pappeln“ auf der Terrasse stehen, weil er in Schwetzingen nichts damit anfangen konnte. Auch die Beseitigung der vorhandenen 40 alten Lindenbäume erforderte lange Verhandlungen, weil Niemand ein annehmbares Angebot machte¹⁵⁾. Nur die jungen Kastanien blieben als eine auf das Oktogon zuziehende Allee, und im Kreis um dieses herumstehen. Die freierwerdenden Flächen wurden als Fruchtfeld ausgenutzt. Bei Neuversteigerung des Gartens am 1. Oktober 1786 wird zwar ausbedungen, daß die in dieser Allee stehenden Kastanienbäume ausgegraben und statt dessen Obstbäume gesetzt werden. Sie blieben aber wieder stehen. Werle erhält den Zuschlag gegen 200 Gulden Pacht auf 12 Jahre (bis 1799¹⁶⁾).

Zum ersten Male hören wir 1788 von einer Wirtschaft beim Schützenstand. Zwischen der Grotte und der großen Treppe nach der oberen Terrasse befand sich damals ein Schützenstand für das bürgerliche Artilleriekorps, der aber nunmehr auf Befehl des Kurfürsten auf einem „besonders hierzu neuerbauten Platz für dem Klingenthor“ verlegt werden sollte¹⁷⁾. Küchenschreiber Lebesorg ließ einen Schuppen neben die Treppe stellen, der als Wirtschaft diente (vgl. Abb. 39).

Vom ersten Januar 1799 an übernimmt der wirkliche geheime Sekretär Johann Peter Leger¹⁸⁾ den Garten auf 12 Jahre mit Wirtschaftsbetrieb ohne Umgeld gegen 540 Gulden. Neben der Wohnung im Schloß, dem Stall und Orangerie (Vogelhaus), wird ihm der Schuppen am Schießstand (die behelfsweise neben der großen Treppe zur oberen Terrasse errichtete Gartenwirtschaft) und das steinerne Sommerhaus (Oktogon) überlassen. Leger hatte Pech gehabt. Er sollte die Stadtschreiberstelle in Neustadt antreten, aber die ausgebrochenen Kriegswirren hinderten ihn daran und so dachte er nun, durch die Gartenpacht einen



Abb. 28. Heutiger Zustand der Fischzuchtanlage

Lebensunterhalt zu bekommen. Die Pacht war aber so hoch, daß er niemals seinen Verpflichtungen nachkommen konnte und ganze Aktenbände mit seinen Bittgesuchen gefüllt sind.

Aus dem Pachtvertrag vom 31. Juni 1798 entnehmen wir, daß 412 Obstbäume vorhanden sind, daß die Kastanienallee auf der heutigen Scheffelterrasse nach Belieben des Pächters auf dessen Kosten durch Obstbäume oder eine Weinlaube ersetzt werden darf, daß „die Alleen“, Wege mit Hainbuchenhecken, zur gehörigen Zeit zu schneiden sind, wofür ihm die zwei vorhandenen Stühle überlassen werden, daß er Genehmigung einzuholen hat, wenn er ausfallende Hagenbuchengänge wegnehmen und gegen Traubenlauben ersetzen wollte. Er darf schließlich „von dem in der Rondallee stehenden hohen Buchbäumen keine ausrotten“ ohne Genehmigung der Hofkellerei, „die dortselbstige leere Plätze“ darf er aber mit jungen Nußbäumen ausfüllen „zu unserm und seinigem füröhinigem Nutzen auch Gewährung mehrerer Schattens“ ohne daß Kosten für das Arealium entstehen. Es geht hieraus, wie aus den sich anschließenden Versteigerungsverhandlungen hervor, daß die hohen Bäume, die im Walpergen'schen Plan in der „Boscage“ eingezeichnet sind, Buchenstämme waren. Man entschloß sich nur ungern, diesen einzigen schattigen Platz des Gartens wegzunehmen, zumal die fürstliche Zweibrücken'sche Herrschaft des öfteren nach Heidelberg käme „und die Beibehaltung dieses schattigen Platzes gerne sehe“ (25. Oktober 1798). Schließlich erklärt sich Leger bereit, die 79 abgängigen Hainbuchen nach und nach wegzunehmen, das steinige, noch nie urbar gemachte, Land umzuroden und Obstbäume oder Weinlauben dahin zu setzen, „Die Wingers-Geschworenen“ Belerbach und Wilhelm Keller bestätigen ihm am 14. Januar 1799, daß die Urbarmachung dieses $\frac{3}{4}$ Morgen (neuer Messung) großen Landes mindestens 275 fl. koste. Seinem Antrag wird stattgegeben¹⁹⁾.

Wir sehen wie die Bestandteile des Hortus Palatinus langsam aber stetig verschwinden und seine Formen schließlich nahezu nach Belieben des jeweiligen Pächters als Obstgarten, Gemüsegelder und für Weinbau ausgenützt werden. Nur der nördliche Schenkel der großen Terrasse bleibt, wohl wegen des schlechten Bodens, vornehmlich Baumschule oder Baumgarten.

Das achtzehnte Jahrhundert, das baulustige Zeitalter des Barock, ergötzte sich an Neuschöpfungen, an den zahlreichen Schlössern großer und kleiner Fürsten, an prachtvollen Kirchen und Klöstern wie an stolzen Adelsitzen und Bürgerhäusern, bei denen allerorten Gärten in strengen Formen angelegt waren. Für Ruinen, Altertümer und Wertung oder gar Erhaltung von Kunstwerken früherer Zeiten blieb kein Raum und fehlte deshalb auch jedes Bedürfnis oder Verständnis.

¹⁾ In seiner Topographia Palatinatus Rheni 1645 gibt er auf der Ansicht der Nordseite des Schlosses das Bad und die Drangerie am Ende der langen Allee falsch an (Bögen und Pfeiler statt einer glatten Mauerfläche).

²⁾ Auf dem Stadtplan von 1622 scheint es versehentlich um 90° gedreht worden zu sein. Der Plan von 1692 zeigt es an richtiger Stelle.

³⁾ An diese war ein einstöckiges Häuschen mit einem Pultdach angelehnt, in dem 1719 der Hofwagner wohnte.

⁴⁾ Vgl. Mitt. des Schloßvereins Band I S. 145.

⁵⁾ Die Mitteilung verdanke ich Garteninspektor A. Steinberger, der mich auch bei der Prüfung der alten Ausdrucksweisen von Pflanzen und Sträuchern unterstützt hat. Ihm sei an dieser Stelle für die freundliche Unterstützung und manch wertvollen Hinweis gedankt.

⁶⁾ An Heidelberger Geschäftsleuten lernen wir aus Anlaß einer Beschwerde wegen rückständiger Entlohnung 1719 folgende Namen kennen: Hoftüncher: Heinrich Ammann, Hofglaser: Andreas Otto, Steinhauer: Franz Gureiß, „Liferandt“ (Fuhrunternehmer): Gerhard Faber, Ziegler: Jakob Spizer, Zimmerer: Mathias Reichwürth, die Maurer Leopold Heller und Adam Hofer. — In sonstigen Rechnungsbelegen werden genannt: 1720: Bartholomäus Wießhofer (verfertigt einen kupfernen Knopf), 1725: Mathias Vogel, Zeugschlosser, 1739: Johann Peter Keiling, Schieferdeckermeister, 1740: Maurermeister Schieder und Zimmermeister Bernauer, 1741: Georg Leigner, Schieferdeckermeister.

⁷⁾ Die ersten Maulbeerbauplantagen wurden zur Gewinnung von Seide zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Pfalz angelegt, u. a. eine Allee von Oggersheim nach Mannheim und eine solche von Schwezingen nach Heidelberg. Karl Theodor berief 1755 den Fabrikanten Johann Peter Rigal von Württemberg, damit er in Heidelberg eine Seidenmanufaktur anlege. Auf dem Schloß und namentlich im Herrngarten wurden Maulbeerbäume gepflanzt. 1793 wurde das Privileg aufgehoben und die von den Erben Rigals betriebene Manufaktur geriet in Verfall. Um 1830 versuchte der neugegründete Landwirtschaftliche Verein erneut die Pflanzung von Maulbeerbäumen einzuführen. Auf dem Schloß wie im Herrngarten war inzwischen zunächst die Obstzucht vorherrschend geworden. (Leonhards Fremdenbuch 1834.)

⁸⁾ Lüttich nimmt in seinem Aufsatz in der Oberrhein. Kunst 1925/26 an, daß die Statue vor der sich halbkreisförmig gegen das Schloß zu öffnenden hohen Buchshecken gestanden habe. Mezger gibt dieselbe Stelle 1829 als Standort an. Im Walpergischen Plan Abb. 36 ist hier auch ein Sockel von 2,20 × 2,20 Grundfläche angezeigt, auf den die Statue auf alle Fälle gepaßt hätte, auf den sie vielleicht ursprünglich hätte kommen sollen, sodaß man die Steine als Sockel der Statue wohl bezeichnen konnte. Entweder hat sie nun dem Kurfürsten nicht gefallen und hat er sie deshalb im hintersten Teil des Gartens beim großen Bassin untergebracht, oder er und sein beratender Architekt haben größeren Wert darauf gelegt, durch die Aufstellung als Schauziel im Hintergrunde der einen langen Promenade eine möglichst große Tiefe des Gartens dadurch zu zeigen, daß der vom Schloß her über die Brücke des Grabens Kommende weit in der Ferne die Figur sah.

⁹⁾ In den Akten Kammergut Heidelberg und Bauwesen Stadt Heidelberg finden wir von bekannten Baumeistern folgende am Schloß beschäftigt: Ingenieur F. Male muß auf kurfürstlichen Befehl 1699 schleunigst den Friedrichsbau zum Bezug für den Kurfürst und seine Frau fertigstellen. Als Bauzeichner ist Carasky tätig.

„Baumeister Adamus Breunig“ fertigt 1717 einen Voranschlag über Reparatur des herrschaftlichen Hühnerhauses (am kurzen Buckel gelegen), prüft 1718 einen Kostenanschlag über Instandsetzung der „Hofwagnerswohnung am Gutschenhäus“, ebenso wegen der Brücke über den Schloßgraben (1719). Im gleichen Jahre soll er einen Augenschein wegen des Hühnerhauses vornehmen, 1720 prüft er eine Rechnung über Fuhrlohne u. dgl. auf dem Schloßberg.

Oberbaudirektor von Bibiena prüft 1742 die Verwendung der Bauunterhaltungsgelder auf dem Heidelberger Schloß. Baukommissär ist Siegmund Zeller.

1755 besichtigt Kabaliatti den Herrngarten in der Plöck wegen eines baufälligen Gebäudes. 1756 den Schloßgarten wegen einer eingestürzten Stützmauer (über der Grotte gegen den Wolfsbrunnenweg).

Nikolaus de Pigage verwaltet 1774 die Baumschule auf dem Schloß. 1755 ist Michael Salomon Herrngärtner im Herrngarten bei der Plöck.

¹⁰⁾ Vgl. Lüttich in Oberrhein. Kunst 1925/26 S. 35. Der auf dem Plan genannte Carnier starb nach Lüttichs Angaben am 20. 3. 1762, also vor dem Schloßbrand. Um diesen kann es sich nicht handeln. In den Akten unterschreibt am 1. 7. 1762 ein Wilhelm Carnier als Burgvogt, wohl ein Sohn des ersten. Der Plan gibt im Wasserbeet zwei Springbrunnen an. Der von Caus erstellte Säulenbrunnen muß aber damals noch im südlichen Teil des Beckens gestanden haben, denn Mezger gibt an, daß diese Säule 1767 erst verschwand bei Neuanlegung des Gartens. Er war wohl nicht mehr zum Laufen zu bringen, so daß Keißelbach zwei Springbrunnen rechts und links daneben einbaute.

¹¹⁾ Der untere Fürstenbrunnen wurde 1767 gegenüber dem Fuße des gesprengten Turmes von Karl Theodor errichtet und sorgfältig gepflegt. Das Wasser aus dem Schloßgarten wurde am Mannheimer Hofe bevorzugt.

zum II. Abschnitt.

¹²⁾ Sofia Salamoni Wittib hatte 35 Jahre lang die eingebaute Fläche als Privatgarten gepachtet gehabt (vgl. ihre Bestätigung vom 19. 12. 1776 Band I Kammergut).

¹³⁾ Auf seinen Antrag wurde 1772 die Stützmauer der Scheffelterrasse von Maurermeister Johann Adam Heller um 2100 fl. repariert.

¹⁴⁾ Der Stückgarten war an militärische Chargenträger (u. a. Hauptmann Bruckmann) gegeben und ein Grasplatz mit Linden in drei bis vier regelmäßigen Reihen. (Kurpf. Jahrbuch 1926 S. 120.) Das Vogelhaus ist oft abgebildet worden. Vgl. Mitt. des Schloßvereins Band IV S. 50.

¹⁵⁾ 40 Linden sind dann 1777 weggekommen.

¹⁶⁾ Aus den Bedingungen entnehmen wir, daß Werle in seiner ersten Pachtzeit (auch in der zweiten) Weinlauben auf dem Schloß gesetzt hat. 1787 beschwerten sich die Heidelberger Bierbrauer, daß Werle „in seiner im Garten treibenden Wirtschaft“ Bier zapfe, weil er nicht „bierzünftig“ sei, unter Berufung auf ein Reskript vom 25. Mai 1725. Der Kurfürst gestattet schließlich den Verkauf gegen Entrichtung der vorgeschriebenen Abgaben.

Große Sorge bereitete die Tochter des Beständers, Elisabeth, der Regierung. Burgvogt Friedrich berichtet 1788, daß diese bei ihren Eltern im Schloßgarten wohne und von dem Bürger- und Chirurgensohn Sebastian schwanger sei. Es sei ungeschicklich, daß diese auf dem kurfürstlichen Schloß niederkomme. Die Eltern weigern sich, die Tochter wegführen zu lassen. Sie hätten übrigens die Schwangerschaft sowohl der weltlichen als auch der geistlichen Obrigkeit angezeigt. Wie man der Schwierigkeiten Herr wurde geht aus den Akten nicht hervor.

Werle beschwert sich darüber, daß der im Schloß wohnende Burgvogt selber Wein ausschenke, der doch gut besoldet sei und einen großen Garten habe (Band II Kammergut 1798), also auch schon „Doppelverdiener“. Der Burgvogt glaubt sich dazu berechtigt, weil seine Frau „Witwe des verlebten Weinwirts Mathias Morath“ sei. Werle gerät in Schulden. Er vermietet den Weinschank 1792 dem Cafetier Christoph Widder um 115 Gulden. 1794 wird ihm das Kuchenbacken verboten. Das Verbot galt allgemein wegen der Teuerung. 1795 untersagt ihm der Stadtrat das Halten von Musikanten. Er wehrt sich dagegen mit der Begründung, daß bei ihm die Tanzmusik noch nie zu Streit Anlaß gegeben habe. Das Verbot sei auf Grund eines in Neuenheim zwischen pfälzischen und kaiserlichen Soldaten ausgebrochenen Streites erlassen worden. Kurz vor Ablauf der Pacht 1798 versucht er durch einen Unterakkord mit dem Küfermeister Peter Dollinger (300 Gulden Pacht) aufzukommen und die Pacht zwangsweise zu verlängern. Der Vertrag wird aber angefochten.

¹⁷⁾ Die Schützen-Compagnie schoß aber trotzdem auf dem Schloß weiter, wie aus den Pachtverhandlungen 1798 und später hervorgeht. 1798 will sie auf der oberen Terrasse „wo vormahlen der herrschaftlich Scheibenstand gewesen“ Scheibenschießen veranstalten.

¹⁸⁾ Gebürtig von Oggersheim. Den Titel des geheimen Sekretärs hatte er von dem verstorbenen „Fabris“ gekauft (Bd. IV Kammergut, Schreiben v. 24. 8. 1799), aber 1794 wieder abgeben müssen. Er wurde „ohnvermutet, ohngefucht, und zwar schon zur Zeit des Krieges“ (am 9. 3. 1796) auf die Stelle versetzt, ohne sie wegen feindlicher Besatzung antreten zu können. Am 1. 4. 1797 erhielt er 550 fl. jährl. Wartegeld.

¹⁹⁾ Obwohl Leger sich schriftlich verpflichtet hatte, die Bäume in 2 bis 3 Jahren wegzunehmen und wieder zu ersetzen, sind am 8. Januar 1801 wohl die Bäume zum Teil gefällt, aber nichts an deren Stelle gesetzt. Auf erneute Vorstellungen pflanzte er Reben an. Bis 1804 sind von nunmehr 82 Hagenbuchestämmen erst 19 umgehauen. Nebenwege sind umgerodet und die beiden Bassin mit Erde ausgefüllt. Der Pächter hatte es nicht eilig, weil unter dem Schatten der Hainbuchen zunächst eine, später mehrere Regelbahnen angelegt waren. Seit über 17 Jahren ist der Garten mit Getreide und Gemüse eingebaut. Auf dem Stückgarten stehen 1804 noch die alten Lindenzweige in dem Rasen, im Schloßgraben Vogelbeerbäume. Das bürgerliche Artilleriekorps hatte zwei Kanonen in einem Schuppen stehen (Zeughaus genannt), der an das Vorwerk beim dicken Turm angelehnt war. Vgl. Abb. 36.

Aus den nicht endenwollenden Bittgesuchen des Leger geht hervor, daß 1799 „Piquetter“, also französische Wache, am Schloßeingang steht, R. R. Söldner sollten folgen. Die Schützenkompagnie darf nicht mehr schießen (Vorstand ist 1799 Oberforstmeister Freiherr vom Brede). Im September hat man aber wieder im Garten Schießen veranstaltet, dabei hat sich ein Mitglied der Gesellschaft aus Versehen selbst erschossen. Am 3. 12. 1799 wohnt ein Wachtmeister des Dragonerregiments zugleich als Wachthabender auf dem Schloß. Im Stückgarten steht eine Wache bei Munitionswagen. Im gleichen Jahre wird die seit 3 Jahren Leger verliehen gewesene Interimsbesoldung (Wartegeld) von 550 Gulden eingestellt. Leger machte 234 Gulden Schaden geltend, den ihm die Franzosen durch Diebstahl an Wein, Nahrungsmitteln u. dgl. zugefügt haben. Am 9. 7. 1801 soll Leger sofort auf Befehl des Generals v. Brede seine ehemalige Wohnung in der Burgvogtei räumen, weil sie zum Lazarett benötigt wird. Das Hauptlazarett war auf Stift Neuburg. Auf seine Vorstellungen darf er aber die Wohnung bald wieder beziehen, das Lazarett kommt in das Karmeliterkloster. Seit 1803 geht die Fronleichnamspersonifikation nicht mehr auf das Schloß.

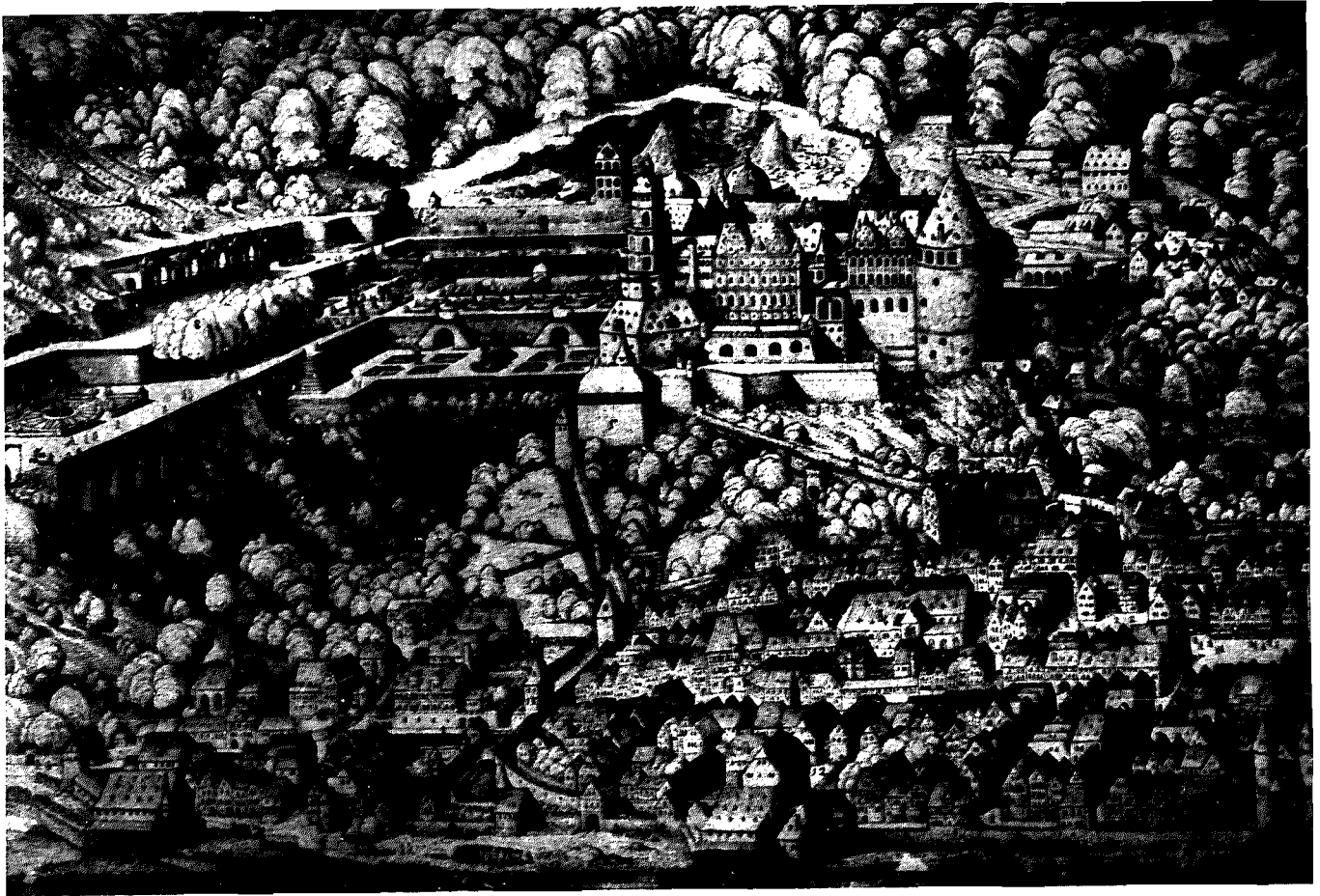


Abb. 29. Hortus Palatinus von Norden gesehen. Ausschnitt aus dem Stich von Merian 1620

III. Der ökonomische, der forstbotanische

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Schloßgartens beginnt nach der Verlegung der staatswissenschaftlichen Hochschule von Kaiserslautern nach Heidelberg. Oberforsttrat Professor Christoph Wilhelm Jakob Gatterer hatte gleich nach seiner Berufung (Ostern 1787) der kurpfälzischen Regierung vorgeschlagen „die Schloßruine vom völligen Untergange durch bessere Aufsicht und durch eine neue Anlage des Gartens zu retten; denn jeder, welcher Steine nach irgendeiner Form zugehauen haben wollte, holte sie ungehindert von jener Ruine“¹⁾. Er fand aber bei der Regierung kein Gehör. Erst nach dem Uebergang der Pfalz an Baden wurde er 1804 mit einer genauen Untersuchung des Gartens beauftragt und zugleich vom kurfürstlichen Hofratskollegium zum Bericht darüber aufgefordert: „in welchem Teil der Garten devastiert sei und das Angenehme für den fremden und einheimischen Beobachter unterbreche“ (Anhang 5).

Gatterer schlug in seinem Bericht vom 13. Januar 1804 vor, im Schloßgarten einen ökonomischen Garten einzurichten „zum Vorteil der hiesigen Universität sowohl als des gesamten fremden und einheimischen Publikums“. Staatsminister Freiherr von Edelsheim besichtigte den Garten und stimmte dem Gedanken zu. Auf den ausführlichen Antrag vom 22. Januar 1804 gab der Kurfürst Karl Friedrich seine Genehmigung. Zur Begutachtung der im Garten stehenden Bauwerke wie des Orangeriehauses und der Reste der Galery hatte man Oberbaudirektor Weinbrenner zugezogen²⁾. Gatterer erbat sich für die Ausführung des Gartens als technischen Beistand „den Verdienst- und Geschmack-vollen Gartendirektor Skell zu Schwellingen“. Am 1. Februar 1804 traf die allerhöchste Genehmigung und der Befehl ein, unter Beziehung Skells Plan und Kostenüberschlag vorzulegen. Am 12. Juni 1804 war Karl Friedrich in Heidelberg und ließ sich von Gatterer den Plan an Ort und Stelle erläutern. Aus dem Kultur- und Verbesserungsfond erhielt er darauf die einmalige Summe von 4000 Gulden zur Vollführung des Planes und zur Deckung des laufenden Bedarfs einen jährlichen Zuschuß von 400 Gulden, die zur Hälfte von der Staatskasse und zur Hälfte von der Universität angewiesen wurden. Im zweiten Jahre wird ein weiterer

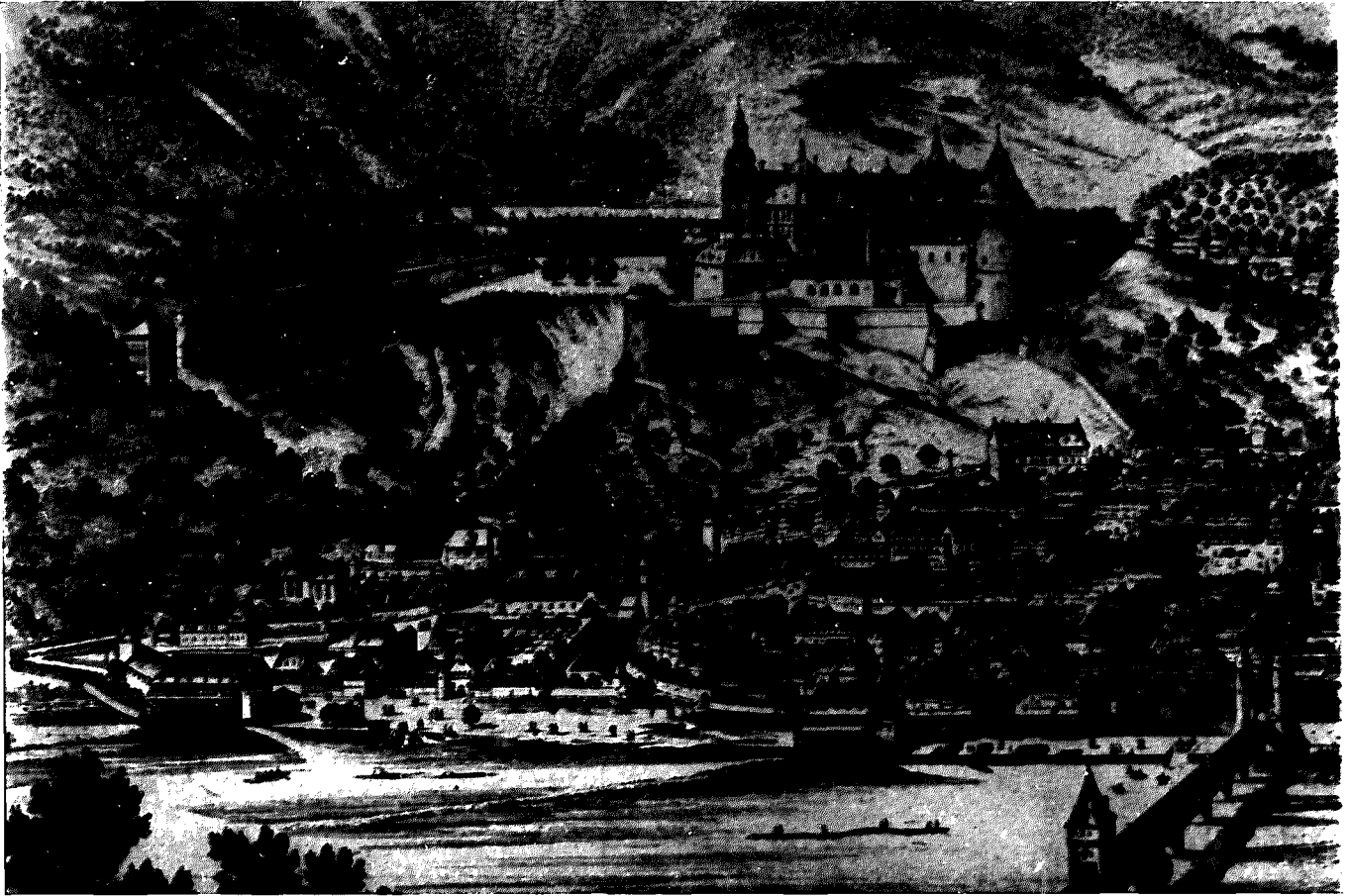


Abb. 30. Ausschnitt aus einer Stadtansicht von Ulrich Krauß vom Jahre 1684 etwa

und der botanische Garten

Zusatz von 1000 Gulden aus der Universitätskasse gegeben. Zugleich wurde Gatterer die Leitung des Ganzen übertragen. In einer Handschrift „historische Andeutungen über den Heidelberger Schloßgarten“ (abgedruckt im Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend von R. C. Leonhard 1834) schreibt Gatterer: „so groß meine Freude gewesen war, die Ausführung meines Planes in Gemeinschaft mit Skell zu beginnen, so wurde diese Hoffnung leider dadurch vereitelt, daß derselbe nach München berufen wurde. Sein würdiger Nachfolger zu Schwetzingen, der jetzige Geheime Hofrat Zenher, erhielt nun den Auftrag, die Ausführung mit mir gemeinschaftlich vorzunehmen. Zenher unterzog sich der Sache mit größtem Eifer. Von ihm rührt auch der schön gezeichnete Plan, nach welchem die Anlage größtenteils ausgeführt wurde“³⁾.

Der Plan ist in der Universitätsbibliothek Heidelberg erhalten (Cod. Heid. 3075), vgl. Abb. 37.

Es ist das Verdienst Gatterers und Zenhers in großzügiger Weise, wohl nach künstlerischen Ideen Skells, den Garten nach einheitlichen Gesichtspunkten umgestaltet zu haben. Skell war der Bahnbrecher der „Landschaftsgärtner“, die entgegen den geometrischen Anlagen der Barockzeit nun geschlängelte Wege und malerische Gruppierung von Bäumen und Sträuchern überall anstrebten.

Zu dem Grundgedanken und dem klaren Aufbau des Hortus Palatinus paßte dieses neue Kleid allerdings schlecht. Die Triebkraft einer neuen Idee übersah diese Bedenken und mühte sich nun ab, das Wesen des alten geometrischen Gartens nach Möglichkeit zu verkleiden.

So ziehen in dem Plan nun überall gewundene Linien als Wege über die Terrassen und Strauch- wie Baumgruppen, werden da und dort kulissenartig eingeschoben, um gradlinige Durchblicke zu vermeiden. Leider mußten an mehreren Stellen Nutzflächen, wie eine Baumschule auf der unteren Terrasse, ein landwirtschaftlicher und botanischer Unterrichtsgarten auf der oberen Terrasse u. dgl. eingeschoben werden, die schon



Abb. 31. Ausschnitt aus einem Stadtplan von 1622

im Entwurf als Fremdkörper auffallen, ebenso wie die am Südhang des Friesenberges vorgesehene Nebenanlage. Der Stückgarten war noch durch das Orangeriegebäude von dem übrigen Garten getrennt.

Was bei der Durchführung des Entwurfes zustande kam, zeigt Abb. 38, ein von dem späteren Gartendirektor Mezger 1826 gezeichneter Plan. Darnach blieb die obere Terrasse leider im alten Zustand liegen, während der Stückgarten mit in den neuen einbezogen wurde. Die übrigen geringfügigen Änderungen gegenüber dem Entwurf beeinträchtigen das Gesamtbild kaum⁴⁾.

Um den Wert und das Ausmaß der Veränderungen würdigen zu können, muß man sich den bisherigen Zustand vergegenwärtigen, was an Hand des Walperg'schen Planes (wie des von mir im Kurpfälzer Jahrbuch 1926 veröffentlichten) gut möglich ist. (Vgl. Abb. 33 und 36.)

Der Stückgarten war durch das Vogelhaus vom übrigen Garten völlig abgetrennt. Gatterer hat die Genehmigung zum Abbruch des Hauses anlässlich eines Besuchs des Großherzogs (1. Juni 1805) erhalten⁵⁾. Der Platz vom heutigen Schloßgarteneingang am Schloßberg bis zu den sog. Sattelkammern, im 18. Jahrhundert „der große Place d'armes“ genannt, entbehrte jeder gärtnerischen Anlage und war nur mit 5 Baumreihen bestanden⁶⁾.

Von der Sattelkammer zog eine Mauer „steinernes Retranchement“ in nord-südlicher Richtung auf die hohe Grabenwand zu. Ueber einen kleinen Graben und über eine kleine Brücke betrat man den eigentlichen Vorhof zum Schlosse, der gleich hinter dem Brückentorhaus nach Osten durch ein zweites steinernes Retranchement mit Graben und Brücke abgeschlossen war. Von hier führte der Weg in einen zweiten vor dem eigentlichen Garten gelegenen Vorraum, den nach Osten wiederum ein steinernes Retranchement sicherte, das mitten auf den gesprengten Turm zulief. In diesem stark befestigten Vorhof lag der durch Mauern eingezäunte Fürstenbrunnen, daneben der Garten des Burgvogts, der auch durch eine dünne Mauer gegen den Weg abgeschlossen war. Erst nachdem man also drei Sperrmauern passiert hatte, und an den Einfriedigungen des Fürstenbrunnen und des Vogteigartens vorbeigegangen war, kam man in den eigentlichen Schloßgarten, zunächst in den nieder gehaltenen Teil mit den zwei Bassins, dann in die schattige Partie mit den Bosketts, dann wieder in einen nieder gehaltenen Teil bei der großen Grotte und schließlich auf den Nordflügel der Terrasse und durch die Kastanienallee zum Oktogon.

Die Hauptterrasse einschließlich des Stückgartens nahm man nun 1804/05 zu einem einheitlichen Garten zusammen und beseitigte die vielen Hindernisse an den Mauern und Bauwerken. Die Wege sind heute noch in der Hauptsache dieselben, wie sie Zenher und Gatterer angelegt haben.

Nur der schönste Teil der großen Terrasse, (den heute die Schloßwirtschaft einnimmt,) wurde damals in 32 regelmäßige, rechteckige Beete eingeteilt, wie Mezger sagt, „zur Erziehung ökonomischer Gewächse und zum Behuf des landwirtschaftlichen und botanischen Unterrichtes“ und bildete so eine unliebsame Unterbrechung der sonstigen parkartig erdachten und gewollten Anlage. Von den beiden alten Bassins wurde eines ausgebrochen und im Jahre 1826 statt des zweiten ein neues, kleineres angelegt (1931 weggenommen⁷⁾). Die

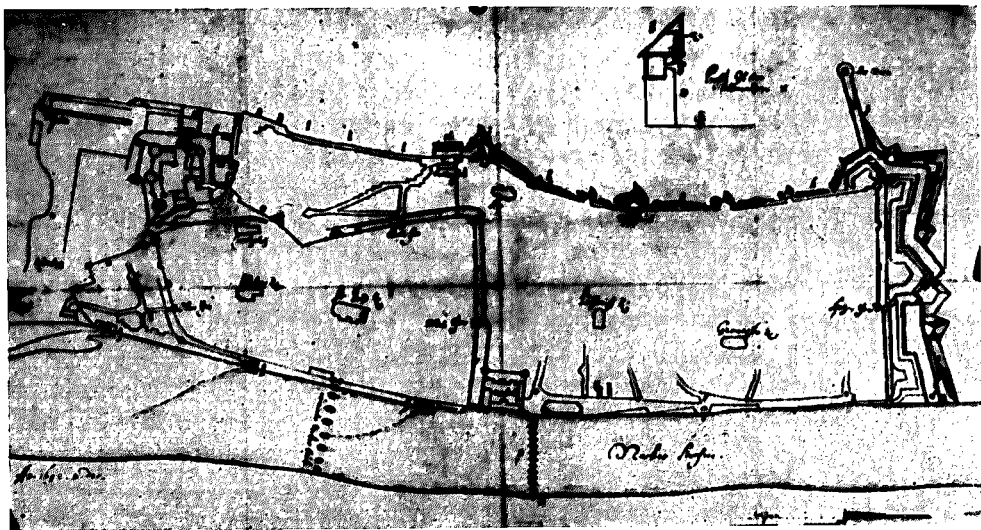


Abb. 32. Ausschnitt aus einem Stadtplan von 1692

obere Terrasse und die lange Allee blieben vorerst mit Ausnahme des Teiles, auf der die Bäder stehen, mit Obstbäumen bestellt im bisherigen Zustand liegen, und wurden getrennt vom übrigen verpachtet.

Die untere Terrasse und das anschließende Stück zwischen dem Grabenkoffer und der Grabensperre wurde als Baumschule ausgenützt (auf der eigentlichen Terrasse waren 4 große Beete, im Burggraben 4 gleichmäßige Baumreihen, vgl. Abb. 38).

Die Hofgärtnereien in Mannheim, Bruchsal und Schwetzingen werden am 29. Dezember 1804 angewiesen, Sämereien und Pflanzen kostenlos abzugeben. Hofgärtner Schneider von Mannheim hat allerdings eine Rechnung ausgestellt, die aber später erlassen wird. Gatterer begnügte sich nicht mit dem, was bisher als Schloßgarten gegolten hatte, sondern nahm vieles hinzu, was in unmittelbarer Umgebung des Schlosses von der Domäne oder der Militärbehörde an Private verpachtet gewesen war, wie den Friesenberg, die Nordbatterie oder den Altangarten, einige Stücke am Wolfsbrunnenweg (oder Kohlhofsweg, wie das erste Stück damals genannt wurde) den Burggraben und den Stückgarten. Er hatte allerdings dabei erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden.

Der bisherige Gartenpächter Leger wird 1804 gegen 100 fl. (Gulden) Entschädigung abgefunden⁸⁾. Den Garten übergab er der Staatswissenschaftlichen hohen Schule. Verhas hatte damals — wohl seit Abzug des Militärs vom Schlosse — den Stückgarten und den Schloßgraben in Pacht und zum Aergernis Gatterers viele der alten Linden gefällt. Er muß beide Plätze abtreten, da er sie ohne Genehmigung an sich genommen hatte.

Den Friesenberg hatte die Heidelberger Schützengesellschaft inne⁹⁾, sie wollte ihn schon im Jahre 1802 als Schießstätte pachten. Die Militärverwaltung, die damals den Berg noch vernutzte, lehnte dies aber ab und vergab ihn auf 15 Jahre an Thomas Ströbel und Andreas Zeller für 55 Gulden. (1805 erscheinen als Hauptbeständer Andreas Zeller, Leonhard Mindel und Wendel Hornmuth und deren Unterbeständer Anton Bender, Franz Heckner und Burkart Stem zusammen mit Georg Mack.) Mit vieler Mühe und hohen Kosten machten sie den Friesenberg urbar und pflanzten Welschkorn, Winterreps und Kartoffeln an. 1803 verkaufte die badische Regierung, ohne von diesen Pachtverhältnissen Kenntnis zu haben, den Friesenberg an die Schützengesellschaft. Hofkeller Verhas hatte in seinem Bericht unterlassen, die Pacht zu erwähnen. Die Schützengesellschaft begann ein Weingut am Berg anzulegen. Als nun Gatterer die ganze Umgebung des Schlosses für den neuen Garten beanspruchte, übte der Großherzog einen starken Druck auf die Schützengesellschaft aus, die ihm 1805 dann auch freiwillig das Gelände in Erwartung einer gerechten Entschädigung abtrat. Nach langen Verhandlungen und Klagen wurde die Schützengesellschaft 1808 mit 1200 und die Pächter mit 1100 Gulden abgefunden. Als Ersatz sollte der Gesellschaft ein Gelände vor dem Schießtor gegeben werden. Auch der Nordhang des Schloßberges war damals noch zum Teil in Besitz der Domäne, vor allem das sog. Kirchenstück, das Gelände zwischen Eselspfad und Karlschanze¹⁰⁾.

Ebenso große Schwierigkeiten bereitete oft der Erwerb kleiner Stücke¹¹⁾.

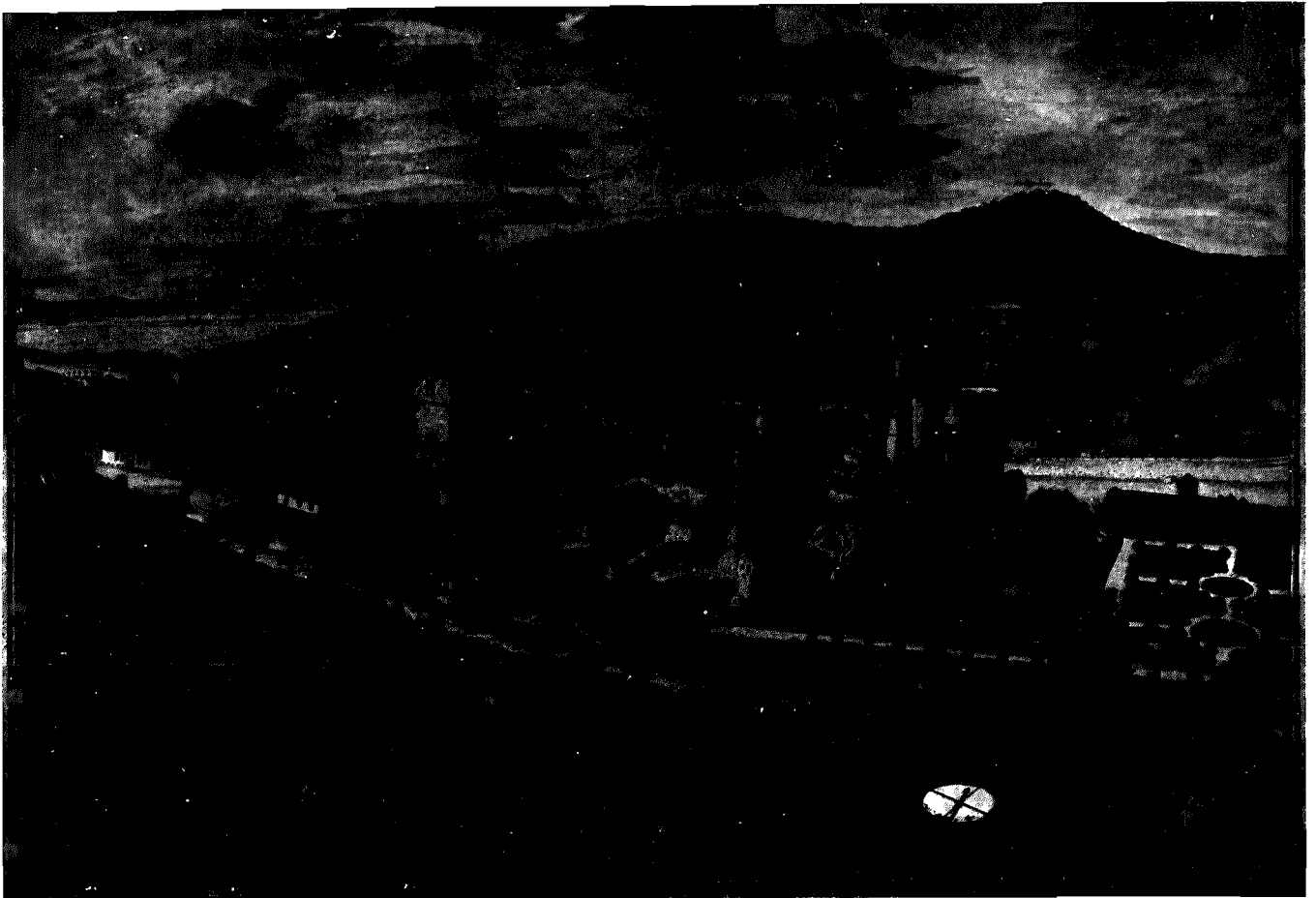


Abb. 33. Schloß und Garten von Süden gesehen. Zeichnung von Walpergen

Die Eingänge zu dem so neu gebildeten Schloßgartengelände wurden auf Vorschlag des Landbaumeisters Frommel abgeschlossen (1806) und zwar am Eselspfad durch Pallissaden und am Burgweg wie am Friesenberg durch Tore, deren Pfeiler heute noch stehen. Erzellenz v. Keizenstein, Geh. Hofrat Guignard, Stadtdirektor Baurittel, Gartendirektor Zenher und Stadtbaumeister Heller besichtigten mit Professor Gatterer den Garten, um zu prüfen, wie die Regenwässer abgeleitet werden können. Oberbaudirektor Weinbrenner, Landbaumeister Frommel von Schwefzingen und das Stadtbauamt äußerten sich zu den eingestürzten oder einzustürzen drohenden Mauern am Karmeliterweg und am Rohlhofweg¹²⁾.

Die Wirtschaftsgerechtigkeit, die Leger bisher innegehabt hatte, erhielt nun Johann Heinrich Trost, Bürger und Weingärtner aus Neuenheim, ebenso dessen Wohnung in der Burgvogtei. Zuerst war ein Peter Schlechter als Plantagengärtner vom Kurfürstl. Universitäts Kuratelamt angenommen (bis 1805), dann vom 30. März 1805 dieser Trost. Trost, ein „braver Landmann“, hat sich nicht lange als Gärtner auf dem Schloß gehalten (bis 23. Aug. 1806). Gatterer arbeitete dann vorerst nur mit Tagelöhnern. Am 26. Aug. 1807 übertrug er dem Johann Georg Guttmann die Schloßwirtschaft (neben der großen Treppe bei der Grotte), um eine jährliche Pacht von 215 Gulden, die an die Gartenkasse abzuführen sind. Guttmann durfte „in allen offenen Teilen des Gartens“ Wirtschaft treiben. Auch das Oktogon stand ihm, wie seinen Vorgängern, zur Verfügung. Tanzmusik war verboten. Von der Gartendirektion sollte aber wöchentlich ein- oder zweimal Musik im Freien abgehalten werden¹³⁾. Die Pacht wurde dann verlängert bis Ende 1809. Am 1. Mai 1810 zog Guttmann nach Baden. Trost erhält wieder die Wirtschaft, nachdem sich niemand auf das Ausschreiben gemeldet hatte. Zugleich übernahm er die Unterhaltungspflicht des Gartens gegen teilweise Ueberlassung des Ertrages.

Aus dem Mezger'schen Plane und aus den Akten, besonders dem Vertrage mit dem jetzt „Schankwirt“ Trost (vom 1. Mai 1810) können wir uns das Aussehen des Gartens vergegenwärtigen und uns da-

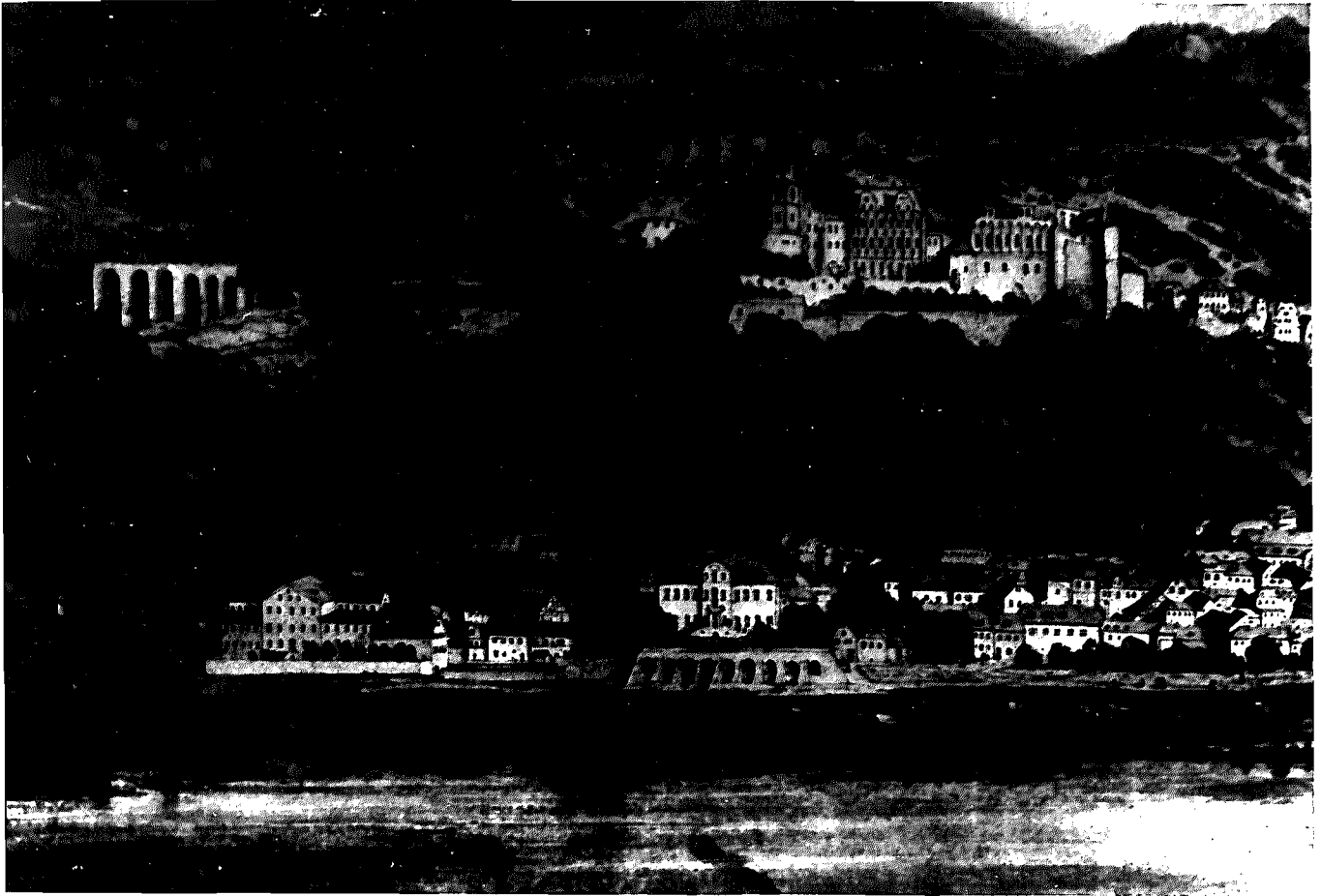


Abb. 34. Ausschnitt aus der großen Stadtansicht von Verhas

von überzeugen, daß dieses trotz erheblicher Verbesserungen und des großen, der Aenderung zugrunde liegenden Gedankens einheitlicher Gestaltung gegenüber dem heutigen Zustand ein wenig Erfreuliches war. Wenn man den Garten von Westen her betrat, waren die Flächen am Stückgarten und am Eingang zum Heu- und Dehmdmachen benutzt. Auf dem Stückgarten standen einige alte Bäume (wenige davon stehen heute noch), ebenso im Gartenteil bis gegen den gesprengten Turm. Dann überblickte der Weitererschreitende den eigentlichen ökonomischen Garten, in dem 11 Spargelländer, mehrere Gemüsefelder, Beete mit „Küchenkräutern, Futterkräutern, Dehl, Farben, Gerbe und andere Materialpflanzen“ standen. Seitlich auf den beiden oberen Terrassen wie unten im Burggraben¹⁴⁾ vor der Ostseite des Schlosses wuchsen „Kirschen, Äpfel, Birnen, Zwetschgen, Pflaumen, Quitten, Kastanien, Mispeln, Nüsse und Haselnüsse“, in deren Ertrag sich der Pächter und Professor Gatterer gleichwie mit denen der „Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren“ teilten.

Nach § 8 des genannten Vertrages „erhält der Pächter¹⁵⁾ das Recht auf allen Plätzen des Gartens für sich und zum Verkaufe nach seinem Gefallen und auf seine Kosten Gemüse zu bauen“; ausgenommen hiervon waren der obere ökonomische Garten, die untere Baumschule (auf der unteren Terrasse), das sog. Blumengärtchen im Schloßhofe gegenüber dem Stückgarten (wohl westlich des Ruprechtsbaues) und der Lustgarten im englischen Bau¹⁶⁾, welche letztere Plätze die Direktion zur Disposition sich allein vorbehält; doch hat der Pächter auch diese Plätze nach jedesmaliger Anweisung der Direktion im gehörigen Bau und Stande zu halten“. Auf der Nordbatterie ließ Gatterer Traubenlauben anlegen (an einer dazu völlig untauglichen Stelle), die Trost ebenfalls zu unterhalten hatte.

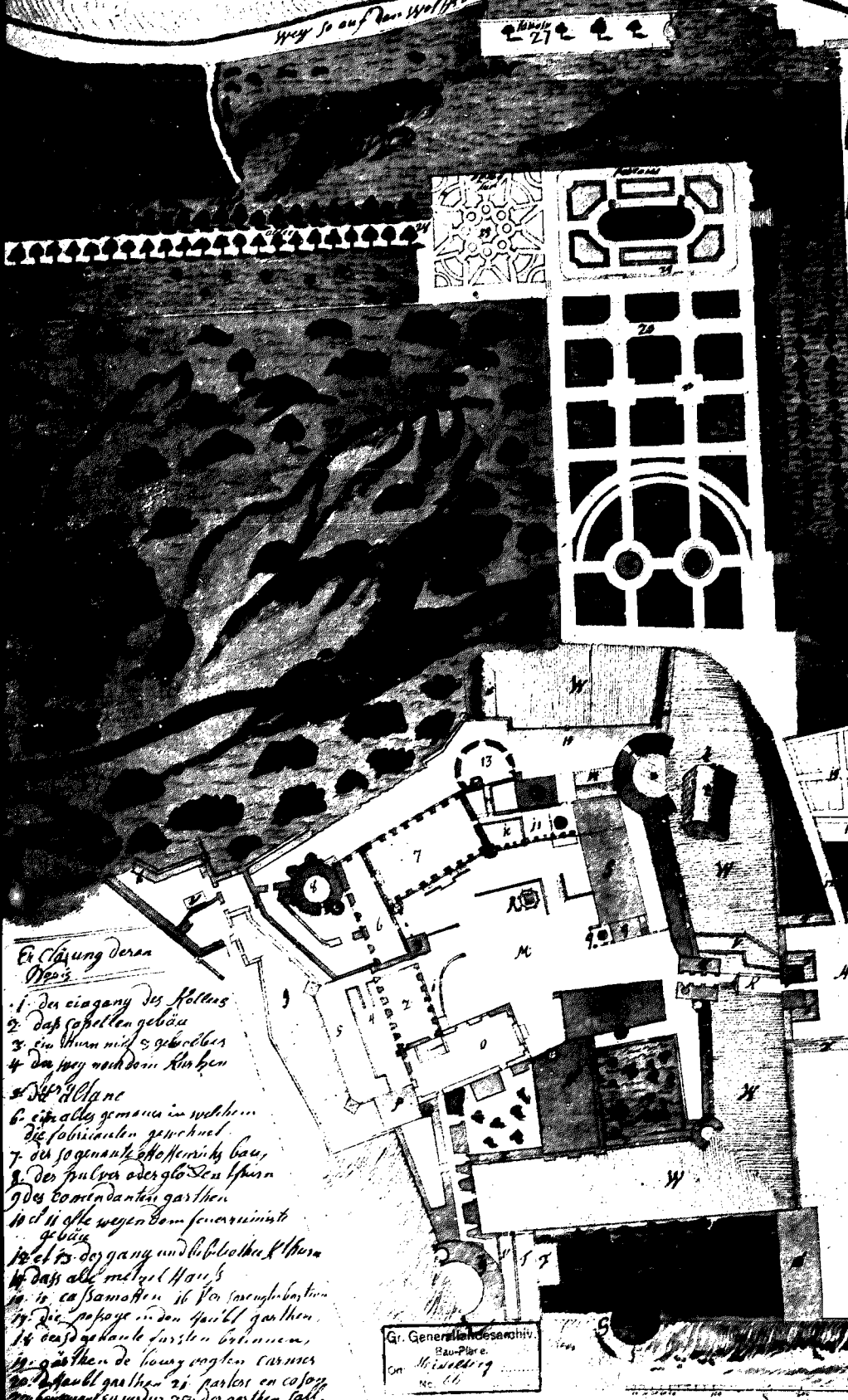
Professor Gatterer hat die Verwertung der Reste des Hortus Palatinus und der Umgebung des Schlosses zur Umwandlung in eine forstbotanische Anlage großzügig angepackt und mit Einsatz seiner ganzen Persön-

General plan Des chon päpstlichen Resident schloss
und Garten zu Heidelberg

sey so auf dem Wolff stammem in die stein bauh gehet.

Erklärung dem
Bauhplan

- A. das auss. Thor
- B. das auss. Thor
- C. das auss. Thor
- D. das auss. Thor
- E. das auss. Thor
- F. das auss. Thor
- G. das auss. Thor
- H. das auss. Thor
- I. das auss. Thor
- J. das auss. Thor
- K. das auss. Thor
- L. das auss. Thor
- M. das auss. Thor
- N. das auss. Thor
- O. das auss. Thor
- P. das auss. Thor
- Q. das auss. Thor
- R. das auss. Thor
- S. das auss. Thor
- T. das auss. Thor
- U. das auss. Thor
- V. das auss. Thor
- W. das auss. Thor
- X. das auss. Thor
- Y. das auss. Thor
- Z. das auss. Thor



Erklärung der an
den

- 1. der eingang des Schloss
- 2. das schloß gebäu
- 3. ein thurn mit 5 gebäuden
- 4. der weg nach dem kirchen
- 5. der thurn
- 6. ein altes gemäuer im weitem
- 7. der so genant offener baw
- 8. der hülper oder glöden sporn
- 9. der vorstandten garten
- 10. die offe wege dem fenerstein
- 11. der gang und stübchen thurn
- 12. das alle mittel haus
- 13. die samaken 16 st. fenerstein
- 14. die pforte in den garten
- 15. der garten fürsten betonnen
- 16. garten de bouy vogten carmer
- 17. der hülper garten 21 partien in casson
- 18. der bouy vogten 21. der garten fall.

Gr. General-Reservativ.
Bau-Plan e.
Ort Heidelberg
No. 66



Abb. 36. Zeichnung von P. F. de Walpergen.

1. Der kleine Burgweg. 2. Esels Pfadweg. 3. Mauern an das Fuchsloch. 4. Fuchs loch. 5. Glous. 6. Die kleine Batterie.
7. Das Alte Zeughaus. 8. Glocken Thurm. 9. Altan. 10. Friderichs des II. Bau. 11. Gebäude für das große Faß.
12. Bandhaus. 13. Englischer Friderichs des V. Bau. 14. Dicker Thurm. 15. Friderichs des IV. Bau. 16. Apotheken Thurm.
17. Caponiere. 18. Friesenberg. 19. Wall. 20. Kraut Thurn. 21. Caponiere. 22. Otto Heinrichs Bau. 23. Schloß Hof.
24. Heidnisch Gebäude. 25. Kiesen Thurn. 26. Thor graben. 27. Hof weg. 28. Ruinen von gebäude. 29. Steinernes Retranchement.
30. Fürsten brunn. 31. Weg zum untern Fürstenbrunnen. 32. Steinernes Retranchement. 33. Schloß garten.
34. Steinerne Bögen am Schloß garten. 35. Weg auf den Wolfs-brunn. 36. Steinernes Retranchement. 37. Großer Graf Platz.
38. Das Ehemalige Vogelhaus. 39. Ruinen. 40. Nimerler ein Thurn. 41. Große graben. 42. Große Batterie oder Stück garten.
43. Kleine Zeughaus. 44. Steinern Retranchement. 45. Die Hühner Kupferen genannt. 46. Mauer mit Schieß löcher. 47. Wacht Stube. 48. Weg auf das Alte Schloß. 49. Berg-Stadt-Weg.

Abb. 35 linke Seite: Plan des Schlosses und Gartens etwa vom Jahre 1764.

lichkeit verstanden, alle Hindernisse zu überwinden, die sich ihm durch die verschiedenartigen Besitzverhältnisse und vor allem auch durch die finanzielle Not der damaligen Zeit entgegenstellten. Er hat die wechselnden Verhältnisse in der Regierung und Verwaltung geschickt ausgenützt und alles restlos verwertet, was seiner Gartenkasse Ertrag bringen konnte. Zweifellos hat er aber auch manches zu sehr unter dem Gesichtswinkel des eigenen Nutzens angesehen, worüber er schließlich selbst zu Fall kam. Auch über seine Arbeit im Schloßgarten war man — wohl zu Unrecht — geteilter Ansicht¹⁷⁾.

Das Ergebnis langer heftiger Auseinandersetzungen zwischen ihm, dem Senat und der Regierung war, daß Joseph Mezger¹⁸⁾ am 30. November 1812 als Universitätsgärtner in Heidelberg angestellt wurde. Man vertraute ihm sowohl die zwei botanischen Gärten in der Stadt als auch den Schloßgarten zur vollständigen Besorgung an, die ersten unter Leitung des jeweiligen Professors der Botanik der letztere unter der des ersten Professors der Dekonomie und Forstwissenschaft. Tagelöhner hatte er selbst zu stellen, ebenso Personal zur Bewachung der Gärten. Er erhält dafür jährlich 300 Gulden, freie Wohnung und Garten, nebst den nötigen Stallungen und Dekonomiegebäuden, auch die Wirtschaft im Schloßgarten und sämtliche Nutznießungen des letzteren soweit das ökonomische und forstwirtschaftliche Institut diese nicht benötigten. Samenhandel zu seinem Privatnutzen war ihm unter sagt. Die Anstellung war aufgrund eines Gutachtens des Gartendirektors Zeyler erfolgt.

Mezger war eine angesehene Persönlichkeit. Er hat sich schriftstellerisch¹⁹⁾ sowohl in seinem eigenen Fachgebiet, im Gartenbau, als auch über die Geschichte des Schlosses in seinem Führer über Schloß und Garten betätigt, dem heute noch als gründliche, wertvolle Arbeit Bedeutung zukommt. Es scheint, daß er immer mit dem Hof in unmittelbarer Beziehung gestanden und dadurch viel erreicht hat²⁰⁾.

Im Schloßgarten selbst blieb ihm außer der Pflege der neuen Anlagen nicht viel zu tun übrig, da sie in den wesentlichen Zügen fertig war, als er kam. Am 7. Januar 1816 besichtigten Oberforststrat von Sponeck von seiten der Universität zusammen mit Professor Gatterer und dem Vertreter der Kreisdirektion des Neckars, Gartendirektor Zeyher, den Schloßgarten, weil das Domänenamt die Sträucher auf den Mauern beseitigt haben wollte. Aus dem Protokoll geht hervor, daß über den Bögen auf der großen Terrasse noch italienische Pappeln standen, die nun weggehauen werden sollen. Die Pappeln auf der oberen Terrasse können aber „als schöne Gruppe“ stehen bleiben. Ebenso können die von Gatterer angelegten Weinlauben auf der Nordseite des Schlosses, unten an dem Altan, zusammen mit den Obstbäumen bleiben, diese soweit sie gesund sind.

Die Pappeln sind auf der großen, von Verhas gezeichneten Ansicht der Stadt Heidelberg sehr gut zu sehen, ebenso auf einer Handzeichnung Schinkels vom Jahre 1816. Sie passen allerdings wenig in die Umgebung (vgl. Abb. 34).

Im Jahre 1828 schlug Mezger vor, den damals an Stelle des heutigen Bredeplatzes befindlichen botanischen Garten aufzuheben und im Schloßgarten unterzubringen. Nach dem Plane²¹⁾ und der zugehörigen Beschreibung sollten auf der großen Terrasse zwischen Oktogon und Tagustreppe ein 80 Schuh langer, 18 Schuh breiter und 18 Schuh hoher Glasbau (nach Entwurf des Baumeisters Wundt) in zwei Abteilungen (Warm- und Kalt haus) und daneben ein kleineres Glashauss errichtet werden. Der bisherige ökonomische Garten sollte in systematischer Anordnung einjährige und perennierende Pflanzen aufnehmen. Auf der unteren Terrasse wollte er den ökonomischen und pharmazeutischen Garten unterbringen. Zur Verbindung der beiden Terrassen (die einzige Verbindung war bis 1863 die Tagustreppe) schlug er eine zweiar mige Treppe vor (auf die Mitte der unteren Terrasse zulaufend). Zwischen Apotheker- und Krautturm sollte das Alpinum zu liegen kommen, in den Zeughausgarten die Mutter- und Saatschule, in den Batteriegarten die Baumschule „zur Erziehung von Obstbäumen und anderer Holzarten nach dem Bedarf des forstwissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Unterrichts“, in den Burggraben die Schattengewächse und Sumpfpflanzen, wozu er einen Teich verwenden wollte, der sich dorten natürlicherweise gebildet hatte. Die Kosten errechnet er auf 4862 Gulden. Die Professoren von Rau und Chelius hießen den Plan zusammen mit Gartendirektor Zeyher im allgemeinen (Gutachten vom 28. Februar 1829) gut. Die medizinische Fakultät wünschte einige Abänderungen, die Mezger in einem zweiten Plan berücksichtigte (Universitätsarchiv).

Nach langen Verhandlungen wurde der Gedanke, den botanischen Garten auf das Schloß zu verlegen, fallen gelassen²²⁾.

Neben der Aufsicht über die botanischen Gärten und den Schloßgarten war Mezger auch für den Landwirtschaftlichen Verein tätig, der 1819 gegründet wurde und die Bestrebungen zur Verbesserung der Landwirtschaft fortsetzen und unterstützen sollte, welche die Mannheimer Akademie, sowie die Kameral schule von Kaiserslautern seit Karl Theodors Zeiten gepflegt hatten. Mezger vergrößerte die Weinbauanlagen am Friesenberg, die die Schützengesellschaft angelegt hatte und richtete einen neuen ökonomischen (und zugleich botanischen) Garten für den Landwirtschaftlichen Verein vor dem Mannheimer Tore ein, wodurch der entsprechende Teil auf dem Schlosse überflüssig wurde²³⁾.

Ganz ungelegen kam ihm dieser Auftrag jedenfalls nicht, weil er den ökonomischen Garten nun für einen anderen ihm persönlich naheliegenden Zwecke verwenden konnte, von dem gleich die Rede sein wird. Der Garten wurde nämlich Vorplatz der Schloßwirtschaft und als solcher zu einer mit Rosen und Blütenstauden eingefäumten Rasenrabatte umgewandelt.

Mezger hatte die Schloßwirtschaft bei der großen Grotte zuerst selbst betrieben und 1815 noch durch einen hallenartigen Anbau aus Baustoffen vergrößert, die beim Abbruch des „Tagelöhnerhauses“ gewonnen wurden. Es war dies offenbar die Wohnung östlich der des ehemaligen Schloßgärtners in der Ecke zwischen dem gesprengten Turm und der Zwingermauer. Sie ist auf dem Walperg'schen Plane noch mit der Ofenausstattung eingezeichnet. Im Dezember 1831 gestattet die Universität Mezger die Schloßwirtschaft auf 4 Jahre in Unterpacht zu vergeben, nachdem sie bisher schon mit stillschweigender Genehmigung einem Unterpächter anvertraut gewesen war. Mezger ist es auch gelungen, den Neubau der Schloßwirtschaft durchzuführen²⁴⁾, die 1837 nach den Plänen des Baudirektors Hübsch an der Stelle errichtet wurde, an der heute etwa der nach Norden ziehende Flügel des Schloßparkkasinos steht. Damit war leider die große Terrasse von neuem in einer Weise untergeteilt, daß die Klarheit des terrassenartigen Aufbaues des gesamten Gartens nahezu verloren ging (vgl. Abb. 39 und 40).

Am 7. April 1851 wurde Mezger nach langer erfolgreicher Tätigkeit auf dem Schlosse nach Karlsruhe berufen, um am Sitz der Zentrale im Landwirtschaftlichen Verein mitwirken zu können.

In dem Maße wie Heidelberg Fremdenstadt wurde, dehnte sich die Wirtschaft in der Folgezeit aus²⁵⁾. 1853 baute der Pächter auf seine Kosten eine Gartenhalle und einen Musikpavillon, und der Staat erweiterte 1853/54 zum ersten Male die Wirtschaft durch einen Küchenbau und Unterkunftsräume für den Wirt. Zur Wirtschaft gehörten damals noch das Brückenhaus und der obere Fürstenbrunnen (bis 1863), die wie einzelne Räume der im Dekonomiegebäude des Schlosses gelegenen Wirtswohnung an Fremde vermietet wurden²⁶⁾.

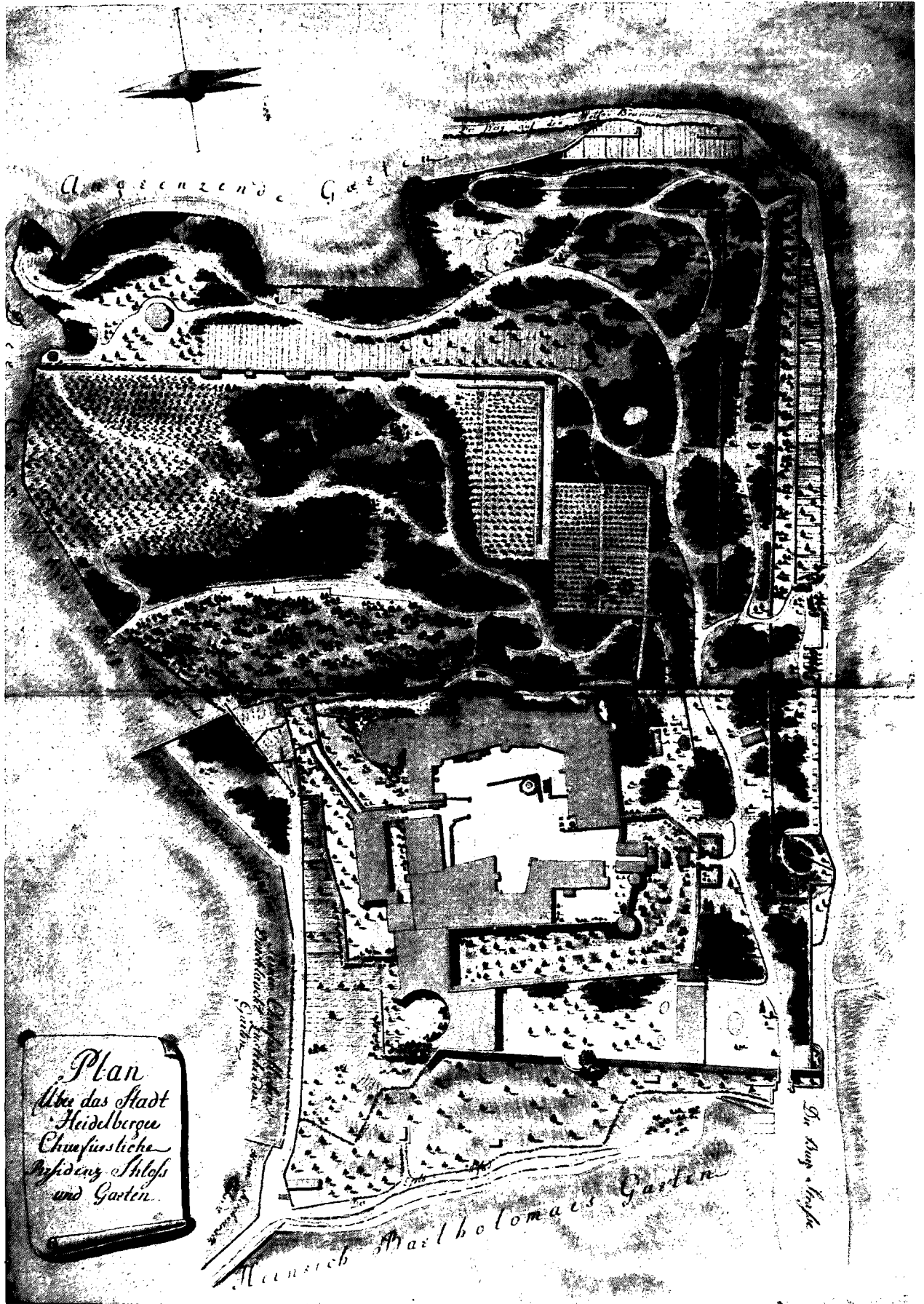
1863 ließ der Staat um 7000 Gulden eine neue Wirtschaftshalle und 1868 ein Musikzelt errichten, die beide bis 1931 gestanden haben. Mit dem Aushub der unterkellerten Halle schüttete man einen Hügel auf der unteren Terrasse so an, daß nun diese mit der großen Terrasse durch einen Schlangenweg verbunden wurde. Auch diese Zutat stört noch heute sehr die Klarheit des Terrassenaufbaues des Gartens. Mit dem Neubau der Wirtschaft verschwand (1837) endgiltig der ökonomische Garten, dessen Fläche zunächst als Rosen- und Ziergarten der Wirtschaft und schließlich größtenteils als bekiefter Wirtschaftsplatz hergerichtet wurde²⁷⁾.

Nach Mezgers Tod ging der Schloßgarten am 7. April 1852 mit Vorteil und Lasten an die Großherzogliche Domänen-Administration über, die diesen nun als „forstbotanischen Garten kunstmäßig“ zu unterhalten hatte. Damit änderte sich die Stellung des Schloßgärtners. Da der Schloßgarten bestimmungsgemäß unterhalten werden sollte, wurde in der Regel der Universitätsgärtner oder Inspektor des botanischen Garten nebenamtlich mit der Erhaltung der forstbotanischen Anlage betraut.

Nach der Uebernahme verpachtete die Domänenverwaltung das Schloß mit Vertrag vom 16. Juni 1852 an Richard Jannillon²⁸⁾ als Kastellan, dem neben der Fremdenführung und der Aufsicht in Schloß und Garten auch die Unterhaltung und Nutzung des Gartens oblag, soweit sie nicht zu Universitätszwecken benötigt wurde. Jannillon hatte auch selber einen Kunstgärtner einzustellen und auch eingestellt, namens Welkoborsky (aus Freiburg). Von ihm ist noch eine genaue Aufnahme des Schloßgartens und das Verzeichnis der Bäume aus dem Jahre 1854 vorhanden²⁹⁾. Die von Jannillon bezahlten Gärtner arbeiteten nach seiner Weisung. Welkoborsky wurde 1855 auf Antrag der Domänenverwaltung entlassen, da für ihn angeblich kein Wirkungsbereich mehr vorhanden war. Der Universitätsgärtner Lang sollte seinen Posten gegen eine Vergütung von 150 fl. mit übernehmen. Der ordentliche Professor der Botanik war in der Regel Respizient für den Schloßgarten³⁰⁾. Christian Lang arbeitete seit 1846 als Obergehilfe im botanischen Garten (1880 Garteninspektor), und wurde nun als Betreuer des Schloßgartens der Nachfolger Mezgers³¹⁾.

Jannillons Pacht lief am 19. Juli 1867 ab. Da er sich um die Schloßruine und den Garten verdient gemacht hatte, wird er nun mit 800 fl. Gehalt als Kastellan (zur Ueberwachung der Fremdenführer und Handhabung der Aufsicht) angestellt³²⁾.

Die Verkehrslage des Gartens wurde durch den Bau der Odenwaldbahn im Jahre 1863 erheblich verändert. Bis dahin hatte der Eingang vom Friesenberg her wenig Bedeutung. Nun regte der Verschönerungsverein an, eine unmittelbare Verbindung vom Eingang am Friesenberg zur Schloßruine herstellen zu lassen, die bis dahin noch fehlte. Er wollte die Kosten selbst übernehmen, aber der Staat willigte nicht ein und beschloß, das von ihm seit dem Jahre 1858 ins Auge gefaßte Projekt eines Schlangenweges auf eigene Kosten auszuführen. Der Weg ging durch den sog. Akazienwald und wurde von Lang im Jahre 1863 um 395 Gulden gebaut bis an die Bank oberhalb des „Konsul Krieger'schen Gartens“. „Oberhalb an der



Angrenzende Gärten

Plan
Alte das Stadt
Heidelberg
Churfürstliche
Residenz Schloss
und Garten.

Mensch Marcolomats Garten

St. Marg. Kirche

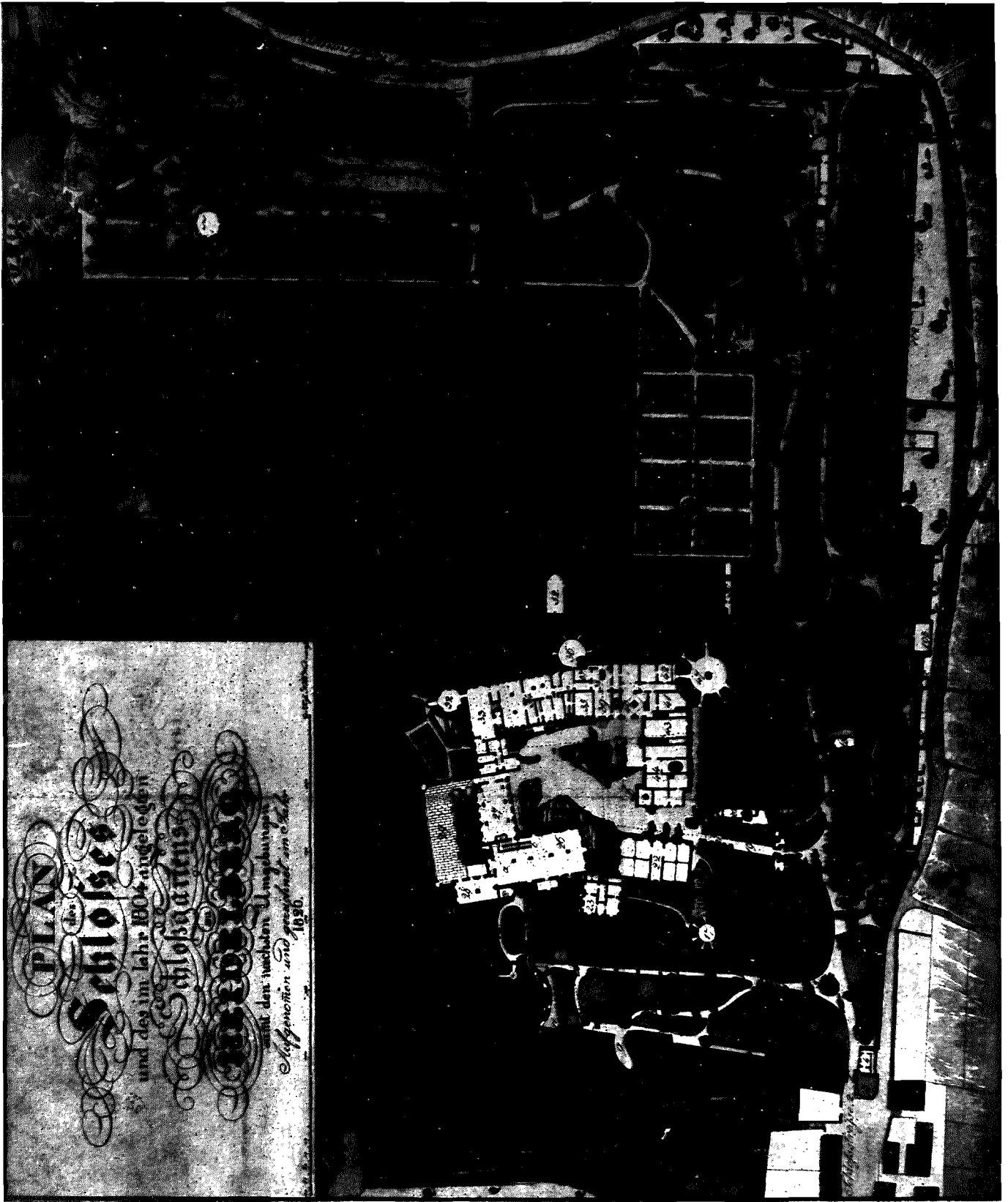


Abb. 38. Plan des wirklich ausgeführten Gartens nach einer Zeichnung des Universitätsgärtners Mezger vom Jahre 1826.

Abb. 37 linke Seite: Plan über die Anlage des ökonomischen Gartens von Gartendirektor Zehner, Schweßingen



Abb. 39. Die Schloßwirtschaft um das Jahr 1830

Hirschel gehörig) vergrößert worden, das am Wolfsbrunnenweg lag und etwa die Ruppe der in den Nordflügel der großen Terrasse einspringenden Felsmaße einnahm. Es wurde 1863/64 durch Wege erschlossen und nach forstbotanischen Gesichtspunkten angelegt (genehmigt 7. November 1862). Dem Wunsch der Universität, auch den nach Norden anschließenden Haub'schen Garten (1869) als forstbotanische Anlage zu verwenden, wurde nicht stattgegeben. Er wurde wohl durch Wege mit den übrigen Anlagen verbunden, dann aber im Jahre 1875 in Pacht des Schloßhotels gegeben, das ihn heute noch als Hotelgarten benützt. (Vorher hatte Joh. Adam Zindel den mit 22 Obstbäumen bestandenen Garten gepachtet gehabt.)

Im Jahre 1869 bittet Schloßkastellan Jannillon um Abnahme des Altangartens gegen Entschädigung, dessen Nutzung ihm als Gehaltsanteil zugewiesen war. Auch dieser wird nun zu einem forstbotanischen Garten umgestaltet.

Man sieht, wie der parkartige Charakter der forstbotanischen Anlage nach und nach sich auf die Umgebung des Schlosses ausdehnte und wie immer größere Teile zu dieser Einheit genommen werden. Gegenüber dem heutigen Zustand fehlten eigentlich nur noch die beiden oberen Terrassen. Jannillon, wie der jeweilige Pächter der Schloßwirtschaft hatte hier ebenfalls ein Pachtstück von 20 Ruthen Größe (= 180 qm), das 1867 Schloßkassier Gaa um einen Gulden in Pacht nimmt, daneben liegt das sog. „Universitätsstück“³³⁾, das seit Wegfall der Baumschule auf der unteren Terrasse als solche benützt wurde und auf dem 1880 noch 17 Obstbäume standen. Beide sind erst 1880/81 als botanischer Garten angelegt worden³⁴⁾. Nur die eigentliche Bäderterrasse, den Westteil der obersten Terrasse hatte man schon früher zur forstbotanischen Anlage genommen, wohl weil die Ruinen der Bäder einer Ausnutzung im Wege standen.

Die Ausdehnung der forstbotanischen Anlagen auf weite Teile des Gartens veränderte den Gesamteindruck von neuem erheblich. Immergrüne Koniferen schoben sich mehr und mehr in den von Skell und Zenher vorwiegend mit Laubhölzern bestellten Park. Der eigentümliche Wuchs vieler seltener Koniferen, die nach Art eines Arboretums da und dort gesetzt wurden, fallen noch heute, namentlich in unmittelbarer Umgebung der Ruine, unangenehm auf, so schön sie als Einzelpflanzen sein mögen.

Mehr als die forstbotanischen Pflanzungen beeinträchtigte der neue botanische Garten das Gesamtbild. Um diesen hatte sich der seit 1872 an den Lehrstuhl für Botanik nach Heidelberg berufene Professor Pfizger bemüht (vgl. seine Mitteilungen in der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft 1898—1904). Garteninspektor Steinberger widmete in derselben Zeitschrift (Nr. 47, 1934) dieser „immergrünen Anlage“ im Schloßgarten zu Heidelberg einen „Nachruf“, aus dem wir nur den Satz anschließen wollen: „Man darf — ohne dem verdienstvollen Wirken Pfizgers irgendwie zu nahe zu treten — heute sagen, daß sein Versuch, die Zahl der in Deutschland anpflanzbaren immergrünen Gewächse zu vermehren, im großen und ganzen gescheitert ist“.

Schließlich wurde auch die Ruine als Bestandteil des Ganzen empfunden. Der neugegründete (Dezember 1866) Schloßverein war unter der Leitung des Obergerichtsadvokaten Mans in große Aufregung geraten, weil eine Linde vor dem Friedrichsbau nach Ansicht des Bauamts gefällt werden sollte, um den Bau besser in Erscheinung treten zu lassen. Selbst die Künstler waren in drei Gruppen³⁵⁾ verschiedener Ansicht. Als man auch dem Botaniker in die Bepflanzung des Altangartens hineinreden wollte, verbat sich Professor Hofmeister (am 13. April 1872) jede Einmischung des Schloßvereins in seine Pflanzung³⁶⁾.

zweitletzten Biegung waren noch Fundamente von einem alten Turm herauszubrechen“, damit verschwanden leider die letzten Reste des die Karlschanze gegen Nordosten abschließenden Turmes.

Der Baummuchs muß inzwischen sehr licht geworden sein, denn Professor Hofmeister erhebt 1864 gegen das viele Fällen der Bäume durch Lang Einspruch. Auf Langs Anregung wird die untere Terrasse, der bisherige „Rüchergarten in eine neue Koniferenanlage“, die zugleich als Promenade auszubilden war, 1866/67 (mit 383+206 Gulden) umgewandelt. Im Betriebsplan des Jahres 1868/69 wird erneut der Antrag gestellt, auch den Zugang zu den Bögen unter der großen Terrasse vom Friesenberg durch einen neuen Weg zu verbessern. Der in dem Mezgerschen Führern angegebene, unmittelbar auf die obere Terrasse führende, steile Pfad war ungangbar geworden.

Inzwischen war der Garten gegen Osten (1862 bis 63) durch das „Knörzer'sche Baumstück“ (1814 Jakob

Der klare, terrassenförmige Aufbau des Hortus Palatinus verschwand im Laufe der Zeit immer mehr, da er durch die höher und älter werdenden Bäume verdeckt und durch allerhand fremde, seinem Baugedanken zuwiderlaufende Zutaten entstellt wurde. Da Forstbotanik seit dem Jahre 1832 an der Techn. Hochschule in Karlsruhe gelesen wurde, benötigte die Universität hierfür keinen Garten mehr³⁷). Die für rein botanische Studien verwendeten beiden oberen Terrassen verloren an Wert, einmal dadurch, daß in dem strengen Winter 1879/80 ein großer Teil der Pflanzen (natürlich auch die Koniferen auf der unteren Terrasse) eingingen³⁸) und zum anderen, weil die große Entfernung zwischen Schloßgarten und dem neuen botanischen Garten in der Bergheimerstraße (seit 1875/76) und später in der verlängerten Mönchhoffstraße (seit 1914) Beaufsichtigung und Bewirtschaftung erschwerte. So kam es, daß der ursprüngliche Nebenzweck zum Hauptzweck und der Garten vornehmlich als Vergnügungspark benutzt und umgestaltet wurde.



Abb. 40. Die von Baudirektor Hübsch 1837 erbaute Schloßwirtschaft

Der wichtigste Teil des Gartens ward die Schloßwirtschaft, für deren Erweiterung und Erneuerung sich alle Kreise der Stadt mit Nachdruck einsetzten. Die Domänenverwaltung wehrte sich anfänglich zwar ebenso entschieden dagegen, weil sie dies „unvereinbarlich mit dem landschaftlichen und historischen Charakter“ des Schloßgartens hielt. 1895 gab die Regierung nach, legte den Hübsch'schen Bau nieder, und errichtete unter Verwendung älterer Bauteile (so der südlichen Halle), eine neue Schloßwirtschaft, nach Angaben des Baudirektors Josef Durm, die sich, der bebauten Fläche nach, etwa in den Grenzen des vorigen Bestandes hielt. Am 1. Mai 1897 wurde die Wirtschaft eröffnet. In den achtziger Jahren fanden täglich gutbesuchte Orchesterkonzerte auf dem Schloß statt. Das Finanzministerium verlangte, daß wenigstens an einem Tage der Woche keine Konzerte abgehalten würden. Die Fürsorge für das Städt. Orchester, seine Ansprüche an die Umgestaltung des Musikpavillons in akustisch einwandfreier Form einer Muschel und dergl. füllen mehr als einen Aktenband. Erfreulich war, daß der Bezirksrat im Jahre 1888 wenigstens die Konzession zum Betrieb der Schankwirtschaft im Schloßhof versagte.

Auch die Errichtung des Scheffeldenkmals (1890/91) und die Beseitigung des alten Tanzhäuschens, des Oktogons, bedeutete zum mindesten für den Schloßgarten keinen Gewinn, ebensowenig, als die Goethe-Marianne-Bank (errichtet 1921).

Im Jahre 1923 ging die Verwaltung des gesamten Schlosses samt der des Gartens aus den Händen des Domänenamts in die des Bezirksbauamts Heidelberg über, das der Verfasser seit Ende des Krieges leitet³⁸).

Nach langjährigem Studium der vorhandenen Anlage und der Geschichte ihrer Entstehung schien es das Wichtigste, den Garten nach und nach von all den Zutaten zu bereinigen, die ein harmonisches Bild von Schloß und Garten wie der Bepflanzung des Gartens beeinträchtigen.

In zäher, von vielen Seiten mißverständener, oft mit unglaublichen Mitteln angefeindeter Arbeit gelang es, die zu dichte Bepflanzung so zu lichten, daß das Schloß überall als wichtigstes Schaustück zur Geltung kam und umrahmt von malerischem, üppigem Baumwuchs wenigstens teilweise gesehen werden kann, nicht etwa aus kunsthistorischem Interesse, sondern lediglich deswegen, weil die trefflichste Eigenart des Gartens doch in dem Ausblick auf das herrliche Bauwerk des Schlosses und daneben in der Sicht nach dem Neckartal und auf die Weite der Rheinebene besteht.

Weiter mußten und müssen noch alle die Pflanzungsteile, die zu diesem Gesamtbild nicht passen, nach und nach beseitigt und durch einen einheitlichen Aufwuchs ersetzt werden. So waren fast alle Ecken der Beete mit kleinen immergrünen Gruppen, wie es bei Friedhofsgärten üblich ist, bepflanzt gewesen. Der größte Teil davon ist heute ohne Aufhebens verschwunden. Der exotischen Gewächse des botanischen Gartens hatte sich der strenge Winter 1928/29 erbarmt, nachdem sich ein Mitglied der die Bestellung des Gartens beratenden Kommission jahrelang gegen das Auslichten der oberen Terrasse gewehrt hatte.

Leider schlug der 1932 gemachte Versuch fehl, die Schloßwirtschaft ganz aus dem Garten zu beseitigen. Da dies nicht ohne irgend einen Ersatz erreicht werden konnte, hatte der Verfasser vorgeschlagen, in einem kleinen Raum des Schlosses, der sog. Kapelle (100 qm!), eine Weinstube einzurichten und auf dem hinteren Teil der Terrasse des Stückgartens einige Tische im Sommer zur Bewirtschaftung aufzustellen. Es siegte aber der Unverstand der von einigen „Romantikern“ irreführenden Masse. Man stellte es selbst in ausländischen Zeitungen den nichts Ahnenden so dar, als sei beabsichtigt, das ganze Schloß als Wirtschaft zu verwerten⁴⁰⁾.

Die Schloßwirtschaft blieb wohl bestehen, es konnten aber wenigstens bei diesem Anlaß der Musikpavillon und zwei an die Schloßwirtschaft angebaute große Hallen verschwinden, während der Rest so umgestaltet wurde, daß er sich nun in die Umgebung einfügt.

Als letztes Ziel hat der Verfasser die Klarlegung des einstigen Aufbaues des Hortus Palatinus und die Rettung der Reste seiner Ruinen im Auge. Die große Grotte konnte schon einigermaßen in Stand gesetzt⁴¹⁾ und die Ruinen der „Galery“ in langer, schwerer Arbeit mit Hilfe des freiwilligen Arbeitsdienstes 1932/33 bloßgelegt und von vorhandenen Verunstaltungen befreit werden. Die zugehörige Grotte wurde anschließend (1934) geräumt und die eingestürzten Gewölbeteile so ergänzt, daß die Schönheit des Raumes jetzt wieder zur Geltung kommt. Die Freilegung des ehemaligen fürstlichen Bades und der Drangerie steht noch zu hoffen, ebenso die Beseitigung des Erdhügels zwischen großer und unterer Terrasse.

Wenn man nun die Geschichte des Hortus Palatinus bis in unsere Tage verfolgt hat, so ist es doch kaum zu verstehen, daß man das 18. Jahrhundert hindurch diese herrliche, in Deutschland einzigartige Gartenanlage verkommen ließ und nur verwendete, um einige hundert Mark Einnahmen daraus erzielen zu können. Begreiflich erscheint schon eher die Anlage des ökonomischen Gartens zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Man versiel dann aber bald wieder in den Fehler, die vorhandenen Flächen „nutzen“ zu wollen, wenn auch diesmal der Nutzen ein mehr idealer für Zwecke der Wissenschaft und des Unterrichts gewesen war. Der Heidelberger Schloßgarten verdient heute nicht mehr „genutzt“, sondern der Allgemeinheit und unseren Nachkommen in der denkbar besten Form erhalten und übergeben zu werden, damit sie sich darin an der herrlichen Lage des Gartens zur Landschaft und an dem unvergleichlich schönen Baudenkmal der Schloßruine erfreue.

Dazu wird es notwendig sein, die wesentlichen Merkmale des Hortus Palatinus: den terrassenartigen Aufbau, die sonnige, südländische Lage und die Möglichkeit der Aussicht von all seinen Teilen auf das Schloß wie die Landschaft noch mehr als bisher klarzustellen. Zu gegebener Zeit wird es unerlässlich werden, auch den Garten selbst in diesem Sinne neu anzulegen und den Zwiespalt zwischen den Grundgedanken der ersten Anlage des geometrischen Gartens mit dem eines parkartigen, sagen wir englischen Gartens, zu beseitigen.

Zu beschreiben, was hierfür im einzelnen zu geschehen hat, geht über den hier gewählten Rahmen einer geschichtlichen Arbeit hinaus. Wenn diese aber das Verständnis für das zu erstrebende Ziel beim Leser geweckt hat, so ist der Weg des zu Erreichenden geebnet.

Anmerkungen zum III. Abschnitt.

1) Vgl. Fremdenbuch für Heidelberg und Umgebung von R. E. Leonhard 1834 S. 131 ff.

2) Aus Akten Hofdomänenkammer, Stadt Heidelberg, Bauachen, G. L. U., Die Herstellung und Unterhaltung der Baulichkeiten in dem Schloßgartengebiet zu Heidelberg, entnehmen wir einen Bericht des Oberforstrats Gatterer vom 10. 8. 1811 an die Gr. Kreisdirektion:

„Das eine ist das ungemein schöne Portal von dem ehemaligen Drangerie-Hause, als jetzigem Eingange zu dem so genannten Stück-Garten, an welchem sich 4 meisterhaft gehauene steinerne Säulen (in Form von berindeten Baumstämmen) befinden, welche der Großherzogliche Oberbaudirektor Weinbrenner für acht römische Säulen hält. — Schon damals, wie das baufällig gewesene Drangerie-Haus zum Vortheile der Schloßgarten-Feste verkauft und abgerissen wurde, machte ich zur nothwendigen Erhaltung dieses schönen Portals Vorschläge, weil daselbe durch das Abreißen des Drangerie-Hauses an beiden Seiten seine Unterstützung verloren und selbst hin und wieder Risse bekommen hat, die mit der Zeit einen völligen Einsturz befürchten lassen. — Ober-Baudirektor Weinbrenner und Baumeister Frommel hatten zwar damals schöne Projekte zu einem Tempel hinter dem Portale, dessen Ausführung aber nicht nur, sondern auch die einstweilige nothdürftige Befestigung des Portals selbst leider unterblieben ist.“

Das zweite betrifft die außerordentlich schönen Bogen und offenen Gewölbe im oberen Garten, unterhalb des Weges nach dem Wolfsbrunnen, als Reste der Rückwände von ehemaligen warmen Bade-Häusern, die mit zu den größten Zierden des ganzen Schloßgartens gehören, aber leider auch so baufällig sind, daß fast täglich beträchtliche Steine, zur größten Gefahr der auf dem darunter liegenden Garten-Wege in dieser Lieblings-Parthie für Fremde und Einheimische, herabstürzen, und so mit der Zeit einen völligen Einsturz dieser schönen Ruinen befürchten lassen. — Auf die Erhaltung auch dieser schönen Reste voriger Zeit so wol, als auch die Abwendung der mit denselben verbundenen Gefahr, habe ich gleich zum Anfange meiner neuen Garten-Anlagen die benannten Bauverständigen aufmerksam gemacht, aber leider auch bis jetzt ohne allen gehofften Erfolg.“

3) Ueber den Plan zum neuen Garten schreibt Mezger auf Seite 24 seiner Beschreibung des Heidelberger Schlosses von Großherzog Karl Friedrich von Baden: „er beauftragte deswegen den damaligen Gartendirektor Skell in Schwellingen mit der Entwerfung eines Planes, welchen dieser auch verfertigte. Da aber durch dessen Uebergang in bayerische Dienste

die Ausführung seines Planes vereitelt wurde, erhielt Herr Gartendirektor Zeiher in Schwetzingen den Auftrag, gemeinschaftlich mit dem Herrn Oberforsttrat Gatterer einen forstbotanischen und ökonomischen Garten einzurichten, was auch alsbald durch genannte Männer geschah, und im Jahre 1808 größtenteils nach dem Plane Tafel I beendigt wurde“.

4) Leider kann auf die Einzelheiten des Mezger'schen Planes (vgl. Beschreibung des Heidelberger Schlosses und Gartens von Mezger, gedruckt bei U. Schwald, Heidelberg 1829) nicht näher eingegangen werden. Die in den Plan eingezeichneten Zahlen weisen unmittelbar auf seine Beschreibung, in der er die betreffende Stelle in seinem früheren Aussehen, etwa als Bestandteil des Hortus Palatinus, auch klarlegt.

5) Es wurde öffentlich auf Abbruch versteigert. Auch das kleine Zeughaus verschwand.

6) Er war als Bleichplatz an die Stadt Heidelberg verpachtet. Gatterer ließ ihn kurzerhand, ohne lange zu fragen, umsetzen. Im Stückgarten wurde bei der Fronleichnamsprozession mit Kanonen geschossen.

7) Diese Gartenfläche wurde seit 1831 zur Errichtung und Vergrößerung der neuen Schloßwirtschaft benutzt. Sie ist erst 1931 in den Organismus des übrigen Gartens eingefügt worden.

8) Gatterer hatte die Tätigkeit des Leger auf dem Schloßgarten im allgemeinen anerkannt. Er hatte sich über die von Leger 1804 mit Staatszuschuß angelegte „Zichorienwurzelplantage“ lobend ausgesprochen, hatte sich aber ein Aufsichtsrecht darüber vorbehalten. Leger hatte einen Nebgang vom Garteneingang „bis zur untersten Gartentür“ 1779 angelegt und den Nordarm der großen Terrasse als Felder bestellt. Weniger war Gatterer mit der übrigen Bewirtschaftung im Schloßgarten einverstanden, namentlich mit dem Wegnehmen der alten Hainbuchen und mit der Instandhaltung der Obstbäume. Merkwürdige Zustände scheinen im Schloßhof geherrscht zu haben. Der Hof diente als Bleiche des Burgvogten, nach dessen Abgang als Bleiche, die zur Nutzung versteigert wurde, dann als Gras- und Futterplatz für Rindvieh. Der Ertrag wird versteigert. Die zwei Röhre des Gartenpächters weiden im Schloßhof und im Vorplatz, ebenso Hühner und Gänse. Zwischen Nutznießern und Schloßbewohnern kommt es darüber zu gerichtlichen Klagen.

9) Aus Akten: Kammergut Nr. 1003 G. L. U. 1804—1809 geht aus einem Protokoll wegen freiwilliger Abtretung des Friesenberges durch die Schützengesellschaft an den Fiskus hervor, daß damals folgende Mitglieder zu einer Versammlung der Schützengesellschaft anwesend waren: Lorenz Wagner, Michael Jäger, Hausackerwirth Müller, Gottfried Augustin, Gürtler Müller, Carl Koch, Ströbel der ältere, Isaac Paul, Conrad Volk, Caffeewirth Schäfer, Dreher Brag, Bach, Sattler Müller, Bedker Kanfer, Bierfieder Held, Büchsenmacher Freund, Georg Neureuther, Philipp Koch, Michael Hofholz, Caffeesieder Gramlich, Bitsch, Huthmacher Simon, Bierfieder Jacob Schaaf, Seßler Werner, Jacob Kämmerling und Bedker Gerlach. Nachstehende wurden aber, und zwar der Heinrich Ziegler, Christian Lamade, Stephan Landfried, Handelsmann Schick wegen Krankheiten, der Jacob Marx hingegen mit dem Handelsmann Hacker, Wilhelm Keller und Schneider Botier, weil sie verweist seien, entschuldigt.

Nach Akten der Kurpfälzischen Hofkammer den Schloßgarten zu Heidelberg betr. Bd. 3 1798/99 (Versteigerung des Schloßgartens auf 1. 1. 1799 betr.) hat die Schützengesellschaft zuerst auf der oberen Terrasse Scheiben-Schießen veranstaltet: „wo vormals der herrschaftliche Scheibenstand gewesen“. Der Gartenpächter hatte die Haftung für Unfälle zu übernehmen. Die „Schützen Compagnie“ muß das etwa zu errichtende Schießhaus „von Bordt“, also aus Brettern, auf eigene Kosten errichten. Der Schuppen war 52 Schuh lang und 11 breit und kostete 65.46 fl.

10) Der sog. „Kirchenbuckel“ (Kirchenstück oder Kirchenstück) wurde um 1818 an Geheimrat Thibaut verkauft. 1831 hat ein David Werner die Seilerbahn entlang der Nordseite des Karmeliterwäldchens angelegt.

11) Mit Bierbrauer und Küfer Munk, Jakob Zimmermann, Friedrich Auth und Friedrich Gunkel wird jahrelang (bis 1808) wegen Abfindung verhandelt. Sie hatten kleinere Stücke gepachtet, Munk den Garten unter der Schloßkaltane von der obersten Kriegsbehörde, also wohl die Nordbatterie, wo er Hopfen anbaute. Die anderen Stücke oberhalb des Gartens am „Kohlhofweg“. Von „Handelsmann Jakob Leonhard“ (als Verkäufer unterschreibt: Georg Adam Leonhard 1807), der seinen Garten bis in die Karlschanze hineinrückt und dort ein Gartenhaus errichtet hatte, wird ein Stück weggenommen. Er muß sein eben angelegtes Gartenhaus abbrechen, damit ein Verbindungsweg vom Kirchenstück nach dem Friesenberg gezogen werden kann. Gatterer stieß natürlich auf Widerstand bei den bisherigen Nutznießern des Schlosses und des Gartens. So kam es zu einem Streit mit dem Schloßküfer Iskrat, der im gläsernen Saalbau wohnte, und zum Uerger Gatterers die vor seiner Wohnung stehenden Pappeln verstümmelt hatte, weil er angeblich wegen des vielen darin haufenden Ungeziefers nicht schlafen konnte. Die Pappeln, die auf dem Primaveßischen Stuch vom Schloßhof zu sehen sind, waren gepflanzt worden, um bei der Fronleichnamsprozession als Hintergrund des Corporus Christi Altares zu dienen. Wachtmeister Reinheimer, der im Schloßhof wohnte, schloß täglich die Hofstore. Er soll nun das Tor am Burgweg und „das Tor an der Bleiche neben dem neu erbauten Wachtthaus“, also das heutige Eingangstor zum Schloßgarten, schließen.

12) Die Stützmauer der Scheffelterrasse und die Mauer rechts vom heutigen Schloßgarteneingang. Sie werden 1805 06 instand gesetzt unter Leitung Frommels von Maurermeister Wilhelm Schöff.

13) Guttmann wollte ein Billard in der Schloßwirtschaft aufstellen. Nachdem Gatterer sich dafür ausgesprochen hatte, wurde der akademische Senat hierzu gehört. Der Senat gibt aber seine Zustimmung nur unter der Bedingung, daß bei Tag, nicht aber bei Nacht gespielt wird, „weil es für die Univerſität höchst wichtig ist, die Aufsicht auf Ordnung und sittliches Benehmen der Akademiker nicht noch mehr zu erschweren“. Großherzog Karl Friedrich genehmigt schließlich am 12. 8. 1809 das Billard, aber bereits am 1. Oktober desselben Jahres wird von der Gr. bad. Kammer des Niederrheins die Genehmigung dahin eingeschränkt, daß das Billard nur in einem Raume unten in der Stadt aufgestellt werden darf.

14) Hof Keller Verhas hatte hier 13 große und 11 kleine italienische Pappeln und 30 Obstbäume angepflanzt (Akten Bestandsabgabe 1805/07 G. L. U. 1646).

15) Der Pächter durfte wie früher „in allen offenen Teilen des Gartens Wirtschaft treiben“. Verboten waren lärmende Veranstaltungen, „sog. Kommerze“, ebenso das Schießen aus Flinten oder Kanonen oder das Abbrennen von Feuerwerk im ganzen Schloßgebiet. Mezger erhielt dann noch die Stube über dem Fürstenbrunnen als Zugabe zur Wirtschaft. Das Oktagon wurde damals auch Tanzhäuschen genannt.

16) 1812 haben für den Stückgarten und Lustgarten Voranschläge eingereicht: Heinrich Löffel, Steinhauermeister, W. Schöff, Maurermeister, Hieronymus Schmidt, Zimmermeister, F. Auth, Lünchermeister, Adam Weikart, Schloffer, F. Beyer, Blechner.

17) Aus einem Bericht des engeren Senates vom 3. Juni 1812 (Akten Universität Bauſache I) ist zu entnehmen: „daß alles was die Haupteinrichtung des Gartens betrifft im Jahre 1804 unter Mitwirkung bedeutender Kenner, nämlich der Gartendirektoren Skell und Zeiher geschah, das aber jetzt wo über 8000 Gulden ausgegeben sind und der Oberforsttrat Gatterer längst die Alleinherrschaft an sich gebracht hat, der ganze Garten in keiner Hinsicht den ersten Forderungen entspricht“ und

an anderer Stelle: „ungefähr im Jahr 1803 übernahm der Oberforsttrat Gatterer die Leitung der neuen Einrichtung des Schlossgartens, damals noch unter Mitwirkung der Gartendirektoren Zeher und Skell; wahrscheinlich, weil er nie praktischer Botaniker und Forstmann gewesen und als akademischer Lehrer für ganz heterogene Fächer, nämlich für Technologie und Diplomatie mitangestellt war“. Geh. Rat Professor Smelin und Hofgärtner Hartweg jr. sprachen sich in einem Gutachten vom 8. 5. 1812 lobend über Gatterers Tätigkeit aus.

Gatterer berichtet am 1. 12. 1810 „in Ansehung des Artistischen würde allerdings der jeweilige Hofgärtner von Schwetzingen der nächste Sachverständige sein und gegen Erstattung der Reisekosten und gewöhnlicher Diäten von Zeit zu Zeit den Garten besuchen können. — Die seit drei Jahren von mir allein besorgten neuen Anlagen, namentlich der Stückgarten, die ehemalige Bleiche, der Lustgarten und das Wäldchen vom ehemaligen Karmeliterkloster haben übrigens das Glück gehabt, auch in artistischer Hinsicht, den Beifall nicht nur vieler sachverständiger Reisenden, sondern auch des Gartenbaudirektors Zeher und des Garten-Intendanten Skell zu München zu gewinnen“. Gatterer schreibt am 6. 1. 1811 unter anderem an den Großherzog: „Auch der brave, erfahrene und geschmackvolle Garten-Intendant Skell in München, welcher diese Anlagen im abgewichenen Sommer mehrere Male besehen hat, konnte mir nicht genug sagen, wie sehr ihm alles (auch die von mir allein, ohne alle Kunstgärtner, bloß mit Tagelöhnern neu angelegten Partien) gefalle, und wie er sich nicht genug wundern könnte, daß ich mit so wenigem Gelde das alles habe leisten können.“

¹⁸⁾ Mehger war am 12. 10. 1789 in Lahr geboren, „hatte beim verstorbenen Garteninspektor Schweighart (in Karlsruhe) gelernt, war drei Jahre lang Obergesell beim Gartendirektor Zeher, sodann Hofgärtner bei seiner Hoheit dem Herrn Markgrafen Ludwig und ist nun als Plantagegärtner in Rastatt angestellt“ (Mkten Univ. Heidelberg Baufache Nr. 1887 I).

Die botanischen Gärten waren für das Studium der Ärzte bestimmt. Botanik zählte damals noch zur medizinischen Fakultät.

Gatterer hatte in der ehemaligen Schloßkapelle eine Sammlung ausgestopfter Vögel. Er wurde bezichtigt, Altar, Kanzel, Beichtstühle verkauft zu haben. Zwei Altartische und einige Schränke seien in die Wohnung seiner Magd Rosine gekommen. Es stellte sich aber dann heraus, daß das Finanzministerium gestattet hatte (22. 8. 1812), daß einige Gegenstände, die alt und vermodert waren, auf Antrag des Professor Gatterer nach dem Gutachten der hierüber zu bestimmenden Neckar-Kreis-Direktion zu Gunsten der Schlossgartenkasse veräußert werden dürfen (kleine Kirchenbänke). Den Hauptaltar sollte die Gemeinde Sandhausen erhalten um etwa 100 Gulden. Der Verkauf kam aber nicht zum Abschluß.

¹⁹⁾ „Die Kernobstsorten des südlichen Deutschland“, im Jahre 1829 erschien sein „Gartenbuch“, das 5 Auflagen erlebte, zusammen mit Babo gab er „Die Wein- und Tafeltrauben“ heraus. Mehger starb am 15. September 1852 in Wildbad. Vgl. Jung und Schröder „Das Heidelberger Schloß und seine Gärten“, Berlin 1898, Verlag G. Schmidt. Diese Broschüre enthält eine zweite Wiedergabe des Werkes von Sal. de Caus über den Schlossgarten (nach den Mehger'schen Drucken).

²⁰⁾ Der Hof brachte dem Schlosse immer reges Interesse entgegen. Am 5. Juni 1815 war der Kaiser von Oesterreich und der Kaiser von Rußland auf dem Schlosse. 1853 besuchte Maria Herzogin von Leuchtenberg und Prinz Carl von Preußen den Schlossgarten. Aus einem Bericht des Jahres 1836 entnehmen wir, daß der Großherzog jährlich öfters auf das Schloß kam, einmal zusammen mit der Herzogin von Oranien.

²¹⁾ Der Plan befindet sich beim Bezirksbauamt und trägt die Aufschrift: „Plan des neu einzurichtenden botanischen Gartens in Verbindung mit dem Schlossgarten zu Heidelberg“, „entworfen von der dazu ernannten Kommission und gezeichnet von J. Mehger“.

²²⁾ Im Jahre 1830 unterbreitet Mehger Vorschläge zur einheitlichen Verwaltung des Gartens und der Ruine. Er beklagte sich, daß vor etwa 14 Jahren die alten Fässer aus dem Keller verkauft worden seien (das älteste an den Hofküfer). Den Verkauf des Hochaltars in der Kapelle habe er nur mit Mühe hintertrieben, ebenso die Absicht des Domänenverwalters Breitenstein, auf dem Schloß Studentenwohnungen einzurichten. Das zu diesem Zweck hergerichtete Brückenhaus wurde dann v. Graimberg überlassen. Die Arbeiten an den Ruinen sollten nach seiner Meinung nicht verakkordiert, sondern in Regie ausgeführt werden. Er regte schließlich die Einrichtung einer Altertumsammlung an. Beide Anregungen fielen auf guten Boden. Schloßmaurer Bauer wurde eingestellt. Er starb 1872. Seine Nachfolger waren: Karl Lang † 1889, Josef Manger † 1907, Philipp Wagenblat, gefallen im Weltkrieg und bis heute Jakob Hunkel. Die Altertumsammlung entwickelte v. Graimberg aus kleinen Anfängen (vgl. Mitteilungen des Schloßvereins Bd. IV).

Am 11. September 1850 (vgl. Universitätsakten: Schlossgarten) bat Mehger um Veränderung der Organisation der Verwaltung der Gärten. Universitätsgärtner Lang sollte unter seiner Oberleitung den botanischen Garten besorgen.

Der Schlossgarten soll wieder der Domänenverwaltung als ursprünglicher Eigentümerin zurückgegeben werden. Die Universität soll als einzigen Genuß, Fortspflanzen für den botanischen Unterricht daraus beziehen, weil der größte Teil der Bäume im botanischen Garten vorhanden sei. Nach seiner Ansicht sei nur auf diese Weise Ordnung in die Verwaltung des Schlosses zu bringen.

Mehger hatte bis 1851 auch auf dem Schloß Unterhaltungsarbeiten angeordnet. Von da an übernimmt das Bezirksbauamt diese Tätigkeit. (Universitätsakten Baufache Schlossgarten.)

²³⁾ Der botanische Garten der Universität war von 1705—1805 an der Stelle des heutigen Bredeplatzes. Er schloß sich an den alten Herrngarten an und diente von da an bis 1848 als Arboretum. Der botanische Teil wurde 1805 in das Gelände des ehemaligen Dominikanerklosters (heute Anatomie und Friedrichsbau) verlegt. Auch bei der Staatswissenschaftlichen Hochschule (heute das sog. Palais Weimar) befand sich eine Abteilung des botanischen Gartens. 1834 legte Mehger vor dem Mannheimer Tor den neuen landwirtschaftlichen Garten und das landwirtschaftliche Institut an, das von Hübsch erbaut und 1875 in die heutige Form etwa umgestaltet wurde. Es diente dann bis heute als botanisches Institut. Zu gleicher Zeit wurde der botanische Garten in die Bergheimerstraße verlegt (heute Gelände der med. Klinik).

²⁴⁾ Mehger legte seine Planskizze über die neue Schlosswirtschaft am 30. 8. 1836 vor. Er stellte das Gebäude absichtlich so, daß man „von den Fenstern aus die Schloßruine und einen Teil des Neckartales im Angesicht hatte“. Der ökonomische Garten war damals ein großer Rasenplatz. Hinter dem Neubau sollte noch eine Hainbuchenpartie, Reste des Hortus Palatinus erhalten bleiben. Mehger wohnte 1843 im Schloßhof. Er gab die Wirtschaft in Unterpacht, zunächst an einen Falkner und dann an Hamberger, 1849 an August Müller und Elise Müller, geb. Christmann. Zur Wirtschaft gehörte u. a. (bis 1887) die Wachtstube (heute Schloßkaffe), die Stube über dem Fürstenbrunnen, das Oktogon und das Brückenhaus.

Bei Erbauung des Wirtschaftsgebäudes im Heidelberger Schlossgarten im Jahre 1837 haben folgende Handwerker mitgewirkt: Maurer Abel, Steinhauer Meßler, Zimmermann Heißer, Schieferdecker Bach, Schreiner Schmidt, Glaser Hübinger, Schloffer Kraus, Lüncher Mergert.

²⁵⁾ Nach Meppers Abgang (1851) übernimmt die Bau- und Dekonomiekommission der Universität ein Jahr lang die Verwaltung der Schloßwirtschaft. Mepper hatte seit 21. 10. 1849 die Wirtschaft an August und Elise Müller verpachtet, die gutatsweise bis zur Neuverpachtung bleiben durften. 1853 übernimmt Ludwig Obermüller aus Stuttgart, der das Nassauische Hotel Dürringer in Wiesbaden bisher geführt hatte, die Schloßwirtschaft, 1863 wird Konditor Gottlieb Wolber aus Baden sein Nachfolger. Von 1875 bis 1887 ist sie an Heinrich Albert verpachtet, der zugleich das neu erbaute Schloßhotel übernahm. An Stelle der heutigen Schloßkaffe war 1877—87 (ohne Genehmigung unter Wolber) eine Stehwirtschaft im Schloßhof auf Antrag Alberts zugelassen. 1887—99 ist Professor Dr. Schwenninger Pächter, der zugleich das Schloßhotel als Sanatorium betreibt. Von 1899 ab pachtet die Stadt die Schloßwirtschaft und vergibt sie in Unterpacht an die Schloßhotel Bellevue A.-G. Von 1912 bis 1930 an Xaver Lonjon.

²⁶⁾ Bis 1900 war das Hauptgeschoß im Dekonomiegebäude, die „Bier- und Weinkeller unter diesem Gebäude“, ebenso der Keller unter dem Ruprechtsbau und die sog. Wachtstube gegenüber, wo heute die Schloßkaffe sich befindet, an den Pächter vermietet. Seit Einrichtung einer amtlichen Schloßkaffe 1869 bis gegen 1897 (Beginn der Renovierung im Friedrichsbau) war die Kaffe im gläsernen Saalbau. Im oberen Stock und auf der Empore der Kapelle befand sich eine Dienstwohnung. Man nannte den Vorbau das Glöcknerhaus, weil dieser wohl zuerst vom Glöckner bewohnt war.

²⁷⁾ 1865 werden Linden auf Anregung des Universitätsgärtners Lang von der Flottbeck'schen Baumschule (James Booth) für den Wirtschaftsgarten bezogen. Man bevorzugte nun, schattig zu sitzen, nachdem „Bierkonzerte“ aufgekomen waren.

²⁸⁾ Jannillon war vorher Wirt zur Rheinlust in Mannheim. Die Gesamtbesichtigung des Schlosses ohne die Graimberg'sche Sammlung kostete damals 24 Kreuzer, die des Fasses allein 3 Kreuzer. Pachtsumme war 1000 fl. jährlich. Er hatte die Weinlauben und die Baumschule zu unterhalten. Neben dem Kunstgärtner mußte er Gartenknechte und Gartenwächter selbst stellen. Für sich und sein Personal erhielt er die bisherige Küferswohnung im gläsernen Saalbau, das Brückenhäuschen, die bisherige Gärtnerswohnung im dritten Stock des Dekonomiegebäudes und die Wohnung des Gartenwächters (Akten des Bauamts).

²⁹⁾ Eine zweite Bestandsaufnahme enthält das Programm zur 29. Jahresversammlung der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft, die vom 2. bis 5. August 1921 in Heidelberg tagte. Druck von Bayer & Söhne, Langensalza.

³⁰⁾ Zuerst Geh. Rat Karl Heinrich Rau (Nat. Dekonom 1822—1870 und 1891). Er war Vorstand der sog. Dekonomiekommission der Universität. Es folgten die jeweiligen Ordinarien des Lehrstuhles für Botanik Ernst Pfizer, gest. 1907, Georg Klebs gest. 1918, seit 1921 Ludwig Sost und seit 1934 August Senbold.

³¹⁾ Nach seinem Tode (1884) übernahm Garteninspektor Otto Massias dessen Amt (gestorben 1909), 1910 wird Garteninspektor Erich Behnik nunmehr als Sachverständiger zur Unterstützung des Domänenamts bei Unterhaltung des Schloßgartens (bis 1925 †) verpflichtet. Die Gartenarbeiten sind von nun an dem Domänenamt unterstellt. Sein Nachfolger ist U. Steinberger.

³²⁾ Auf einen Angriff in der Badischen Landeszeitung legt er im Oktober 1867 in langem Bericht seine Verdienste um Schloß und Garten dar. Wir entnehmen daraus u. a., daß er Linden und Trauerweiden im Schloßhof gepflanzt hat unter deren Ueberbleibsel heute noch der von ihm gesetzte Steintisch neben dem großen Brunnen steht. Er sorgte für Deckung der Fenster im Bandhaus, die bis dahin zugemauert waren, ebenso daß Fenster in die Kapelle kamen. Die von Soh. Wilhelm im Bandhaus errichtete, zur Empore der Schloßkirche führende Treppe, ließ er 1860 abbauen. Die Rittertreppe freilegen, ebenso teilweise den unterirdischen Gang zum Rondell, Trümmer und Funde im Ruprechtsbau aufbewahren, die großen Bilder von Carl Philipp und Carl Theodor aus dem Mannheimer Schloß nach Heidelberg bringen (die heute im Friedrichsbau hängen), im Torturm eine Wohnung einrichten. Die Caponiere im Graben durchbrechen, um eine Verbindung nach dem Mathisson Tal zu bekommen, die Ueberreste der Figur des Rheins sammeln, den Weiher anlegen und diese darin aufstellen, den Weinberg am Friesenberg ausroden, die bengalische Schloßbeleuchtung einführen. Bis dahin waren 40 Klafter Holz, Del und Teer im achteckigen Turm verbrannt worden. Er habe 3000 fl. aus seiner Tasche für all diese Arbeiten ausgegeben. Er starb am 21. Februar 1873. (Aus Akten der Dom. Direktion.)

³³⁾ Einen halben Morgen Land. Er war seit 7. April 1852 der Universität zur freien Benützung überlassen behufs Anzucht und Aufzucht von „Holzgewächsen“.

³⁴⁾ Professor Pfizer hatte sich schon seit seiner Berufung nach Heidelberg um die Aufzucht einer immergrünen Anlage an dieser Stelle bemüht und damit begonnen. Aber erst 1880/81 wurden die restlichen Obstbäume gefällt und beide Terrassen freigelegt.

³⁵⁾ Maler Seer, Professor Kummer, Maler und Fotograf Eckert, Maler Fahrbach (für Beseitigung). Professor Lembke und Maler Verhas (teilweise Beseitigung), v. Kochau, Leutnant a. D. Pfeiffer (Vorstandsmitglieder des neu gebildeten Kunstvereins), Maler Bernhard Fries und Kirchner in München (gegen die Beseitigung).

³⁶⁾ Akten Kammergut IX. (1876—83).

Seit 1869 kann sich der Schloßverein schriftlich zum Betriebsplan des Gartens äußern. Der erste Vorschlag war die Beseitigung der noch auf der langen Allee und oberen Terrasse stehenden 12 Aepfel- und Birnbäume. (Akten Aufsichtsrat 1874—78).

1874 bildet die Domänenverwaltung aus den Vorständen des Domänenamts, des Bezirksbauamts, einem Mitglied des Schloßvereins eine Art Aufsichtsrat, der jeden Monat tagen sollte. Es wurde zuerst ein Tisch, dann ein Zimmer beschafft. Es gab aber bald Streitigkeiten. Als beratende Kommission begehren noch heute alljährlich die Vorstände des Domänenamtes, Bezirksbauamtes, des städt. und staatl. Forstamtes, der Ordinarius der Botanik an der Universität sowie Vertreter des Oberbürgermeisters den Schloßgarten.

³⁷⁾ An der Universität Heidelberg dozierten über Forstwissenschaft: Jung (Stilling) 1785—1787, L. W. Medicus 1795 bis 1804, Graf von Sponeck 1806—1827. Eine besondere Forstabteilung hat an der Heidelberger Universität nie bestanden. Der forstwissenschaftliche Unterricht an dem Polytechnikum in Karlsruhe begann im Jahre 1832.

³⁸⁾ Ue hnlich verheerend wirkte der strenge Winter 1928/29, in dem der größte Teil der immergrünen Anlage auf den beiden oberen Terrassen einging.

³⁹⁾ Am 6. 8. 1934 ging auch die immergrüne Anlage auf der oberen Terrasse und der langen Allee von der Universität auf das Bauamt über.

⁴⁰⁾ Die „Kapelle“ liegt über dem großen Faß und war von jeher (wie heute wieder) die Anrichte zum Königsaal.

⁴¹⁾ Sie wird heute zum Ausschank des Heidelberger Radiumwassers, wenigstens zu einem vernünftigen Zweck, benützt.

Anhang 1

Aus Akten Heidelberg Stadt Kammergut Schloßgarten 1656—1669). QLV.

Verzeichnis

Derjenigen gärten zu heidelberg so gnädigster Herrschaft zuständig und ins künftig umb gewisse Verzinsung verlehnt werden soll.

1. 1½ Der große hoff- und Rükchengarten aniezo gðste herrschafft durch hoffgärtnern und Meister Michael bauen leßt:
2. Der Sehegarten, Dießen soll man sehen zu verbeßeren und ist so viel möglich wieder in Standzubringen:
3. Der Garten in der Pflack nebenst dem Schießhaus, welchen aniezo H. Cammer Dr. hatt.
4. Ein Garten vorm Obern Thor in der Sängerey, welchen aniezo H. Cammer Dr. in genuß hatt:
5. Noch ein garten an der Sängerey, welches Lehen Probst Fuchs bisher genuß, und nun H. K. Meister Bonek umb Zinnß innenhatt:
6. Ein gärttel oberhalb dem Viehhaus, soll ungebaut liegen.
7. Ein garten Oberhalb dem Vorhoff, soll ohngebaut liegen.
8. Ein gärttel ahm Eßelspfatt, so hanns Jörg Mendes Trompeter uff dem plaz wo vor dießem das Krankenhaus gestanden, gemacht und Dauer 3 Jahr frey genossen.
9. Drey aneinanderliegende grafgärten unterhalb dem Schloß gegen der Pulvermühl und faulen pelz zu:
10. Sechs kästenberg oder gärten, so nun der Wolfshäuser im Sommer aufficht hatt. —
11. Der Uffensteinische Berg, welcher Umb Zinnß Verliehen.
12. Ein graf garten ferner am Oberen Ziegel Riedt.

Daß Pfl: Ehf: Gnd: gnädigster befehl ist, ahn dero Rechn. Cammer mit Zu Ziehung dero Haushoffmeisters von Bettendorf, vorher specificierte alhier liegende herrschaftliche gärten und grafplaz auch da sich dessen noch mehr erfinden sollte, so hoch immer möglich, und endlich den großen Rükchengarten mit nußen umb gewisse Jahrlüche Verzinnung, nach proportion der gärten, es seye ahn wen es wolle, auß Zulehnen, und Verordnung zuthun, daß die daraus fallende Zinnß, nicht mehr wie bisher zur Bauschreiberey sondern recta zur Rükchenschreiberey geleistet, daselbst in Einnahme gebracht und solches Geld zur erkauffung nöthige garten und Rükchengewächßes zubeauff des hoffstaats verwendet, Weinberge auch die noch „Öd“ liegende gartenstücke grafplaz gleichfalls wieder in Stand gebracht werden möge.

Heidelberg, den Juni 1663.

Berl. 3 July 1663.

Anhang 2

Aus Acta: Den Schloßgarten zu Heidelberg. H: VOL: 1: 1718—1798. Heidelberg. Kammergut. QLV.

Specification

Der Jenig Orangerie und anderer gewächßer So Sich ano 1716 in Ihro Churfürstl. Dcht. zu Pfalz oberen Schloßgarten befunden, als vorrätzig:

	Stück
50 Stück oranien Bäumer großer und kleiner, darvon 4 Stück abgegangen	46
12 Stück Myrtus Major, davon zwey Stück in den unteren Herrengarten geliffert, und 4 Stück auf Düsseldorf, Residenz des Kurfürsten der Neuburg sulzbachischen Linie im Jülich Berg'schen Erblande	6
30 Stück Myrtus Minor oder Krauße Myrtus bäumer darvon 12 Stück nachen Düsseldorf geliffert	18
4 Stück Laurus Coerafi	4
2 Stück großer lorbeer bäumer	2
6 Stück große granat bäumer davon zwey Stück in den unteren herren garten geliffert	4
24 Stück Cipressen bäumer darvon Neun abgangen und vier Stück nach Düsseldorf geliffert	11
40 Stück Spannischer jasmijn, darvon 10 Stück in den unteren Herren garten geliffert	30
4 Stück sedum arboreuses oder bäumicher Haus-Wurzel, findt aber wegen Mangel eines darzu bequemen Winther Hauß Verdorben	—
19 Stück Scherben majum verum darvon zwey in den unteren Herren garten und vier nachen Düsseldorf geliffert	13
5 Stück Indianischer gelber jasmijn darvon 1 Stück in den unteren Herren garten kommen	4
2 Stück großer alos americana nachen Düsseldorf geliffert	—
5 dito doch geringerer	5
3 Stück ficus Indicus Major	3
6 Stück dito Jüngere	6
200 Stück feine Negel oder grafblumen Worunter piquaton pisarden schöner Coleur, welcher aber ano 1707 zu Düsseldorf gangen. Von denen Franzossen sehr beraubt worden, auch thun die Haafen und anderes Wildt großen Schaden, sinndt aber noch vorhanden	100
Die Stauden oder Pflangen gewächß so die Winther über in dem garten stehen bleiben, befinden sich annoch in der Zahl lauth original specificum 88 Stück oranien bäumer. Von Düsseldorf in ano 1707 herauf geschickt bekommen, düweilen aber die weither und langfamer Wegs keiner der bäumer zu tractiren gewußt, so findt Viele unterwegen Verdorften findt aber annoch in leben	49
12 Stück oliven bäumer, darvon 10 Stück abgangen, bleiben	2

Heidelberg den 25 aprilis
1716

unthigst gehorsambster Christian Cramer Schloßgärtner

Daß hirin specificierter Churfürstl. orangerie sich also befindet und Von mir alß obrist burggrafen den 26. aprilis auch aufgenommen worden. Wird hiermit attestirt; heidelberg den 28. aprilis 1716

Franz Jos. Graf von Wieser.

Daß hierüber Stehende orangerie und übriges garten gewächß durch Churpfalz Hofcammerrath Herrn v. Reichmann als zu dem under gðigt Deputirten Commissario heut dato ist geliffert und die Schlüssel zum garten eingehändiget worden, bekenne hiermit in Urkundt meiner eigener handt underschrift; hdelberg den 14. 7.bris 1724

Untertanigster

Anton Gottfrid Kesselbach

Anhang 3

Aus Acta: Den Schloßgarten zu Heidelberg. H: VOL: I: 1798. Heidelberg. Kammergut. GLA.

Specification deren Jungen gewächser Und plantas so ich außer der Churfürstl. überlieferten Specification in letzterer Entscheidung Ihrer Churfürstl. durchl. Hofgärtner hinterlassen wie folgt als

Laurus Carasi	5 Stück	Hipatica nobilis	6 Stück
Ketmata	6 "	Hyacinten von den Gemeinen	500 "
Schneeballen bäume	12 "	Narcissen weiß gefüllt	500 "
gelbe wilte Jasmin Büsch	3 "	Von den gelben Sternblumen	1000 "
Hecken von wilden weiße Jasmin	2 "	ferner	
Korallen Bäume	2 "	gefüllten gelbe Tacetten	100 "
Rosmarin Bäume	30 "	Rosen gefüllte petonien	10 "
Auricula der besten und schönsten Couleuren so selbstn aus Holland kommen lassen	125 "	Christblumen	8 "
Item auricula allerhandt Sorten so mehrentheils gefüllt	1000 "	gefüllte gelbe violen	3 "
Grasblumen oder Nelken worunter der picolten und pisorten alle gefüllt	1000 "	Sangius oder Schlangenkraut	3 "
		Heleborus albus	1 "
		Viola matrionalis	6 "
		Lignus Celcetonica	1 "

Und ferner Eine Specification deren Obst Bäume so 1719 bis 1724 so selbst angezogen, gepflantzt, oculiert und gepropft wie folgt.

Zwergbirnen und äpfeln in dem Langen gang nacher der Krott (d. i. ein Laubgang längs der Südseite der großen Terrasse)	26 Stück	allerhandt Obst in andern untergarten (heute forstbotanische Terrasse)	20 Stück
Kirschen Bäume hochstemichge in dem oberen gang nach dem porthal (heute Alex Allee)	15 "	abricosa an Spalier welche selbstn gemacht	9 "
Zwerg Bieren Und äpfeln umb die große statua (stund auf der großen Terrasse)	50 "	Item Bieren Bäume	2 "
Item Kirschen Bäume (stunden ebenfalls bei der großen Statue, also auf der großen Terrasse)	10 "	ferner	
		abricosa hochstämmige ober der Spalier	9 "
		Bieren hohe und Zwergbäume in der Baumschuhle	33 "
		Kirschen Baum hohe und Zwerg	30 "
		hochstämmige apfelbaum in der Baumschule	50 "
		dito Zwerg	10 "
		Quitte in Zwerg	10 "

Wo nun sowohl in den oberen als auch in den unteren Schloßgarten von alten Bäumen angeschiehn als wollten abgehen, habe allemal einen Jungen guten Urth so wohl Bieren als Äpfel nebenzur womöglichst angepflanget, aber hierinners nicht specificirt.

N. B. Diejenige Bäume Bieren, äpfel, Pfirsing, abricosen, pflaumen, und übrige mehr, welche vor ungefohr Vor 2 Jahren aus Frankreich hinauß gepflanget, befunden sich noch alle Ebenfalls behanden.

Johann Heinrich Kramer

Anhang 4

Aus Acta: Den Schloßgarten zu Heidelberg. H: VOL: I: 1798. Heidelberg. Kammergut. GLA.

Specification

Derren jenigen Obstbäumen Soallhier in dem allhiefigen Curfürstlichen Schloß-Garten in Reguemang Vor allen gesehet, und in ihrer Ordnung stehen Bleiben Wobey hier Angefieg / wirt das die meisten, 4 Jahre ihres alters haben, Umbst dem Wirt hier Nors. und Namen Von Sorten Sich zeigen Wi zu sehen folgt.

Nomro. 1. Plan, über der Crott.

Nor.	Cerisiers A howang	Nor.	Transport	10 Stück
1	La Cerise per cose	2 Stück	37 La poire Dourt	2 "
2	La Cerise de Montmancy	2 "	40 Le Messire Jean dore	2 "
3	La Trempee	2 "	47 La Bergamotte Crassant	1 "
4	La princesse Rouge	2 "	53 Le Martin Sec de prevence	1 "
6	La Cerise Royanne	2 "	55 La Merveille d'hyver	1 "
8	Le Bigarreau noir	2 "	57 L' L'pine d'hyver	2 "
10	Le Bigarreau Rouge	2 "	72 Le Beure gris d'hyver	1 "
11	La Cerise de Gunne	2 "	81 Le Role	1 "
12	La Gruotte	2 "		<u>21 Stück</u>
14	La Cerise de Cardinal	2 "		
13	La Cerise de potugal	2 "		
16	La Cerise L'car Latte	2 "		
17	La Cerise de vin	2 "		
		<u>26 Stück</u>		
	Poierers A howang			
26	La poire d'Angleterre	2 Stück		
30	L'Archiduc	2 "		
31	L'Oratte	2 "		
34	Le Beure dore dit d'anjou	2 "		
38	La Rousseline	2 "		
		<u>10 Stück</u>		
			pommiers A howang	
			9 La Reinette dorre	2 Stück
			11 La Grosse Reinette d'Anjou	2 "
			15 La Calville rouge d'hyver	2 "
			16 Le Courpendu gris	2 "
			17 Le Courpendu Franc	2 "
			18 Le Courpendu partin	2 "
			19 Le Courpendu plat	2 "
			20 Le Courpendu Sanguin ou la petit pon	1 "
			22 La pomme Violette	1 "
			32 Le peping dor ou la grosse pomme poire	2 "
				<u>18 Stück</u>

Nomro 2 Plan am Busquet.

Nor.	Poierers A howang	Stück	Nor.	Transport	Stück
2	Le Gros Muscat d'ete	2	8	La Reinette Franche	2
4	La poire Magdelaine	2	10	La Grosse Reinette d'Angleterre	2
7	Le Citron des Carmes	2	12	La Reinette grise d'hyver	2
8	La poire de prince	2	13	La Grosse Reinette Royale	2
22	l'iniconnu Cheneau ou la Fondante	2	14	La Calville Planche a Cote	2
36	La Verte Longue Verte ou Mouille	2	22	La pomme Violette	2
33	Le Beure gris	2	25	Le Chateigner	2
45	Le Messire jean gris	2	32	Le peping dor ou la grosse pomme	2
50	La Bergamotte d'automne	2	27	La Fenouillette Planche	2
56	La poire d'Salveati	2			<u>30</u> Stück
60	La Bergamotte Swisse	2		pommiers A Spaliers	
61	Le Saint Cermain	2	1	La Calville rouge d'ette	2
63	La Virgouleuse	2	7	La Grosse Reinette grise d'auche	2
64	La Louisa pomme	2	5	La Reinettea rouge	2
67	Le Collmar	2	8	La Reinette Franche	2
68	Le Chretien d'hyver	2	14	La Calville Planche a cote	2
69	Le bon Chretien dore tit d'Espagne	2	21	Le Gros Bonne	4
	<u>34</u> Stück		23	La pomme de Jerusalem	4
	Poierers A Spallieres		24	Le Drap dor	3
1	Le petit Muscat ou Septenguente	2	26	La pomme Figue ou Sans Fleuri	2
3	Le Muscat robert ou poire a la	2	27	La Fenouillette Planche	2
5	Le petit Blanquet Musquee	1	30	Le petit apis	4
9	L'Amire roux	1	31	Le gros apis	1
11	La Gusse Madame	1		La pomme d'porchen ou la Reinette d'Allemagne	4
12	L'Orange rouge	1	34	La pomme d'Saint Louis	2
13	L'Orange Jaune	1	35	La pomme d'Normandie	2
14	La jargonelle	2	36	La pomme d'Sedan	2
15	La Ropine	1		Misch	2
16	La Rousselet hativ	1			<u>42</u> Stück
18	Le Beure Planch ou La Fondante	6		Cerisiers A howang	
19	L'Orange tulipee	2	1	La Cerise percose	2
20	Le Gros Rousselet de Reims	1	5	La Cerise Royale	2
21	Le petit Rousselet	1	7	La Cerise Planche	2
54	Le Befie Seri	1	8	Le Bigarreau Rouge	2
56	La poire d'Salveati	2	12	La Gruotte	2
59	L'Ambrette	1	16	La Cerise L'car Latte	2
60	La Bergamotte Swisse	2	18	La Cerise a Fleur double	2
61	Le Saint Cermain	2	19	La Cerise electorale	2
62	L'esasseree	1			<u>16</u> Stück
63	La vigouleuse	2		Cerisiers A Spallieres	
65	La Bergamotte de Bugi	1	12	La Gruotte	2
66	Le gros Muscat d'hyver ou l'amat	1	16	La Cerise L'car Latte	2
70	Le bon Chretien d'auche	1			<u>4</u> Stück
71	La Royale d'hyver	1		Pruniers A howang	
74	Orange d'hyver	2	5	La Mirabelle Jaune	2
78	La Bergamotte de pagues	2	6	La Reine Claude Planche	2
80	La poire des princes d'hyver ou	1	7	La Reine Claude Verde	2
87	La double Fleur	2	15	L'Apricode Jaune	2
88	La Muscat l'allemand	2	17	La Diapre Planche	2
	<u>47</u> Stück		27	La Mirabelle Dartive	2
	pommiers A howang				<u>12</u> Stück
1	La Calville rouge d'ete	2		Pruniers A Spallieres	
2	La Passe pomme rouge	2	5	La Mirabelle Jaune	2
3	Le Rambour rouge	2		Abricotiers A howang	
4	Le Rambour Blanc	2	2	L'Abricotiers Ordinarie	2
6	La Calville rouge d'Audomne	2			
7	La Grosse Reinette grise d'Audomne	2			
	<u>12</u> Stück				

Nomro 3 undre Plan.

Nor.	Poiers	Stück	Nor.		Stück
3	La Muscat robert ou paire al la Reine	2	61	Le Saint Cermain	2
14	La jargonelle	2	74	L'Orange d'hyver	2
18	Le Beure Planch ou la Fondante mus.	2	86	La Bergamotte de Hollande	2
19	L'Orange tulipee	2	88	La Muscat l'Allemagne	2
33	Le Beure gris	2			<u>26</u> Stück
36	La Verte Longue Verte ou mouille Boche	2		Cerisiers	
49	La Silvanche	2	12	La Gruotte	2
56	La poire Salveati	2	16	La Cerisse L'car Latte	2
60	La Bergamotte Suisse	2	18	La Cerisse A Fleur double	2
					<u>6</u> Stück

	pommiers		37	Double Lac	2 Stück
30	Le petit Apis	2 Stück	38	Double Swolche	2 "
	prunieres		40	Carie Magdelaine	2 "
5	La Mirabelle Jaune	2 Stück	41	Rousane	2 "
	pechers A Spallieres		42	L'Archielepiscobale d'Pise	2 "
					<hr/>
1	L'Avant peche Planche Musquee	1 Stück		Abricotiers A Spallieres	28 Stück
2	L'Avant peche Rouge de Droyes	1 "	2	L'Abricot ortinari	1 Stück
7	La Magdelaine Rouge	2 "	3	Le Abricot d'Angouleme	2 "
11	La Royale	2 "	4	Le Gros Abricot Royal	1 "
16	La Chevreuse	2 "			<hr/>
14	La Grosse Callande	2 "			4 Stück
24	La persigee	2 "			
21	La Grosse Mignonee	2 "			
35	L'inicomparable en Beande	2 "	1	Gros Englische	2 Stück
36	Monfrin	2 "	2	Ordinarie	2 "
					<hr/>
					4 Stück

Specification

Deren jenigen Stück Obstbäumen Welche Bornen an dem Eingang des Gartens stehen Von Fason Cessel Bäumen, Wie auch am Ende des Gartens Lindten Alle und Maroniers die ganze Zahl Wie zu sehen folgt.

Poierers Superse	8 Stück	Plantage Von Linten	40 Stück
pommiers Superse	11 "	Plantage Von Maroniers	158 "
			<hr/>
			198 Stück
an alten obß bäume an der Krott	5 Stück		
im untern Plan an Pflaumen und queßchen	18 "		
	<hr/>		
	42 Stück		

Recapitulatio

Im 1. Plan über der Krott befinden sich in Sa. an äpfel und sonstigen obft bäumen	65 Stück
Im 2. am Busquet	189 "
Im 3. oder untern Plan	72 "
an alten obft Bäumen	42 "
	<hr/>
	Summarum 368 Stück

Das obig specificierte Bäum richtig aufgenommen worden, und Vorräthig sich befinden, wird von uns Endts unterschrieben attestiret. Heidelberg d. 31. 8. 1774

Johann Conrad Kesselbach
H. S. Maffen

Anhang 5

Aus Stadt Heidelberg Kammergut Acta GLA. den Schloß-Garthen zu Heidelberg, dessen Bestandsbegebung f. f. betr.

5 ter Band

Die Verwendung des Heidelberger Schloßgartens und der dazu geschlagenen angränzenden Grundstücke zu einer Landwirtschafts- und Forstplantage für die dortige Lehranstalten, die Aufkündigung der Bestandskontrakte und desfallige Entschädigungen, Herstellung der den Einsturz drohenden Mauern und sonstig gefährvollen Stellen. Verschließung des Gartens anfangend vom 25 ten Mai 1802 endigend den 13. Mai 1806.

Ab schrift.

Unterthänigster Vorschlag zur Herrichtung eines vollständigen ökonomischen Gartens und einer Forstplantage im Schloß-Garten zu Heidelberg.

Durchlauchtigster Kurfürst, Gnädigster Kurfürst und Herr!

Da Eure Kurfürstliche Durchlaucht geruhet haben, für die hiesige Universität eine eigene staatswirtschaftliche Sektion gnädigst zu bestimmen, so sind zur Belehrung der hier die dahin gehörigen Fächer studirenden Jünglinge, außer den mancherley Sammlungen, auch ein vollständiger ökonomischer Garten und eine Forst-Plantage unentbehrlich, in welchen die Mancherley, so wol inländischer als ausländischen Arten des Getraides, der Gräßer, der Futterkräuter, der Handelsgewächse, der Garten- und anderer Feld-Gewächse, der Obstbäume, und der Waldbäume nicht nur in mehreren Exemplaren, sondern auch zum Theile in ganzen Feldern gezogen werden, um sich mit deren Natur, Eigenschaften, Behandlungsart und Verpflegung in gesundem und krankem Zustande, und mit deren Gewinnung durch eigene Ansicht und Beobachtung gründlich bekannt zu machen; um zeigen zu können, welchen Boden, welche Lage und welche Behandlung dieses oder jenes Gewächs zu seinem besten Gedeihen erfordert, um Versuche mancherley Art auch im Großen anstellen, und sich selbst in den verschiedenen Veredlungsarten der Obstbäume üben zu können.

Bisher fehlte es der hiesigen Universität an beyderley Anstalten, den viel zu kleinen Platz hinter dem Gebäude der bisherigen Staatswirtschaftlichen Schule ausgenommen, gänzlich, welchen Mangel ich in den 17 Jahren meines hiesigen Lehramtes nur zu empfindlich gefühlt habe.

Da nun alle Universitäten auf diese doppelten Institute alle Achtbarkeit und Kosten zu verwenden bemüht sind, so bitte ich um gnädigste Erlaubnis, hierzu einen vorzüglich schicklichen Platz für die hiesige Universität unterthänigst vor-

schlagen zu dürfen, und dieser ist der hiesige Schloß-Garten, welcher bisher für 200 bis 300 fl. verpachtet war, allein auf die vorgeschlagene Art angewendet von ungleich höherem Nutzen seyn würde; denn nicht nur würde alsdann derselbe zu einer ungleich größeren Zierde der ganzen hiesigen Gegend gereichen, und also viele, ihr Geld hier verzehrende Fremde herbeizulocken, sondern auch zur Belehrung der Studierenden dienen, und wenn er einmal erst, nach meinen Ideen, zu Stande gebracht seyn würde, selbst noch über die Unterhaltungskosten einen beträchtlichen Ueberschuß abwerfen können, indem ich dünkte, nicht nur eine große, allemal sehr einträgliche, Obst-, sondern auch andere Baum-Schulen von in- und ausländischen Holzarten anzulegen, und auch einen Handel mit allerley Sämereyen von in- und ausländischen Gewächsen verschiedenen Nutzens einzurichten.

Zu allen Arten von Pflanzen-Kulturen ist das Lokale des Schloß-Gartens auf das erwünschteste, denn man hat daselbst tiefe, ebene, abhängige, bergigte und felsigte Gegenden, der Boden ist ebenfalls von verschiedener, doch meistens von guter Art; die Richtung der Felder nach den meisten Himmels-Gegenden; und an Quell-Wasser ist hier an mehreren Orten ein sehr großer Vorrath nicht nur zum Wässern der Felder und Begießen der Gewächse, sondern auch, wenn man will, mit wenigem Aufwande, zur Verzierung des Ganzen anzuwenden; kurz, es könnten hier, schon durch die Natur so sehr begünstigt, mit ungleich geringeren Kosten, als irgend wo, Anlagen für den Lernenden so wol, als auch für den bloßen Liebhabern des Schönen gemacht werden, die ganz einzig in ihrer Art seyn würde.

Nachdem etwan der geschickte und geschmackvolle Gartenbau-Direktor Skelle zu Schwefingen, der Absicht gemäß, die Haupt-Eintheilung des Ganzen, besonders was die Verschönerung betrifft, gemacht haben würde, würde ich mich um so viel lieber der weiteren Ausführung und Einrichtung, auf Höchstdero gnädigsten Befehl unterziehen, da dieses Institut in nächster Verbindung mit denen mir gnädigst anvertrauten Lehrfächern der Landwirtschaft und Forstwissenschaft stehet.

Die beyden an in- und ausländischen Holzarten so reichen Gärten zu Karlsruhe und Schwefingen würden schon einen großen Vorrath von Holzgewächsen, nebst anderen Pflanzen, abgeben können und auch ich würde mirs zur Pflicht machen, nicht nur durch meinen in Amerika befindlichen Bruder, sondern zugleich durch meine anderen litterarischen auswärtigen Freunde alle nur möglichen Beyträge anzuschaffen.

Einen, besonders in der Behandlung der Bäume bewanderten gewöhnlichen Gärtner, könnte man in einem der Schloß-Gebäude eine Wohnung anweisen, und um den Garten gegen Beschädigungen und Diebstahl zu beschützen, könnten die hier in der Stadt wohnenden Invaliden ebenfalls auf das Schloß verlegt werden, um sie in den verschiedenen Theilen des Gartens wie zu Schwefingen, als Wachen zu vertheilen.

Auch würden durch diese vorgeschlagene Benützung des Schloß-Gartens die dasigen ehrwürdigen Ruinen des alten Schlosses am besten gegen vernere muthwillige Zerstörung und gänzlichen Verfall gesichert werden.

Sollte mein unterthänigster Vorschlag Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht gnädigsten Befehl zu erhalten das Glück haben, so würde es wol nöthig seyn, den bisherigen Beständern des Schloß-Gartens sobald als möglich ihren Bestand aufzukündigen (wozu der Haupt-Beständer Leger, dem äußeren Bernehmen nach, um so viel mehr geneigt ist, da er bey diesem Bestande seinen Zweck, einen anständigen Unterhalt zu gewinnen, nicht zu erreichen im Stande ist), um mit der Ausübung der neuen Organisation der hiesigen Universität, auch zugleich dieses wichtige Institut anfangen zu können.

In tiefster Ehrfurcht
Durchlauchtigster Kurfürst
Gnädigster Kurfürst und Herr!

Heidelberg, den 22. Jänner 1804.

Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst-treu-gehorsamster
Ch. W. S. Gatterer, Professor.

Die reiche Ausstattung dieser Schrift ist dem Altertumsverein durch eine außerordentliche Zuwendung des Badischen Finanzministeriums ermöglicht worden. Für diese warmherzige Förderung werden alle Leser aufrichtigen Dank empfinden. Ihn hier auszusprechen ist dem Vorstande herzliches Bedürfnis und freudige Pflicht.

Anmerkung des Verfassers:

Es ist mir ein dringendes Bedürfnis, dem Mannheimer Altertumsverein dafür zu danken, daß die Arbeit in so schöner Aufmachung mit guten, großen Bildern erscheinen konnte. Auch sei dem Verlag Johs. Hörning G. m. b. H., Heidelberg, und dem des Heidelberger Fremdenblattes, sowie dem Heidelberger Schloßverein für die Ueberlassung je eines Druckstockes gedankt.

L. Schmie der.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXVII

Juli/Oktober 1936

Heft 7-9

Mitteilungen aus dem Alttertumsverein

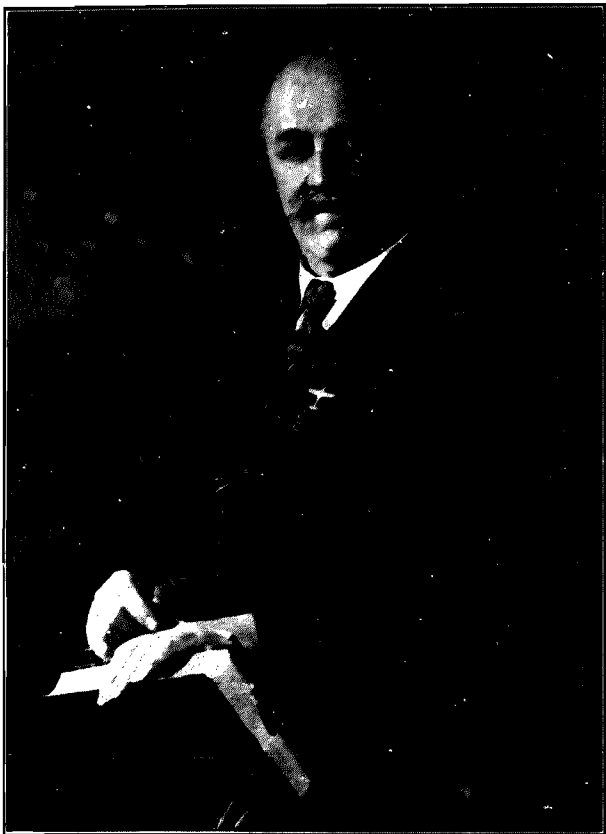
Aufruf!

Mit der Befreiungstat des Führers hat das Deutsche Volk wiederum seine Wehrfreiheit erhalten. In stolzer Freude begrüßen wir die Truppen, die in unsere Garnison eingezogen sind, um wieder Wacht zu halten am Rhein.

Im Frühjahr nächsten Jahres wird das Schloßmuseum eine große Ausstellung veranstalten, die Mannheim als Festung und Garnisonstadt in den Mittelpunkt stellt. Ihr Schicksal ist zu allen Zeiten mit dem Schicksal am Rhein verknüpft gewesen. Kaum irgend wo anders rückt die Geschichte Mannheims immer wieder in das lebendige Bewußtsein der Gegenwart.

Die Schau macht sich zur Aufgabe, in Uniformstücken der ehemals in Mannheim in Garnison stehenden Truppenverbände, ferner in Bildern und durch Waffen einen möglichst vollständigen Ueberblick zu geben. Da mit den Vorbereitungen jetzt schon begonnen werden soll, ergeht an unsere Mitglieder und Freunde die herzliche Bitte, uns geeignetes Material aus Familienbesitz leihweise zur Verfügung zu stellen; auch jeder kleine Hinweis kann zum Gelingen unseres Vorhabens beitragen.

G. Jacob.



Eugen Keller †

Am 9. August 1936 hat der Tod eine schmerzliche Lücke in die Reihen unserer Mitglieder gerissen. Eugen Keller ist von uns gegangen. Aus einem schwäbischen Geschlechte stammend, ward er am 15. Oktober 1862 geboren. Während 42 Jahren wirkte er als Kaufmann bei der I. G.-Farbenindustrie, Ludwigshafen a. Rh. Seit 1924 lebte er im Ruhestand, aber er hat sich wahrlich keine Ruhe gegönnt; denn von nun an widmete er sich mit großer Freude der Lieblingsbeschäftigung, dem vertrauten Umgang mit der Geschichte seiner Familie und seiner Heimat. Unermüdet galt sein Sinn der Förderung des Mannheimer Altertumsvereins, dem er manches kostbare Geschenk aus seinem Besitz überwiesen hat. Die Freude, hier tätig mitarbeiten zu dürfen, machte ihn besonders glücklich. Viele Jahre hindurch weilte er täglich in unserem Verein und hat in selbstloser, ehrenamtlicher Arbeit die umfangreiche Bücherei instandgesetzt und betreut. Seine Tätigkeit war mehr als nur Erfüllung einer Pflicht, sie war Dienst am Wohle unseres Vereins und darüber hinaus Dienst am kulturellen Aufbau unseres Volkes. Das Bild dieses aufrechten, charakterfesten Mannes, der uns allen bis zu seinem Tode stets ein lieber, gütiger Kamerad blieb, wird stets in Ehren gehalten werden.

Rudolf Wihr †

Die Heimatsforschung für Mannheim=Ludwigshafen und Umgebung hat einen großen Verlust erlitten. Am

12. November ds. Js. starb unerwartet im Marienkrankenhaus zu Ludwigshafen-Gartenstadt, erst 41 Jahre alt, Herr Hauptlehrer Rudolf Wihr, der den Mitgliedern des Mannheimer Altertumsvereins, den Lesern von Geschichts- und Heimatblättern unseres Bezirks wohl bekannt war. Geboren zu Kaiserslautern am 17. 4. 1895, besuchte er die Lehrerbildungsanstalt seiner Vaterstadt, rückte 1914 als Kriegsfreiwilliger ins Feld, wurde bei den schweren Kämpfen am Ban de Sept gefangen genommen und kehrte erst 1920 in seine Heimat zurück. Hier wirkte er als Lehrer an den Volksschulen in Ludwigshafen-Friesenheim, Neuhofen und Ludwigshafen-Gartenstadt, bis der Tod seiner erfolgreichen Berufstätigkeit ein Ziel setzte. — Für die Erforschung der Heimat brachte er eine natürliche Begabung, einen offenen Sinn und einen zähen Willen mit, das einmal Begonnene auch durchzuführen. Für Neuhofen, wo er 10 Jahre wirkte, hatte er bereitwillig die über das ganze Land eingesezte Sammlung der Flurnamen übernommen und wurde so mit der Eigenart der Gemarkung und ihrer Geschichte bekannt. Der Raum von Ultrip, dem Seckenheimer Ried, Affolterbach bis zur Rehhütte blieb auch weiterhin sein Hauptforschungsbereich. Von 1924 an erschienen Jahr für Jahr Beiträge von ihm in den Heimatblättern für Ludwigshafen, vereinzelt auch im Pfälzischen Museum, in der Werkzeitung der I. G. Farbenindustrie, im Gartenstadtboten. 1933 war er Führer der „Siedlungsgeschichtlichen Wanderung Ultrip — Neuhofen — Rheingönheim“, über die in den Mannheimer Geschichtsblättern (1933 Sp. 100) ausführlich berichtet wurde. Eine ganze Reihe von Aufsätzen, die er meist mit sauber ausgeführten Karten und Zeichnungen von seiner Hand versah, sind in den verschiedenen Zeitschriften erschienen. Diese schlossen sich zusammen und erweiterten sich zu den bis jetzt erschienenen Schriften: Der Neue Hof (1932), wofür er eigens das Kloster Simmenrode in der Eifel aufgesucht hatte, und Die Rehhütter Chronik (Weihnachten 1936). Seine letzte Arbeit, die ihn noch im Krankenhaus beschäftigte, Die Rheinschanze im heutigen Stadtplan von Ludwigshafen, mußte er jäh abbrechen. Vieles stand noch von ihm zu erwarten. Er ist nun von uns gegangen, tief betrauert von uns, aber nicht vergessen!

Karl Kleeberger.

Wir bitten unsere Mitglieder, den für das nächste Jahr 1937 fälligen Vereinsbeitrag mit 10 RM auf das Postcheckkonto des Vereins Karlsruhe 246 07 im Januar einzuzahlen.

Die Geschäftsstelle des Vereins ist jetzt im Schloßmuseum und von 8—12.30 und von 14.30—18.30 Uhr täglich durch Fernruf über Rathaus Nr. 340 51 Klinik 208 zu erreichen.

Johann Goswin Widder und seine Familie.

Zur 150. Wiederkehr des Erscheinungsjahres seines vierbändigen Werkes über
die Topographie der Pfalz am Rhein

von Friedrich Ebrard, Konstanz.

Motto: „Was mag doch größer und mächtiger sein, denn so viel Totem das Leben,
dem Vergessenen das ewige Gedächtnis, dem Verfinsterten das Licht wieder
schaffen und geben.“

Johannes Aventinus, bayerischer Historiker, 1477—1534.

Einer Einladung von Seiten der Schriftleitung, die Ergebnisse eigener Studien zur Geschichte meines Vorfahren Joh. Goswin Widder beizusteuern, komme ich gerne nach. Allerdings handelt es sich dabei in der Regel nur um Nachträge und Vermutungen. Die Hauptleistung ist bereits erbracht u. a. insbesondere in der Abhandlung von Friedrich Walter im 27. Jahrgang dieser Zeitschrift, 1926, Spalte 213—222, der die nachstehenden Ausführungen zur Ergänzung dienen sollen.

I. Familie der Ehegattin (Rheinpfalz)

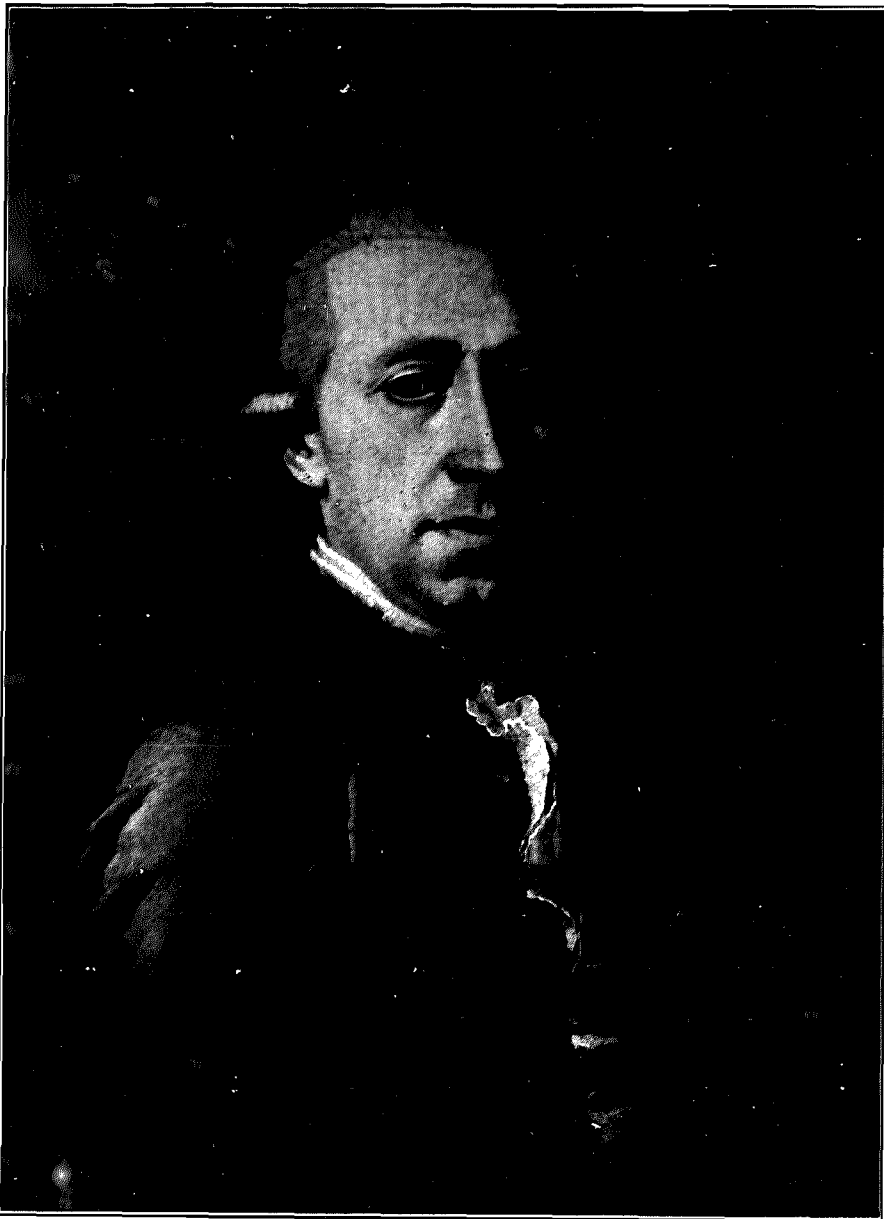
Was zunächst das Todesdatum betrifft, so teilt mir das Erzbischöfliche Matrikelamt in München, Galeriestraße 35 a, aus dem Totenbuch von St. Peter mit, daß „Godwinus von Widder, Churfürstlicher Geheimer Rat, 66 Jahre alt, 27. Dezember 1800“ in München verstarb und daß neben dieser Urkunde die Bleistiftnotiz stehe, „getraut am 24. November 1762 in Mannheim mit Katharina Cetti“. Maria Katharina Cetti war die zu Mannheim 13. November 1747 geborene älteste unter den 7 Töchtern des Ehepaares Lazaro Anton Maria Cetti und Maria Anna Carolina Josepha geb. Breunig¹⁾ in Mannheim. Anton Maria Cetti, immatrikuliert Universität Heidelberg 5. Dezember 1735, wurde am 30. Mai 1736 exkludiert, da er mit Kommilitonen einen „Spieltag gemacht“, auch anderweit kleine Verstöße gegen die Hochschulordnung begangen hatte, und war (nach 1741) Kurfürstlicher Wirklicher Kommerzienrat, gest. zwischen 29. Juli 1767 und 6. Oktober 1773. Die Familie Cetti²⁾, etwa gleichzeitig mit den Sartori, Scotti, Buzzini, Cavallo, Ortalo, Andriano, Brentano u. a. neueren rheinischen katholischen Familien³⁾ während des spanischen Erbfolgekrieges aus Norditalien in Deutschland eingewandert und zunächst in Heidelberg ansässig gewesen, stammte aus Lovenno bei Menaggio am Comersee (Herzogtum Mailand) und war durch einen Onkel der Gattin Joh. Goswin Widders, Andrea Cetti, Revisor bei der Kurpfälzischen Geistlichen Administration, mit den Brentano verschwägert; dessen Halbbruder, der Erzsuit Francesco Cetti, immatrikuliert Universität Heidelberg 2. Dezember 1765, Baccalaureus philoso-

phiae 6. September 1766, Magister philosophiae 7. September 1767, wurde Professor der Mathematik an der Universität Sassari (Sardinien). Der Vater der 3 Brüder, Carlo Cetti aus Lovenno, wo der Großvater Lazaro Cetti gelebt hatte, war verheiratet mit (I) Caterina Bolza, (II) Maria Ferrazini, Kaufhändler in Heidelberg und seit 1719 in Mannheim⁴⁾.

II. Familien der Söhne (Bayern)

Aus der Ehe Joh. Goswin Widders mit Katharina geb. Cetti gingen 8 Söhne und 5 Töchter hervor, von denen jedoch bloß die beiden jüngeren der 3 von Grünwald im „Pfälz. Museum“ 13 (1896) 39 bekannt gegebenen Söhne ihren Vater überlebt und Nachkommen hinterlassen haben. Der ältere der beiden, Peter Heinrich Joseph Ignaz Widder, geb. Mannheim 19. November 1772, war 1793, als sein Vater wieder an den pfalz-bayerischen Hof übersiedelte, höherer Beamter in München und zwar um 2. August 1802 und 1803 Geheimer Registrator beim Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, weiterhin Legationssekretär. Von ihm ging ohne Zweifel die väterliche Todesanzeige vom 27. Dezember 1800 aus. Er wurde 1806 Königlich Wirklicher Gubernial-Rat in Innsbruck und 1. September 1808 zum kgl. Finanz-Direktor des Etzsch-Kreises befördert. Beidemal heißt er in den offiziellen Publikationen der Ernennungsdekrete im Königlich Baierschen Regierungsblatt, 1806, Seite 247 und 1808, Seite 2096, „Heinrich von Widder“. Verheiratet war er mit Agnes v. Schanzenbach (geb. 1785, beerdigt München 5. April 1829) und starb zu Innsbruck 17. Januar 1812. Zwei Söhne von ihm waren noch um 1850 am Leben, Casar Widder, Landrichter in Reichenhall 1848—50, später Bezirksamtmann in Friedberg am Lech, und Camillo Widder, Buchhalter bei der kgl. Staatsschuldtilgungsanstalt in München.

Joh. Goswins jüngster Sohn, Gabriel Bernhard Joseph Widder, geb. Mannheim 20. Okt. 1774⁵⁾, starb als kgl. Staatsrat, General-Kommissär und Präsident der Regierung des Isar-Kreises, kurz nachdem ihm die polizeilichen Vorkehrungen für die Sicherheit der kgl. Haupt- und Residenzstadt München in dem Unruhenwinter 1830/31 manche Sorge bereitet



Joh. Goswin Widder. Delgemälde von M. Kellerhoven 1784

hatten, daselbst 21. Februar 1831. Seine glänzende, erst mit dem Thronwechsel 1825 zum Stillstand gelangte Aemterlaufbahn, seine Titel und Orden sind richtig und nahezu vollständig verzeichnet bei G. Ferchl, Bayerische Behörden und Beamte 1550—1804, im „Oberbayerischen Archiv“ 53 II (München 1911/12) Seite 973. Gabriel Widder heiratete in Markt Schwaben bei München 16. Februar 1798⁶⁾ Anna Maria Franziska Theresia Bonin (geb. zu Schwaben 19. September 1776, gest. zu München 9. April 1851). Nach dem damals noch geltenden lehnrechtlichen System brachte ihm die Eheschließung das kurfürstliche Landrichteramt zu Schwaben ein. Wie dieses rechtsgelehrte höhere Staatsamt — bis dahin das kurfürstliche Pflégskommissariat, zuvor die Pflégverwaltung und noch früher die Gerichtschreiberei —

seit Anfang des 17. Jahrh. von den Ahnen her bis auf den Sohn Joh. Goswins sich nicht weniger als sechsmal unmittelbar vererbt hat, und zwar fünfmal vom Vater über eine Tochter auf ein „geeignetes Subjekt“ als Schwiegersohn und nur einmal auf den eigenen Sohn, ist sehr lehrreich nachzulesen bei Ferchl a. a. O. und sonst⁷⁾. Der Schwiegervater und Amtsvorgänger des jungen Widder, welcher letzterer sein in Heidelberg 15. Mai 1793 bis 1795 begonnenes juristisches Studium, auf Befehl des Kurfürsten nach einigen Semestern „bayerisches Staats- und Cameralrecht“ in Ingolstadt, vor kurzem vollendet hatte — Joh. Nepomuk Ignaz Bonin, Juris Utriusque Licentiat (Ingolstadt), entstammte wiederum einer ursprünglich norditalienischen Familie: Sein Vater, Giovanni Bonin (Johann Bonin), war aus der Republik Venedig um 1710 in Bad Aibling eingewandert und 1750 Bürgermeister und wohlhabender Kaufmann daselbst. Die Schwiegermutter von Joh. Goswin Widders Sohn Gabriel kann auf hugenottischen Ursprung zurückgeführt werden. Ihr Vater, der Kurfürstliche Rat und Pflégskommissär zu Schwaben, Joh. Philipp Anton Sanson de Le Stock auf Wörth, älterer Halbbruder des nachmaligen Generals der Kavallerie in preussischen Diensten und Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler

Joh. Wilhelm Anton v. L'Estocq — desselben, der gegen Napoleon in der mörderischen Schlacht bei Preussisch-Eylau 7. 8. II. 1807 die deutsche Waffenehre wiederherstellte — hatte zum Großvater den Réfugié und hannöverschen Hof- und Oberfeldarzt Jean de l'Estocq oder Lestocq (verheiratet mit Judith Colin) aus Vitry-le-François in der Champagne, einen Cavalier, der während des pfälzischen und spanischen Erbfolgekrieges weit herum kam. Von dessen Söhnen, meist ebenfalls Aerzten und Offizieren, unter denen auch der Flottenadmiral in britischen Diensten Richard Lestock (1679—1746) hervorragte, der jüngste war der in Celle 29. April 1692 geborene und 1744 vom Römischen Kaiser (und bisherigen bayerischen Kurfürsten) Karl VII. in den Reichsgrafenstand erhobene Kaiserlich russische Staatsmann Johann Hermann Le-

stocq⁸⁾). Eine Tochter des alten Jean Lestocq heiratete einen in mittelsächsischen Diensten stehenden Offizier aus dem saxonischen Geschlecht de Chabod; dessen Ahn, hugenottischer Genfer Offizier und Ratsherr, 1556 wegen Beleidigung Calvins zur Enthauptung und Vierteilung verurteilt, entfloh und wurde als vornehmer Konvertit vom Herzog von Savoyen mit der Grafschaft St. Maurice belehnt⁹⁾).

Gabriel v. Widder war es auch, der 1810 als Kgl. Geheimer Finanz-Referendär in München eine günstige Wendung in dem langwierigen Verwaltungsverfahren herbeiführte, welches nach dem Tode des Kurfürsten Carl Theodor die beiden Brüder Widder als Erben ihres Vaters gegen den Fiskus durchzusetzen hatten, um den am 15. September/3. November 1795/4. Januar 1796 vereinbarten Uebergang der „*Vaterländischen Münzsammlung*“ Joh. Goswin Widders an das Kgl. Münzkabinet in München, bei dem Goswin vor seinem Tode ein „*Directorium der neueren Münzen*“ für seine Person angestrebt hatte, Zug um Zug gegen die vereinbarte Kaufsumme von 11000 fl. zu erreichen. Während die Zahlung bis gegen 1820 auf sich warten ließ, konnte die Uebergabe nach Ueberwindung verschiedener Schwierigkeiten und Intrigen 1811 erfolgen. Die Bedeutung der Widderschen Münzsammlung erhellt schon aus der statistischen Beobachtung, daß in ihr an bayerischen 1477 von überhaupt 1880 und an pfälzischen 1512 von überhaupt 2060 verschiedene Stück Gold-, Silber- und Kupfermünzen zusammengebracht waren.

Ob Joh. Goswin Widder den Adel erhalten hat, wenn nicht mittels besonderer Verleihung oder Dekoration, so möglicherweise unmittelbar durch den hohen Rang des von ihm bekleideten kurfürstlichen Amtes eines Wirklichen Geheimen Rates¹⁰⁾ oder einfach als Mitglied vielleicht des Deutschritterordens oder gar des Pfalz-bayerischen Hausritterordens vom Hl. Georg, desjenigen Ordens nämlich, der vom Kurfürsten gerade die Pflege Schwaben seit 26. Februar 1732 zur Nutzung zugewiesen bekommen hatte, ist bisher noch nicht aufgeklärt. Ich füge hier aus den Akten HR 252/588 im Münchener Kreisarchiv die Mitteilung von seiner Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat¹⁰⁾ an die Regierung des Oberen Landes zu München in Originalabschrift an:

„(Vordruck) Carl Theodor von Gottes Gnaden, Pfalzgraf bey Rhein, Herzog in Ober- und Nieder-Baiern, des Heil. Röm. Reichs Erztruchseß, und Churfürst, in denen Landen des Rheins, Schwaben und Fränkischen Rechtens dermaliger Fürseher, und Vicarius, zu Göllich¹¹⁾, Cleve, und Berg Herzog etc. etc. (Handschrift) Unfern Gruß zuvor. Würdige, Ehrfame in Gott Hoch- und Wohlgebohrn, Edle fürsichtig, Ehrfam und weise, Liebe getreue! Wir haben vermög gnädigsten Decrets von 13t. curr. unserem Ober Landes Regierunge Rath, und Churpfälz. Hofkammer Vice-Directorn Johann Goswin Widder, rucksichtlich der geleistet lang-jährigen Diensten, und besonders der in dem Fi-

nanz Fach sämtl. unserer Staaten bewiesenen Kenntniße aus höchst eigenem Antrieb das Prädicat unseres Geheimen Raths bengelegt. Lassen Euch das zur Nachricht unverhalten, und sind euch anbey mit gnaden wohlgeuogen. München am 18. aug. 1790.

(Adresse) Churpfalzбай. Obere Landes Regierung
L. S. (Unterschrift)

(Vermerke) des tit. Widder eingetragen
Geheimen Raths
Charakter (Gegenzeichnung.)“
betr.

Joh. Goswin Widders Sohn Gabriel wurde mit Diplom vom Stiftungstage, dem 19. Mai 1808, das Ritterkreuz des Civilverdienstordens der Bayerischen Krone, dem 1820 das Kommandeur- und 1825 das Großkreuz folgten, verliehen und „*Gabriel von Widder* für seine Person bei der Ritter-Klasse und mit vorbehaltener Transmiffion auf einen ehelichen oder adoptierten Sohn bei der Adels-Klasse Lit. W Fol. 97 Act Nr. 51“ unterm 28. Juni 1813 immatrikuliert (Kgl. Baiarisches Regierungsblatt 1808, Seite 1045 und 1814, Seite 1739). Von den 3 überlebenden Söhnen aus der Ehe Gabriel von Widder und Anna Maria geb. Bonin erhielt der jüngste, Anton (geb. in München 13. Januar 1809, gest. daselbst 23. Juni 1893, verh. daselbst 29. Okt. 1839 mit Amalia, der zu Schwabmünchen 22. Juni 1818 geborenen, in München 26. Januar 1905 verstorbenen Tochter des kgl. Landrichters Anton v. Braunmühl und der Sibylla geb. Weckbecker Edlen v. Sternfeld), als Zweiter Rechtskundiger Bürgermeister der kgl. Haupt- und Residenzstadt München 1. Januar 1861 gleichfalls das Ritterkreuz des Kronenordens¹²⁾. Von Gabriel v. Widders 4 überlebenden Töchtern waren 3 verheiratet, doch hatte lediglich die jüngste, Amalia (geb. München 1. August 1810, beerd. daselbst 28. Januar 1886, verheiratet daselbst 8. Mai 1832 mit Dr. med. Philipp Franz Joh. Baptist, Sohn des kgl. Geh. Rats Univers.-Prof. Dr. med. Joh. Baptist Ritter v. Weißbrod, gest. München 14. Januar 1865, Nachkommen¹³⁾). Von den durch die erwähnten 3 Söhne Widder begründeten Familienzweigen sind 2, 1893 (der adlige) und 1923, erloschen.

III. Vorfahren (Rheinpfalz)

Die Vorfahren Joh. Goswin Widders namentlich der etwas entfernteren Generationen sind erst wenig aus dem Dunkel, das sie bis dahin umgab, hervorgetreten. Meine Beiträge für eine von der Zukunft zu erhoffende Ahnentafel des Topographen der alten Kurpfalz sind die folgenden.

Der Vater, Johann Daniel Widder, gest. Dürkheim (Grafschaft Leiningen) 4. August 1742, immatrikuliert als stud. theol. reform. in Heidelberg 5. Mai 1708, wurde 1716 katholisch (Ryswyker Klausel!)¹⁴⁾ und 1718 kurfürstlicher Einnehmer der

Stiftschaffnerei Limburg; die übrigen Daten und Amtsfunktionen sind im wesentlichen bekannt. Et- welche Beziehungen zum Casimirianum und den Jesuiten von Neustadt a. d. Haardt, die laut Jesuitenlexikon (Paderborn 1934) Sp. 1291 im Jahre 1713 dort 1000 Kommunikanten besessen haben sollen, während bis dahin nur wenig Katholiken in der Stadt gewesen seien — wären noch zu untersuchen. Er war zweimal verheiratet, in 1. Ehe, etwa seit 1718, mit Maria Elisabetha Kronert aus Dieburg (Erzstift Mainz), gest. 1725, und in 2., Kaiserslautern 4. November 1726 geschlossener Ehe mit Johann Goswins Mutter, Maria Jacobina Apollonia Belleir(in), geb. 1708, gestorben 18. April 1776. Deren Vater, Claudius Bellair(e), 1681(?)—1753, aus reformierter Réfugié- oder eher wallonischer, im pfälzischen Erbfolgekrieg aus der Stadt aufs Land geflüchteter Huguenottenfamilie hervorgegangen (urspr. Claude le Balleur aus Mannheim?), Gutspächter in der markgräflich badischen Herrschaft Gräfenstein, wurde etwa 1705 katholisch (Ryswyker Klausel!)¹⁴) und daraufhin Kurfürstlicher Obereinnehmer zu Kaiserslautern; sein Bruder (oder Vetter) Johann Daniel Bellaire und dessen Nachkommen auf dem Hofe Gutenbrunnen bei Wörschweiler (Herzogtum Zweibrücken) sind reformiert geblieben. Claudius Bellair(e) war wie sein Schwiegersohn Johann Daniel Widder zweimal verheiratet, in erster Ehe mit Marie Katharine verwitweten Philipp Florking, welche laut reformiertem Kirchenbuch in Kaiserslautern 27. Juni 1704 beerdigt worden ist. Auch der Familienname der 2. Frau, der Mutter von Apollonia Widder geb. Bellaire, Maria Agnes, ist noch nicht ermittelt. Die Tochter Apollonia nebst jüngeren 2 Söhnen und 4 Töchtern Bellaire, die sämtlich 1755 in Kaiserslautern als Erben ihres Vaters erscheinen¹⁵), war bereits katholisch getauft; das katholische Kirchenbuch beginnt in Kaiserslautern mit dem Jahre 1705.

Die 11 Kinder Joh. Daniel Widders, Joh. Goswin und seine 10 Geschwister, waren gleichfalls sämtlich katholisch getauft. Um gegebenenfalls der Pfälzer Familienforschung dienen zu können, gebe ich ihre Personalien nach den im Hauptstaatsarchiv München sowie von der Familie verwahrten Papieren des Präsidenten Gabriel v. Widder hiernach bekannt. Aus der 1. Ehe mit Maria Elisabetha Kronert gingen 3 Kinder hervor: 1. Joh. Wilhelm Widder, geb. 18. Oktober 1719, gest. 27. Oktober 1793, der aus Joh. Goswins Korrespondenz bekannte älteste (Halb-) Bruder. Er war cand. jur. in Heidelberg 1741, wurde im selben Jahre als Nachfolger seines Vaters Stiftschaffner zu Limburg, 1744 Schaffner und Kollektor der Geistl. Administration zu Nieder-Ingelheim Oberamts Oppenheim, 1753 Stadtdirektor zu Frankenthal, 1758 Kurfürstl. Hofkammerrat und war seit 1747 verheiratet mit Margaretha Sophia Molitor aus Mainz (gest. 20. August 1785). 2. Anna Margaretha,

geb. 23. April 1721, verheiratet 1741 mit dem Witwer Joh. Goswin Eckard, Kurfürstlichem Burvogt und Oberschultheißen zu Wachenheim sowie Sallinen-Inspektor (gest. 15. April 1776), einem Taufpaten Joh. Goswin Widders. 3. Maria Friederica, geb. 4. Oktober 1722, gest. Dezember 1769, verheiratet mit Philipp Peter Lauffs, Registrator des kurfürstl. Oberamts Alzey und Hospitalverwalter (gest. 10. Januar 1786). Apollonia geb. Bellaire war die Mutter der folgenden 8 Kinder: 4. Maria Ludovica Agnes, geb. 11. Juni 1729, gest. Dezember 1769, verheiratet mit Ferdinand Starck, Greiffenklauischem Amtmann zu Guntheim und späterem Stadtschreiber zu Höchst. 5. Maria Anna Katharina, geb. zu Dürkheim 17. März 1730, verheiratet 1762 mit Joh. Michael Tischleder, Hauptmann und Quartiermeister des Leiningenschen Dragonerregiments (gest. 1795. Kinder: Katharina, Goswin und Anton Tischleder. Nachkommen: Familie Deines in Neustadt a. d. Haardt). Es folgen 6. ein unverheirateter Sohn, Joh. German Balthasar Widder, geb. zu Dürkheim 1. Sept. 1731, gest. 8. Januar 1786, immatrikuliert an der Universität Heidelberg 4. Dezember 1746, Baccalaureus philosophiae 19. September 1747, seit 1763 Amtmann der Prämonstratenser-Abtei Waldsassen in Lothringen, sodann 7. Joh. Goswin selber und 8.—11. noch 4 unverheiratet oder schon im Kindesalter verstorbene Schwestern.

Unter den 9 Geschwistern Joh. Daniel Widders, von denen 6 als Kinder starben, war das jüngste Johann Philipp Widder, immatrikuliert als stud. theol. reform. in Heidelberg 15. Dezember 1716 und Herbst 1717, dann Rektor zu Oppenheim, der als Kurfürstlicher Kirchenrat und Erster Stadtprediger der hochdeutschen Gemeinde zu Mannheim 1734 verstorbene Verfasser u. a. der nachgelassenen Schrift „Der für die Sünde der Welt leidende Jesus, nach evangelischer Harmonie in 26 Passionspredigten“ (Homburg v. d. Höhe 1741). Er war verheiratet mit Albertine Magdalene, Tochter des reformierten Pfarrers Amiral d. Nierstein^{15a}), die in zweiter Ehe Lorenz Heinrich Schmalz in Mannheim heiratete. Der Mannheimer Kirchenrat Joh. Philipp Widder hatte zwei Söhne, Friedrich Adam Widder, Philosophiae Doctor, geb. 14. Januar 1724, gest. 26. Februar 1784, cand. theol. reform. Heidelberg 2. November 1740, exam. theol. reform. Heidelberg 5./14. September 1741, seit 1751 Professor der Mathematik an der Universität Groningen (in der holländischen Provinz Friesland), und Joh. Jacob Widder, geb. 6. Juli 1728, Kaufmann in Norwich (England) und mit der Engländerin Tabitha Stocks verheiratet. Als Geburtsdaten sind für Joh. Daniel 4. Mai 1692, für Joh. Philipp 25. Dezember 1696 und für einen älteren Bruder, Joh. Karl, 12. Oktober 1688 überliefert. Joh. Karl Widder, verheiratet mit Sibylle Katharine Kalbfuß, war Kaufmann in Oppenheim, später in Alzey, und wird als der

Gründer einer in Ulzen festhaft gewordenen Widder-Linie genannt, von der ein Sohn, Joh. Daniel (II) Widder, geb. Oktober 1724, Ratsherr und Gastwirt in Ulzen und verheiratet nach einander mit 2 Schwestern Helfenstein, sowie dessen Sohn, Joh. Daniel (III) Widder, geb. 1760 und verheiratet Januar 1785 mit Katharina v. Gager, hier hervorzuheben wären. Endlich die ältere (Halb-)Schwester der drei Brüder Karl, Daniel und Philipp Widder, Susanne Sybille, geb. 11. September 1674, war verheiratet in erster Ehe mit dem Oppenheimer Stadtschreiber Breuer und in zweiter Ehe mit dem Kurfürstlichen Schaffner Uebelacker in Nieder-Ingelheim Oberamt Oppenheim.

Der Großvater Joh. Goswin Widders, Vater Joh. Daniels und seiner Geschwister, wäre „Georg Heinrich Widder, geb. 9. Oktober 1642, gest. 1. Nov. 1705, Rheinzoll Nachgänger, dann Befehrer zu Oppenheim“, gewesen, weiterhin dessen Vater „Joh. Heinrich Widder, geb. 17. Juni 1593, gest. 24. September 1653 [Mark-Schiffer¹⁶] kurfürstlicher Rheinzoll Befehrer zu Oppenheim,“ und endlich wieder dessen Vater „Jost Widder, Rats-Schöff um 1580 zu Oppenheim [kurpfürstlicher Mark-Schiffer¹⁶], gest. 1640.“ Seine noch ferneren Ahnen führte Joh. Goswin, ohne freilich die Filiationen immer streng nachzuweisen, vor Oppenheim über Nackenheim schließlich bis Frankfurt am Main und ins 13. Jahrhundert zurück, und zwar — entsprechend der Aufschrift auf der Rückseite seines Oelporträts im Mannheimer Schlossmuseum, im Stil alter Grabchriften — auf einen „Humbertus ab Ariete vulgo Wider Civis et iudex moguntinus patritius frankenfurtensis et Elisabetha zum Jungen Conjuges, vixerunt anno 1253 usque 1292, fundarunt Monasterium Sororum (vulgo „das reiche Clarissen Kloster“) Moguntiae 1282 de bonis et redditibus etc. in Nerstein, Nackheim etc.“ Nachdem aber in Jahre 1799 die Linie Pfalz-Zweibrücken den pfälzbayerischen Thron bestiegen hatte, ersetzte eine jüngere Version in der Geschlechtsreihe bereits den obigen Jost Widder durch einen „Friedrich Georg Widder, pfalz-zweibrückischen cubicularius, gest. 1593,“ gab diesem als Vater einen „Carl Friedrich Widder, pfalz-zweibrückischen Rath, gest. 1549,“ und ließ endlich Großvater einen „Jost Heinrich Widder, gest. 1489“ sein! Mit Ausnahme einer Ostschweizer Familie Widder oder Wyder — benannt ursprünglich nach der Flurbezeichnung Wyden (= Weiden, Gehölz) — waren dem gelehrten Joh. Goswin, Bemerkungen in unseren Familienpapieren zufolge, außer Pfälzer evangelischen noch aus Oesterreich um 1647 in Regensburg eingewanderte lutherische, sowie die um Wasserburg am Inn vom 15. bis 17. Jahrhundert vielfach bezugten katholischen Wid(d)er wohlbekannt; er hatte vorübergehend an Verwandtschaft auch mit diesen Familien gedacht. Es dürfte kein Zufall sein, daß gerade die Pflégskommisariate Auerburg und Schwaben, die er für seinen Jüngsten, den

späteren Regierungspräsidenten Gabriel v. Widder, in den Jahren 1797 und 1798 ausersehen hatte, beide im 17. Jahrhundert wiederholt mit Mitgliedern jener letztgenannten altbayerischen Familie Wid(d)er besetzt gewesen sind¹⁷). Ich glaube, kaum auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich die unzuverlässigen Ahnenreihen, von „Jost Widder“ einschließlich an rückwärts, weiterhin überhaupt unberücksichtigt lasse. In Wirklichkeit mag manches davon vielleicht in den Bereich einer um 1500 blühenden Pfälzer Druckerfamilie Widder gehören.

Allein sogar schon die Persönlichkeiten des Vaters und des Großvaters von Joh. Daniel Widder sind, wenigstens so wie sie in unseren Familienpapieren auftreten, bei genauerer Betrachtung höchst fragwürdige Erscheinungen, inmitten zahlreicher angeblicher Geschwister namens Georg, Martin, Valentin, Lucas, Hartmann, Nicolaus, Conrad, Michael, Christina, Eva — lauter Vornamen, die niemals in der Familie gebräuchlich waren. Entscheidend gegen die Zuverlässigkeit der Angaben in den Familienpapieren über die Generationen des Großvaters und des Urgroßvaters von Joh. Goswin Widder fällt die Tatsache ins Gewicht, daß die Angehörigen in mehreren Generationen samt und sonders „zu Oppenheim“ gelebt haben, dort z. B. „Mark-Schiffmeister, des Raths und Bürgermeister“, Großvater und Urgroßvater kurfürstliche Zollbeamte daselbst gewesen sein sollen: Ich habe mich wegen Nachprüfung dieser Behauptungen bisher nach Oppenheim a. Rh., Nieder-Ingelheim, Stockstadt a. Rh. und Worms-Neuhausen¹⁸), wo damals überall Widder gewohnt haben sollen, gewendet, jedoch allemal die Auskunft erhalten, daß „die alten Kirchenbücher des 17. und 18. Jahrhunderts trotz genauester Prüfung den Namen Widder . . . überhaupt nicht enthalten“¹⁹). Es ist somit anzunehmen, daß Joh. Goswin Widder selber entweder über die Personalien schon seines Großvaters väterlicherseits völlig im unklaren war oder, was wahrscheinlicher ist, aus einem wichtigen Grund im Interesse der Nachkommen die väterlichen Vorfahren als jüngere Linie einer sehr achtbaren eingeseffenen, um 1700 jedoch teils bereits ausgestorbenen, teils aus der Rhein-Pfalz angeblich nach Nürnberg ausgewanderten urdeutschen Schifferfamilie Widder, die, wenn auch nicht gerade in der Stadt, doch an einem anderen Hafenort im Gebiete des kurfürstlichen Oberamtes Oppenheim²⁰) so oder ähnlich in der Tat vorgekommen sein mag, erscheinen lassen wollte. Joh. Daniel Widder und seine gerade in der sehr bewegten Zeit zwischen 2. Juni 1672 und 25. Dezember 1696 geborenen Geschwister werden demnach, trotzdem die Geschlechtsreihen diesen Anschein erwecken, schwerlich durchweg in der Stadt oder auch nur im Oberamt Oppenheim zur Welt gekommen sein. Die 10 Geschwister waren nach den Ahnentabellen, denen weiter als angegeben zu mißtrauen keine Veranlassung besteht, aus zwei Ehen ihres Vaters „Georg Heinrich“ hervorgegangen.

Karl, Daniel und Philipp nebst weiteren 4 jung verstorbenen Kindern Carl Ludwig, Joh. Jakob, Dru-
siane Rosine und Philippine Margarethe entsproßten
der 1681 geschlossenen zweiten Ehe mit Elisabeth
Katharine Petiscus, gest. 30. August 1708, einer
Enkelin oder Urenkelin des reformierten Oberhof-
predigers, schöpferischen Mathematikers und Ver-
trauten des Kurfürsten Friedrich IV., Gründers der
Stadt Mannheim, Bartholomäus Pitiscus
(Pitischkn?) aus Grünberg in Schlessien²¹). Die drei
ältesten Kinder Sara, Susanne Sibylle (verehelichte
[I] Breuer, [II] Abelacker) und Joh. Carl (= Jean
Charles) waren aus erster, 1669 geschlossener Ehe
mit Marie Elisabeth Vesu oder Beau²²), gest. 1679.
Die Namen und Vornamen in dieser ersten Ehe atmen,
meine ich, noch ganz und gar die Luft einer geschlos-
senen französischen bzw. wallonischen Hugenotten-
kolonie der Jahrzehnte vor dem Erbfolgekrieg.

Der soeben berührte wichtige Grund, weshalb Joh.
Daniel und sein Sohn Joh. Goswin Widder geflü-
chtlich ihren Ursprung von einer alt-pfälzischen Fa-
milie herleiteten, kann denn auch nur der gewesen
sein, daß die Eltern und die Großeltern Joh. Daniels
— wie übrigens wohl auch diejenigen seiner Frau geb.
Bellaire — versprengte Flüchtlinge aus einer
im pfälzischen Erbfolgekrieg zerstörten
Stadt und mithin gegen früher eine Zeit lang in
sehr unsicherer Lage gewesen sind. Ich stelle den un-
haltbaren Konstruktionen in den Familienpapieren
eine ganz konkrete Arbeitshypothese entgegen und im
folgenden zur Diskussion: Die Vorfahren Joh. Gos-
win Widders waren bis zur Zerstörung im Jahre
1689 Bürger der Stadt Mannheim. Sie zählten zu
der wallonischen Gemeinde und führten die ursprüng-
liche, französische Namensform B é l i e r [Belier]²³),
ebenso wie z. B. die spätere Mannheimer Ratsfamilie
Fuchs bis zur Stadtzerstörung im Jahre 1689 ihren
gut hundert Jahre früher auf der Flucht vor der
Rekerverfolgung aus den spanischen Niederlanden in
die Rheinpfalz mitgebrachten angestammten Namen
Renard bewahrte. An welchen protestantischen oder
katholischen Orten in Reichweite von Mannheim und
Heidelberg, etwa auch in oder am Fuß der Haardt
oder im Westrich, die geflüchteten Glieder der Fa-
milie B é l i e r, bevor Joh. Daniel Widder 1718 Stifts-
schaffner zu Limburg geworden war, Ahne gefun-
den²⁴), wo und wann sie ferner — gewiß um nicht
mit den aus der Pfalz fortgewiesenen französischen
und Waldenser Réfugiés der Aufhebung des Edik-
tes von Nantes²⁵) verwechselt und so von neuem
gefährdet zu werden! — endgültig die deutsche Na-
mensform Widder angenommen haben²⁶), läßt sich
heute noch nicht sagen. Die Wiedergabe des am
4. April 1663 angelegten und bis 1689 ergänzten
zweiten Mannheimer Stadtplans nebst Verzeichnis
der 429 Grundeigentümer, unter denen sich 267 Wal-
lonen befanden, bei Walter a. a. O. I Einlage zu Seite
203, weist einen „Philibert Pollie (pollie)“ als den

größten damaligen Mannheimer Häuserbesitzer und
Bodenspekulanten, daneben als einfachen Liegen-
schaftsbesitzer einen „Jean Biliet“ auf. Angenommen,
daß in Wirklichkeit dieser Jean B é l i e r (später
etwa = Johann Heinrich Widder) der Vater und
Philippe B é l i e r der (vielleicht kurz vor 1689
beerbte) Großvater Joh. Daniel Widders gewesen
sind, so würde von da mit einem noch erheblich höheren
Grade von Wahrscheinlichkeit die Spur weiter rück-
wärts nach Heidelberg führen, und zwar auf Jacob
B é l i e r (II), der in Heidelberg 21. Juni 1614 Sara,
Tochter des verstorbenen „pastor Gallicanus“ Jo-
hannes Gremontius oder Grimmonius heiratete, wäh-
rend seine Schwester Sara B é l i e r in Heidelberg
29. August 1621 — ein Jahr vor der Stadteroberung
durch Tilly — die Frau von „Friedrich Glökner,
der kurfürstlichen Wittib²⁷) unserer gnädigsten Frauen
secretarius“²⁸) und vermutlich die Mutter (oder eine
Tante) des späteren Kurfürstlichen Hofgerichtsrats
und (1667—† 1678) Stadtschultheißen von Mann-
heim, Hieronymus Glökner, Juris Utrius-
que Doctor [Doktor beider Rechte]²⁹), gewesen ist.
Die nächsthöhere Filiation ist urkundlich bewiesen:
Jacob B é l i e r (I), geb. zu „Dornich“ (flämisch
Doornik, französisch Tournai) 1555, wo die B é l i e r
zum Stadt-Patriziat gehörten und mit den de Bar y,
de Wez und sonstigen auch in anderen deutschen
Städten wie Frankfurt am Main und Hanau gleich-
zeitig eingebürgerten Familien aus Flandern ver-
schwägert waren³⁰), als „Bürger und Handelsmann“
in Heidelberg 1618 beerdigt³¹). Er war mit seinen
Brüdern Charles B é l i e r sowie dessen Frau
Françoise Soireau oder Soriau (die Familie
Soriau ist gleichzeitig in Tournai, Frankfurt am
Main und Hanau bezeugt) und Jean B é l i e r den
Eltern, Caron B é l i e r und Françoise de Bis-
scher, welche seit 1572 unter Mitnahme ihres sehr
beträchtlichen Handelskapitals³²) sich in Heidelberg
niedergelassen hatten, gefolgt und bewohnte mit seiner
Frau Françoise Lorente und den Geschwistern,
vielleicht auch dem Oheim Prof. Dr. Henrich
Smet (ius a Leda, Allg. Deutsche Biogr. 34, 478 f.),
seit 1591 (drittem) Gatten der Jenne B é l i e r geb.
Tournai 8. Sept. 1536, später wohl auch das 1592
erbaute heutige Hotel Ritter (Heidelberg, Haupt-
straße 178)³³), dessen reichgegliederte Renaissance-
fassade in rotem Sandstein das Wappen B é l i e r
zeigt; es entspricht dem Siegel Joh. Goswin
Widders ziemlich genau. Ueber die Wohnungen
der beiden Familien des Charles und seines Sohnes
Jacob B é l i e r im Mai 1588 gibt das Verzeichnis der
Einwohner der Kurfürstlichen Stadt Heidelberg von
diesem Datum, herausgegeben im „Neuen Archiv der
Stadt Heidelberg“ 1 (Heidelberg 1890) 187 f., 192,
folgendermaßen Auskunft:

„In Philips Zwengels Hauß wohnt Carl Belie
mit Weib, 1 Kind, 2 Jungen, 1 Magd, 6 (Per-
sonen). Hat bei sich ein edelfrau Adriana von So-

hen, allein, 1 (Person)“ — „Uffm Marckht in Niclas Lorbäckers Witwen Hauß wohnt Jacob Belle mit Weib, 3 Kindern, 1 Magdt, 2 Knecht, 8 (Personen).“

Ich stehe also mit Neen „Johann Goswin Widder“ in der Allg. Deutschen Biogr. 32 (1897) 338, entschieden auf der Seite derjenigen älteren Autoren, die noch gewußt haben, daß die Familie Joh. Goswin Widders von der Heidelberg=Frankenthal=Mannheimer wallonischen Hugenottenfamilie Béliet herzuleiten ist. So Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche im Großherzogtum Baden 2 (1856), 333 und vor allen die Schrift „Uebersicht der Wanderungen und Niederlassungen französischer, saronischer und niederländischer Religionsflüchtlinge besonders nach und in Deutschland“, Karlsruhe 1854, Seite 105, welchem bekanntlich aus dem literarischen Nachlaß des sehr gut unterrichteten Gelehrten, ehemaligen preußischen Wirklichen Geheimen Legationsrats und badischen Staatsrats Johann Ludwig Klüber (1762 bis 1837) herrührenden Zeugnis überragende Bedeutung zukommt und welches wörtlich folgendermaßen lautet: „Charles Béliet, reich und kunstliebend, baute im 16. Jahrhundert das schöne Haus am Marktplatz zu Heidelberg, welches der Zerstörung von 1689 und 1693 entgangen ist. Seine Nachkommen wurden z. T. katholisch, und zu diesen gehörte der kurpfälzische Geheime Sekretär Johann Goswin Widder, welcher 1786—1789 die Beschreibung der Pfalz am Rhein in 4 Bänden verfaßte“.

Nachdrücklich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Johann Goswin Widder selbst nachweislich Kenntnis von seiner hugenottischen Abkunft gehabt hat. Die gedruckten Werke von ihm freilich verraten allem Anschein nach nichts: jene Anmerkung Vierordts a. a. O., sowie zu Band 1, Seite 472³⁴⁾, besagt in Wirklichkeit nur so viel, daß Widders Pfälzer Topographie, ihrer ganzen

Haltung nach zu schließen, offenkundig einen Katholiken, und zwar seiner (Vierordts) Ansicht nach einen Konvertiten, zum Verfasser habe — wohl aber gelegentlich die von ihm herrührenden Aktenstücke. Bereits hervorgehoben wurde von mir weiter oben, daß, nach den von ihm selbst redigierten Geschlechtsreihen, seines Großvaters Frau und Kinder erster Ehe ganz danach aussehen, als hätten sie anfangs in einer geschlossenen Hugenottensiedlung der damaligen Kurpfalz gelebt; ich habe als die nächstmögliche Lösung der Rätsel das alte Mannheim als den Heimatort und Jean Béliet, vor 1689 dortselbst, als Großvater Joh. Goswin Widders vorgeschlagen. Noch zwingender ist ein zweites Argument. In einem eigenhändigen Immediatbericht bei den Akten der Münchener Staatlichen Münzsammlung setzt Joh. Goswin 1795 auseinander, was ihn zum Verkauf seiner zeitlebens unter Opfern angelegten „Vaterländischen Münzsammlung“ an das kurfürstliche Münzkabinett veranlaßt habe: Die französischen Revolutionstruppen hätten nämlich jüngst, so führt er darin aus, sein vom Vater ererbtes freiadliges Weingut in der Gemarkung Wachenheim³⁵⁾ verwüstet, weil sie erfuhren, er, Widder, als der Besitzer sei ein geflüchteter Franzose³⁶⁾. Die wallonische Herkunft und der ursprüngliche, französische Familienname der Widder — Béliet — waren sonach im Ausgang des 18. Jahrhunderts bei den lieben Nachbarn in Wachenheim noch keineswegs völlig in Vergessenheit geraten! Nur unterließen sie es, die welschen Revolutionäre, die überall nach den von ihnen gefürchteten und fanatisch gehaßten königstreuen adeligen émigrés der französischen Bourbonnenpartei fahndeten, auch darüber aufzuklären, daß die Widdersche Herrschaft fern am Mannheimer und Münchener Fürstenhofe mit den Emigranten der französischen Revolution gar nichts zu tun hatte, sondern in Tat und Wahrheit von Glaubensflüchtlingen aus Flandern abstammte, die damals schon seit mehr als 200 Jahren in der Kurpfalz eingebürgert waren.

Anmerkungen:

¹⁾ Ich weiß nicht, ob Johann Philipp Jacob Breunig aus Heidelberg, immatrikuliert Universität Heidelberg 6. Dez. 1713, Baccalaureus philosophiae 18. Sept. 1714, Magister primarius philosophiae 20. Sept. 1715, ihr Vater war. Außerdem weist die Heidelberger Universitäts-Matrikel auf: Joh. Peter Breunig aus Freudenberg bei Miltenberg am Main 4. Dezember 1725 — Peter Paul Breunig aus Eichenbühl a. d. Erfa bei Miltenberg 4. Dezember 1759, bacc. phil. 16. September 1760 — Georg Breunig aus Rohrbach bei Heidelberg 30. November 1772.

²⁾ Die Cetto (Kurpfalz, vielleicht ein älterer Zweig ursprünglich derselben Familie), Guaita (Frankfurt a. Main), z. T. die Brentano (im 17. Jahrh. auch in Kurtrier) waren schon früher gekommen.

³⁾ F. Walter, Jubiläumsgabe der Stadt Mannheim (1907) I 458 f. über den Handel mit Südfrüchten.

⁴⁾ Die Heidelberger Universitäts-Matrikel weist ferner auf: Carl Joseph Cetti aus Heidelberg, 4. Dez. 1753, bacc. phil. 1754, Mag. phil. 1755 — Georg Carl Cetti aus Bensheim

5. Dez. 1763, bacc. phil. 7. Sept. 1764 — Anton Cetti aus Heidelberg 9. Dez. 179, bacc. phil. 7. Sept. 1770.

⁵⁾ In dem Taufakt zu S. Ignatius Loyola et Franciscus Xaverius zu Mannheim vom 21. Okt. 1774 hat eine spätere Hand den Personalien des Vaters, Joh. Goswin Widder, die Adelsprädikate eingefügt.

⁶⁾ In dem Original-Taufakt heißt der Vater „Erzcellenz Johann Goswin Widder“.

⁷⁾ Die Namen der also miteinander verbundenen Familien sind (in umgekehrt chronologischer Reihenfolge): Bonin, (Jansson) de [La] Stock („von [der] Stock“), Mail(s)ier (Gabler), Reichsritter Straf(i)manr, Zeggin, P(B)robst.

⁸⁾ Vgl. über ihn neuerdings E. Stieda in Haberling-Hüb-otter-Vierordt, Biogr. Lexikon hervorragender Aerzte aller Zeiten und Völker 3 (1931) 754. In der Reichs-Hof-Kanzlei pflegte ein weiteres Mitglied der Familie „von Stock“ die vielen Adelsdiplome des kurzen Regimes Karls VII. (1742 bis 1745) mitauszufertigen, f. z. B. bei Macco, Beitr. zur

Gesch. und Genealogie rheinischer Adels- und Patrizierfamilien I (Nachen 1884) S. 34.

⁹⁾ Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz (Neuenburg 1924) 529. Ferchl a. a. D.

¹⁰⁾ „Wer als Angestellter eines auswärtigen Amtes den Charakter als Geheimer Rat erhielt, d. h. nebenbei Wirklicher Geheimer Rat wurde, der mußte pro forma „semel pro semper,“ (d. h. einmal für immer) einer Sitzung in München beiwohnen und durfte dann auf sein Außenamt zurückkehren,“ Ferchl a. a. D. I (München 1908/10) XXXV.

¹¹⁾ Jülich.

¹²⁾ U. Frhr. v. Dachenhausen, Verzeichnis der bayerischen Personal-Ritter (Anhang zum Genealogischen Taschenbuch der Adelligen Häuser, Brünn 1894 Irrgang) S. 98.

¹³⁾ Haberling-Hübötter-Bierordt, Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte usw. 5 (1934) 885. — Schweizerisches Künstler-Lexikon 4 (Frauenfeld 1917 Huber) 685.

¹⁴⁾ D. h.: Ueberall am deutschen Rhein, wo während der vorausgegangenen Kriegsläufe auch bloß vorübergehend französische Truppen gelegen hatten, durfte der katholische Kult wieder eingerichtet werden. Tatsache ist, daß gestützt auf diese Auslegung Kurfürst Philipp Wilhelm den Katholizismus in der Pfalz ausbreiten ließ. Seit 1697 galt überall in den wittelsbachischen Landen lange Zeit die katholische Taufe für eine unentbehrliche Voraussetzung der Bekleidung öffentlicher Ämter.

¹⁵⁾ Diese Zeitschrift 27 (1926) 258 f.

^{15a)} Nachkommen von Moïse Amnraut in Saumur (Amiraldus, 1596—1664), dem anfänglich vielumsrittenen Vermittler in der Prädestinationslehre („Amiraldismus“).

¹⁶⁾ Einschub von späterer Hand.

¹⁷⁾ Ferchl a. a. D. I 39, 46; II 969, 973.

¹⁸⁾ Joh. Adam Widder „aus Neuhausen (Kreis Worms)“ immatrikuliert als stud. jur. in Straßburg 28. Mai 1623, Knod 2, 206.

¹⁹⁾ So wörtlich das evangel. Pfarramt der Stadt Oppenheim a. Rh. unterm 4. Januar 1936. Nieder-Ingelheim besitzt angeblich keine Kirchenbücher mehr aus der Zeit vor 1700.

²⁰⁾ Oder eines anderen pfälz. Oberamtes? U. U. konnten zufällige Geschäftsbeziehungen oder gar Joh. Daniels Schwager, der Oppenheimer Stadtschreiber Breuer, die genealogischen Materialien beschaffen.

²¹⁾ Allgemeine Deutsche Biographie 26, 205; Walter a. a. D. I 123. Den Trägern des Namens Petiscus fügt diese Zeitschrift 31 (1930) Sp. 91 Joh. Jac. Petiscus, stud. Univ. Groningen 1663, aus Frankenthal, bei.

²²⁾ Der Familienname le Beau kommt in den damaligen Wallonengemeinden Frankenthal und Hanau vor. Diese Zeitschr. 31, 86 verzeichnet einen stud. theol. Abel le Beau, 23 jährig 1610 an der Univ. Leiden, aus Frankenthal.

²³⁾ Béliet (Tournai, Kortrijk, Antwerpen, Frankfurt am Main, Hanau), Belie (Heidelberg), Billie (Hanau), Billet (Weglar, Hanau), Biliet (Mannheim); Belier (Tournai, Kortrijk, Antwerpen, Frankfurt am Main, Hanau), Belie (Heidelberg), Bollier, Bollie, pollie (Basel, Mannheim). Im Mannheimer Stadtplan von 1622 (Walter a. a. D. I Einleitung zu Seite 139) und in der Magdeburger Wallonengemeinde (nach 1689) kommt der Name nicht vor.

²⁴⁾ Jean Pierre Gruson z. B. wandte sich aus dem zerstörten Frankenthal 1688 erst nach der Hauptstadt Heidelberg, 1693 sodann ins Brandenburgische, um schließlich in Halle zu bleiben; s. Fr. Walter, Friedrichsfeld (diese Zeitschr. 1903) S. 50 Anm. 32 der Sonderausgabe.

²⁵⁾ Die kurfürstlichen Edikte vom 20. Juni 1698 und 29. April 1699, welche französischen und waldenstädtischen Réfugiés die Einwanderung untersagten, behandelt Struve, Pfälz. Kirchenhistorie, Seite 808 und 983.

²⁶⁾ Ähnlich wie etwa jener Alt-Friedrichsfelder Kirchenälteste Jean Deuil, der, nach glücklicher Ueberwindung der

langen Gefahrenperiode, im Jahre 1738 als „Johannes Doll“ wieder auftaucht, s. Walter, Friedrichsfeld Seite 37. Zahllose Fälle von Eindeutschung flaemischer und französischer Réfugiés-Namen kamen bis um 1750 — in den Rheinlanden auch noch bedeutend später — vor. Hier nur noch zwei weitere Beispiele: Estreman wurde in Hanau zu Hesterman und der von der Goten- und Frankenzeit her im Languedoc heute noch verbreitete Geschlechtsname Ebrard konnte sich in Marburg unschwer wieder in das ursprüngliche Eberhard zurückverwandeln!

²⁷⁾ Louise Juliane v. Dranien, Witwe Friedrich IV.

²⁸⁾ Aug. Thorbecke, Mitteilungen aus den Heidelberger Kirchenbüchern bis 1693, im „Neuen Archiv“ der Stadt Heidelberg 3, Seite 160.

²⁹⁾ Walter a. a. D. I 187 und 189. Hieronymus Glöckner, stud. phil. 1647 Univ. Groningen „gratis quia exul“, d. h. unentgeltlich als Religionsflüchtling, s. diese Zeitschr. 31 (1930) Sp. 91.

³⁰⁾ Ebrard=v. Nathusius=Neinstedt, Geschichte des uradligen Hauses Bary 1223—1903 (Frankfurt a. Main 1904) Seite 65, 67 ff., 75 ff., 148 ff.

³¹⁾ Die Personalien des Jacob (I) Béliet sind im „Neuen Archiv der Stadt Heidelberg“ 1 (1890) S. 187 f., 192 vgl. e Seite 160, nach einer mit schöner Renaissance-Umrandung verzierten Grabplatte von der St.-Peters-Kirche zu Heidelberg, mitgeteilt.

³²⁾ Schon der Großvater Augustin Béliet, verheiratet mit Marguerite Cocquiel dite le Merchier, besaß eine bedeutende Tuchhandlung in Tournai. Die Großeltern mütterlicherseits hießen Gilles de Biscree (Biskere, Bisker) und Denise Hauvarlet; vgl. Adolphe Hocquet, L'Hôtel du Chevalier à Heidelberg, in „Revue Tournaisienne“ 4 (1908) Seite 8 f. (eine sonst von Fehlern wimmelnde Abhandlung). — Ein Jacob Caron (= Carl) Béliet, immatr. Univ. Heidelb. 20. Juni 1572, verheiratet 9. Aug. 1580 mit seiner Base Jeanne Béliet aus Antwerpen, war Bürger und wallon. Pfarrer 1578—1601 in Frankfurt am Main, 1595—1602 zugleich in Hanau, 1602 bis 1605 in Otterberg (Pfalz) und seither bis zu seinem 1606 an der Pest erfolgten Tode wieder in Hanau; vgl. G. Biundo, Pfälz. Pfarrer- und Schulmeisterbuch (1930) Seite 268. — Ein Jean Béliet „aus Doornik?“ ist im Dez. 1598 als Bürger, Brauer und Hausbesitzer in Hanau registriert; vgl. Feitschr. der Hanauer wallon. Gem. 1897 Seite 19, 22 ff. und 119. — Der Seidenhändler Martin Duvoisin aus Marnay bei Langres (Haute-Marne), 1593 Bürger von Basel und seit 1595 Gatte einer Marie Béliet, wurde 1608 in Sursee (Luzern) als Keger hingerichtet.

³³⁾ Otto Linde, Der „Ritter“, in „Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden usw.“ Band Heidelberg (Tübingen 1913) S. 305 ff. sowie bei Pfaff-Sillib, Heidelberg und Umgebung, 3. Aufl. 1910, S. 108 ff., eingehend über die Geschichte des von ihm 1904 5 restaurierten bedeutenden Bauwerks.

³⁴⁾ Von Walter, diese Zeitschr. 1926 a. a. D. m. E. mißdeutet.

³⁵⁾ Vgl. über dessen Rechtsverhältnisse ausdrücklich Joh. Goswin Widder selber in seiner Topographie der Pfalz am Rhein, Band 2, Seite 334, Anmerkung.

³⁶⁾ Nebenbei: Angeblich aus demselben Grunde, weil seine Erbauer und (ehemaligen) Besitzer Franzosen gewesen sind, war das „Haus zum Ritter“ in Heidelberg 1693 der Zerstörung durch die Franzosen ausnahmsweise einigermaßen glücklich entgangen!

*

In der Abteilung Völkische Wissenschaft S. 14—21 der Zeitschrift „Die Westmark“ III 1935/36 widmet Prof. Dr. Walter Luckermann, Mannheim, dem großen Geschichtsschreiber der Pfalz und seinem Werke einen in die Eigen-

heiten eindringenden und sie kritisch würdigenden Aufsatz: Aus der Zeit Johann Goswin Widders und seiner pfälzischen Topographie, auf den hier anhangsweise kurz verwiesen sei. Auf dem Hintergrunde des wirtschaftlichen Aufschwungs der kurpfälzischen Gebiete in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts steht als Mittelpunkt der geistigen und wissenschaftlichen Betätigung, einer der bedeutendsten des damaligen Deutschland, die 1763 begründete Pfälzische Akademie der Wissenschaften, in der eine große Anzahl von Köpfen auch aus nicht pfälzischen und nicht deutschen Ländern sich sammelte. Geschichte und Geisteswissenschaften werden gepflegt, daneben die Naturwissenschaften, ebenfalls in zwei Abteilungen. Um diesen Mittelpunkt kreisen nun die territorialgeschichtlichen Forschungen, die besonders wirtschaftlichen Problemen Aufmerksamkeit schenken, das Verhältnis von Staat und Wirtschaft im Landbau und den aufkommenden Fabriken wird in der Fragestellung der Volkswirtschaftslehre des 17. Jahrhunderts neu erörtert, die Größe des Staatsbesitzes, seiner Einwohnerzahl u. a. beschäftigen die Forschung. All diese Anregungen und neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse spiegeln sich in Widders wertvollem vierbändigen Handbuch: Versuch einer vollständigen geographisch-historischen Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz am Rhein, Frankfurt und Leipzig

1786—1788. Damit wurde der Pfalz eine topographische Staatskunde geschenkt, wie sie wenige andere deutsche Länder aus dieser Zeit besitzen, die sich auch würdig neben die großen wissenschaftlichen Vermessungsarbeiten von Peter Dewarst, Christian Mayer und Ferdinand Denis in Mannheim stellen kann. So sind seine Angaben über die Kulturlächen und Waldungen, über Einwohnerzahlen sehr wertvoll, auch die Ortsgeschichten, in denen er als Sohn der Aufklärung mit den alten Märchen von den Städtegründungen aufräumt und sich liebevoll in die deutsche Geschichte der Orte vertieft. Anderes, für das die Zeit noch keinen Sinn entwickelt hatte, tritt meist mehr zurück. Aber „alles in allem ist das Werk Widders eine für seine Zeit sehr beachtliche große Leistung. Seine hervorragende Bedeutung wird schon dadurch gekennzeichnet, daß gerade die örtliche Forschung über das Wissen einer nun 150 Jahre hinter uns liegenden Zeit vielfach noch nicht hinausgekommen ist, daß das Werk aber auch dort, wo es überholt ist, eine der wichtigsten Quellen ist, um sich zuverlässig über den damaligen Stand wissenschaftlicher Erkenntnis zu unterrichten. Für topographische Angaben im engeren Sinn bleibt es eine die Zeiten überdauernde außerordentlich wichtige Fundgrube.“

Die Schriftleitung.

Von badischen Führerpersönlichkeiten im Zeitalter der Reichsgründung

Briefe Franz v. Roggenbachs und Julius Jollns

Mitgeteilt von Julius Henderhoff, Düsseldorf

Die nachstehenden Briefe Franz v. Roggenbachs und Julius Jollns verdienen zunächst um ihrer selbst willen gelesen zu werden als Äußerungen einst viel genannter, heute fast vergessener Führerpersönlichkeiten der badischen Geschichte im Zeitalter der Reichsgründung. Dann fesseln sie durch die Namen der Empfänger: Roggenbach wendet sich an Johann Kaspar Bluntschli und Gustav Frentag, Jolly an Heinrich v. Treitschke. Endlich ist beiden Briefgruppen gemeinsam, daß sie schon vorliegende Publikationen sinnvoll ergänzen: die erste den von mir in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (N. F. Bd. 47 und 48) veröffentlichten Briefwechsel zwischen Roggenbach und Jolly, die zweite die Briefe Treitschkes an Jolly und andere oberrheinische Freunde, die W. Andreas in den Preußischen Jahrbüchern mitgeteilt hat (1934, Sept.—Nov. und Schriftenreihe der Pr. Jahrb. Nr. 23). Die Tatsache, daß Roggenbach wie Jolly in Mannheim geboren und aufgewachsen sind, rechtfertigt wohl die Mitteilung an dieser Stelle.

Franz v. Roggenbach¹⁾ wird, wenn wir erst seine Briefe an Kaiserin Augusta und an Albrecht v. Stosch besitzen, als einer der besten Repräsentanten der Spätblüte des deutschen politischen Briefes erscheinen,

an dessen Ausgang er ebenso beziehungsreich und bedeutend steht wie Wilhelm v. Humboldt an seinem Eingang. Noch nichts von dem Betrachter- und Prophetenblick, den er in fast Jakob Burckhardt'scher Tiefe im Alter ausbildete, wohl aber die Klarheit und den Ideenreichtum seines staatsmännischen Denkens, die Weite seiner geistigen Interessen, den ganzen gewinnenden Zauber seiner Licht und Wärme ausstrahlenden Persönlichkeit auf der Höhe der Mannesjahre zeigen die beiden so umfang- wie inhaltsreichen Briefe aus den Anfängen seiner so früh aufgesuchten ministeriellen Muße, die er damals unzweifelhaft noch als vorübergehenden Wartestand ansah und bewußt zur Anknüpfung weitertragender Verbindungen nutzte. Rein politisch ist sein Brief an Bluntschli, den ihm befreundeten Heidelberger Staatsrechtslehrer, der auf den beiden Tagungen des Zollparlaments als zweiter Vertreter Badens sein Kollege und Platznachbar sein sollte, und auf das staatsrechtliche Problem einer mehr bundes- oder einheitsstaatlichen Neuorganisation Deutschlands bezieht sich die hier diskutierte Frage der künftigen Stellung der Südstaaten zum norddeutschen Bund, wobei erstmals die kritische Zurückhaltung Roggenbachs von den stürmischen Anschlußwünschen des Hofes und der natio-

nen Partei in Baden in scharffinniger Begründung hervortritt und als Nebenmotiv persönliche Verstimmung gegen den Großherzog sichtbar wird. Menschlich wärmer im Ton und vielseitiger ist das an Gustav Freytag gerichtete Schreiben: in der Hauptsache ein Dankbrief für das Weihnachtsgeschenk der 1869 vollendeten Mathybiographie mit schöner Würdigung ihrer charakterbildenden Kraft, dann bemerkenswert durch politische Ausblicke und die Ulrich v. Huttenstimmung, in der der liberale Katholik der Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit durch das Vatikanische Konzil entgegensteht.

Gleich Roggenbach in Mannheim geboren, der höchste Sproß einer im 17. Jahrhundert eingewanderten, um die Leitung der Stadt und das deutsche Geistesleben mannigfach verdienten Refugiéfamilie, hat Julius Tolln beim Abschluß der Reichsgründung wie in der Kulturkampfszeit ungleich tiefere Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen als sein nach meteorhaftem Aufstieg in eine 40-jährige Zuschauerrolle zurücksinkender Freund. Die durchgreifende Energie, mit der er als Ministerpräsident die durch Lamens lockere Zügelführung erschütterte Regierungsautorität wiederherstellte und, unbeirrt durch das populäre Geschrei über sein Verpreußungssystem, behauptete, wie seine ruhige Festigkeit als Wahrer der Rechte des Staates gegen kuriale Ansprüche zeigen ihn im Besitz wirklicher Führeigenschaften. Bei dem oft getadelten „Kulturexamen“ ging es ihm nicht darum, die katholischen Pfarrer zu „bilden“, wohl aber schien es ihm wünschenswert für die Nation, daß ein so wertvoller Bestandteil ihrer geistigen Habe wie die Dichtung und Philosophie der klassischen Epoche auch den geistlichen Führern des katholischen Volksteils zugänglich werde: einmal wenigstens sollten auch sie erfahren haben, was das Ringen mit den letzten Fragen unter eigener Verantwortung bedeutet.²⁾ Es war ein starker Schillerscher Zug in ihm; seine verstandeshelle, ganz auf Klarheit gestellte Natur mochte mit ihrer Schlagfertigkeit und reformierten Nüchternheit für süddeutsches Wesen wenig Anziehendes haben, aber es fehlte ihm nicht an versöhnendem Humor; was er an Herzenswärme besaß, erfuhren wohl nur seine Nächsten.

Seine in Auswahl gebotenen Briefe an Treitschke, mit dem ihm vornehmlich der frühe und starke Glaube an den preußisch-deutschen Nationalstaat und die Hochschätzung aller staatsbildenden Kräfte des Preußentums verband, bezeugen neben ihrer politischen auch ein hohes Maß menschlicher Verbundenheit: nur eine selbstlos vornehme Natur konnte mit so feinem Eingehen auf die Lage und Wünsche des andern sich um eine diesen und den nationalen Notwendigkeiten gleich gerecht werdende Lösung mühen, wie es hier Tolln bei Treitschkes Berufung nach Berlin tut. Zugleich wird deutlich, wie nahe er einigen staatlichen Grundansichten des großen Historikers steht: in der bewußten Voranstellung des Nationalen

vor den Forderungen der liberalen Doktrin und in der auch von Roggenbach empfohlenen Ablehnung des parlamentarischen Systems als einer nach Volksart und Geschichte für Deutschland ungeeigneten Regierungsform.

I.

1. Roggenbach an Bluntschli.

Bonn, 19. Januar 1868

Verehrtester Freund!

Ich bin ihnen dreifachen Dank schuldig. Zunächst für Ihren freundlichen Brief voll der interessantesten und mir sehr wichtigen Bemerkungen. Wichtig besonders deshalb, weil Sie eine mir sehr erwünschte und erfreuliche Uebereinstimmung unserer Ansichten in den Hauptfragen des Tages dartaten. Auf den einen Punkt, in welchem wir zu differieren scheinen, komme ich noch zu sprechen. Dann verdanke ich Ihnen die Kenntnis Ihres Auftrages über den Zeitgeist, der mir ohne Ihre Zusendung wahrscheinlich entgangen wäre und der mich in hohem Grade angesprochen. Es ist eine wahre Wohltat, mitten in dem elenden Abdruck der bloß formalen Fragen auch einmal einer Vertiefung in die Auffassung der treibenden Kräfte der Geschichte zu begegnen. Die Beobachtung in betreff der Bedeutung der 50-Jahrescheide im Jahrhundert frappierte mich sehr. Endlich fand ich Ihre Handschrift auf dem Aufrufe der Kammermitglieder zu den Zollparlamentwahlen.

Ich bin mit der Grundanschauung einverstanden, daß der gewiesene Weg einer Weiterentwicklung der deutschen Verhältnisse die Ausbildung des Zollparlamentes und die Ausdehnung seiner Kompetenz sei. Dies war ja recht eigentlich meine Ansicht im Gegensatz der andern, welche den Eintritt in den Norddeutschen Bund glaubte urgieren zu müssen und denselben doch eben dadurch erschwerte. Lieber wäre es mir freilich auch diesmal gewesen, wenn die Fruchtbarkeit einer Entwicklung des Zollparlamentes für die Einheitszwecke nicht vorzeitig an die große Glocke gebracht und auch wieder zur Parteifrage gemacht worden wäre. Ich glaubte, es wäre dann leichter gelungen, national gefinnende Männer in den Wahlen durchzubringen, und es wäre die Ausdehnung ihrer Kompetenz nach Zusammentritt des Parlaments gleichfalls einfacher zu bewerkstelligen gewesen als jetzt, wo alle partikularistischen Interessen die Ohren spitzen und ganz Europa aufmerksam gemacht ist, wohin der Hase läuft. Doch das sind Fragen der Methode, bei denen Diskussion wenig hilft, und am Ende ist es sogar besser, wenn keinerlei Täuschung bei den Wahlen unterläuft, und die Stärke der Partei sich nach deren wahren Werte mißt.

Sie fragen mich, ob ich eine Wahl annehmen würde. Ich habe keinen Grund, das nicht zu tun, und antwortete so auf Anfragen, die ich von Schoppsheim und Lörrach bekam. Ich bezweifle aber sehr, daß ich bei der starken Dosis ultramontaner Elemente der mit Schoppsheim verbundenen Bezirke daselbst gewählt werden würde — und tröste mich darüber sehr leicht. Ich glaube nämlich, daß gerade das erste Zollparlament durchaus noch keine Gelegenheit fin-

den wird, etwas Wesentliches in der Richtung der Kompetenzausdehnung zu wirken, und höchstens einen leisen moralischen Druck auf die Bayerische und Württembergische Regierung üben kann, wenn bereits in dieser ersten Versammlung die unitarische Strömung sehr mächtig wäre. Erst in späteren Sessionen, wenn die Natur der Dinge und geschäftliche Notwendigkeiten sich in München und Stuttgart geltend gemacht haben werden, beginnt seine fruchtbare und bedeutungsvolle Aufgabe. Auch in dem Falle eines europäischen Krieges kann sein Auftreten von Wichtigkeit werden, wiewohl in diesem Falle überhaupt wieder mit Faktoren zu rechnen sein dürfte, die wir jetzt noch gar nicht übersehen können. Ein weiterer Grund, warum ich wenig nach der Ehre einer Wahl geize, liegt in der schiefen Lage, in welcher sich alle Abgeordneten süddeutscher Wahlbezirke noch auf lange den Wünschen ihrer Wahlbezirke und dem damit im Widerspruch stehenden Gange der wirtschaftlichen Politik des Zollvereins (gegenüber) befinden. In dieser ersten Session recht auffällig bei dem eigentümlichen Verhältnisse, daß gerade sie wieder den Preis bezahlen müssen, um dessen willen Mecklenburg aus der Vertragsverbindlichkeit mit Frankreich entlassen wird. Dem ungeachtet glaube ich um so weniger Anstand nehmen zu sollen, als vielleicht einer Verlegenheit in meinem früheren Wahlbezirke abgeholfen wird, da derselbe sich ohnedies nur schwer über Kandidaten zu einigen pflegt.

Ich komme nun auf den Punkt zu sprechen, den Sie in meinem früheren Briefe beanstanden. Sie sagen, Sie verstanden nicht, warum ich die Wirksamkeit eines Ministers in einem süddeutschen Staate und nationale Ziele im Augenblick für schwer zu vereinbaren halte. Mir scheint, eine Vermittlung war nur solange möglich, als irgend eine föderative Entwicklung Aussicht auf Bestand hatte. Daß dies nun nicht der Fall ist, werden Sie nicht bestreiten können. Ebenso wenig, daß die Lage eines Staatsangehörigen eines der Staaten, die zum Norddeutschen Bunde gehören, durchaus unwürdig ist, wenn er nicht dem herrschenden Staat Preußen angehört. Erträglich wäre, wenn die wichtigsten Staatsfunktionen, die Vertretung nach außen und die Verfügung über Geld und Kriegsmacht, dem Hause Hohenzollern zu absolutem Belieben überlassen wären und wenigstens der preußische Bürger darin den Bürgern aller übrigen Staaten gleichstände, daß die Verfügung ihm entzogen wäre. So liegt die Sache aber nicht. Die Krone Preußen vertritt den Bund in den Interessen, welche der Bundesgewalt zugewiesen sind, also Artikel 4, aber sie hat glücklicherweise sich die Fortführung einer sog. preußischen, auswärtigen Politik reserviert, welche sie mit ihrem Volke zusammen über die Bundesgenossen hinweg und gegen dieselben treibt. Ich sage glücklicherweise, denn wie würde sie sonst Sachsen und Braunschweig los. Der ganze Staat wird im Interesse dieser Politik geführt und die Regierung ist den preußischen Kammern verantwortlich, daß sie erfolgreich geführt werde, vor allem der Bundeskanzler, der noch das erste Wort zu sagen hat, welches dahin geht, daß der Norddeutsche Bund als solcher auch eine Politik habe und daß seine Vertreter sich um aus-

wärtige Politik zu kümmern haben. Die Identität der Politik des Norddeutschen Bundes und der preußischen kann aber niemand behaupten, schon deshalb nicht, weil der Egoismus der preußischen Partikularvertretung zu alleinbestimmend auf dieselbe einwirkt. Es liegt somit eine ganz erhebliche Differenz zwischen der Stellung eines Vollbürgers, der das römische Bürgerrecht hat, und der eines Bundesgenossen, der nur das jus Latinorum hat, d. h. nur Blut und Geld geben darf. Der Norddeutsche Bund bietet unter diesen Umständen offenbar also nicht die Grundlage, auf welcher sich die patriotische Verpflichtung eines süddeutschen Ministers gegen sein eigenes Vaterland mit der Pflicht gegen Deutschland ausföhnt. Noch weniger für eine Dynastie, deren Glieder mögen, jeder inneren Würde bar und nur nach glänzender Geldabfindung oder gutem Domänenbesitze lüstern, sich noch so sehr in diese Lage eines Bundesgenossenfürsten drängen. Die Pflicht gegen ihr Volk verbietet Fürst und Regierung gleichmäßig, unter Bedingungen zu kontrahieren, welche ihre Bevölkerung nicht der preußischen, dem Rechte und der politischen Berechtigung nach, gleichstellt. Das ist für mich eine Forderung landesväterlichen Ehrgefühls. Lieber selbst keinen Groschen und keine Hufe Landes — aber mein Volk muß nicht bleibend eine capitis diminutio erleiden. Also darüber kann unterhandelt werden: süddeutsche Bevölkerung zu Vollpreußen zu machen, darüber nicht: in den Norddeutschen Bund einzutreten. Wieder darüber: Waldecks Annerxion nachzuahmen — dazu kann aber die Initiative nicht von dem Minister ausgehen — das ist im wesentlichen Sache der Dynastie.

Ist damit die Möglichkeit so ziemlich genommen, eine solche Vermittlungsstellung gegenüber widersprechenden Pflichten einzunehmen, so bleiben nur 2 Wege: der süddeutsche Minister muß mit Bewußtsein an der Zerbröckelung des Staates arbeiten, den zu erhalten er berufen ist, damit er seiner Bestimmung, im Einheitsstaate aufzugehn, entgegenreife — oder er muß sich auf das verschrieene Hohenlohe-Programm³⁾ zurückziehen, gegen das sich von der nationalen Partei „κατ' ἐξουσίαν“, d. h. der Partei, welche diesen Titel für sich in Anspruch nimmt, ein so wilder Aufschrei erhoben hat. Ich halte vor wie nach dieses Programm für das einzig mögliche „Ministerprogramm“ eines süddeutschen Ministers, wie die Dinge liegen. Fürsten und Völker mögen andere haben. Erstere honette, wie sie Karl Friedrich gehabt hätte, der zuerst an sein Volk, dann an sich dachte — dann unhonette, die sich den Teufel scheren, was aus dem Volke wird, wenn eine gesicherte finanzielle Stellung oder Militärbesatzung in der preußischen Armee oder Gott weiß was abfällt. Die Völker aber können auch noch Programme haben, z. B.: akkordieren wir nicht besser mit Preußen ohne unsere Regierung — oder was wird, wenn wir unsere Regierung einmal zuerst an die Luft setzen und dann annektiert werden und dergl.?

Wie die Dinge liegen, bietet sich nur der Hohenloheische Weg, von der Grundlage des Zollparlaments, unter Beanspruchung gleichen Maß und Gewichts an Recht und Verpflichtung, der Bergemeinsamung bestimmter Interessen näherzutreten. Das gilt in Baden zur Zeit für unpatrio-



Franz von Roggenbach
Lithographie von Küstner nach Zeichnung von Zimmermann

tisch und partikularisch im Gegensatz zu dem eifrigen Wunsch, in dem Norddeutschen Bunde es Sachsen und Weimar gleichzutun. Alles andere erscheint mir entweder unmöglich oder wirklich unpatriotisch. Nichts kann unter diesen Umständen glücklicher sein als daß ich so durch und durch für badische Verhältnisse unmöglich bin, und das Mandat zum Zollparlament ist unter diesen Umständen nur darum für mich annehmbar, weil es mich mit dem Staate und dem offiziellen Baden in gar keine Berührung bringt, sondern nur mit dem Volke, das ja ganz gut und verständig ist und gar nicht verdient, daß man es an politischer Berechtigung hinter den armen Schlucker stellt, der mir hier eben meine Lampe ins Zimmer bringt und als Aufwärter monatlich ein paar Thaler von mir bekommt. Doch nun genug davon. Um so mehr als Sie gewiß mit mir einverstanden sind, wie der Instinkt des ganzen deutschen Volkes mit mir darin gleichfühlt.

Daß ich Sie hier verfehlen sollte, wenn Sie hierherkommen zu Ihrer Vorlesung in Köln, bedaure ich schmerzlich — und doch fürchte ich fast, dann in Freiburg zu sein, wo ich in Bälde wieder einmal hinwill. Wäre dem anders, so müssen Sie hier bei mir wohnen und mit meiner Junggesellenwirtschaft vorlieb nehmen — und wenn ich irgend kann, so richte ich es so ein, um hier sein zu können. Denn

nur sehr ungern lasse ich mir den Genuß entgehen, auch Ihre Vorlesung zu hören. Sie wissen, das Kölner Publikum ist sehr verwöhnt und nach Sybels Ansicht auch sehr urteilsfähig. Ich weiß, daß Sie für solche verwöhnte Gaumen nur ganz besondere Speisen bringen, und Sie wissen nicht minder, daß der Magen krittlich und kritisch ist, der schon viel genossen.

Nun leben Sie wohl. Verzeihen Sie Länge und Lebhaftigkeit dieses Briefes.

Empfehlen Sie mich den Ihrigen, wenn Sie in Heidelberg sind, und grüßen Sie die Freunde, wenn Sie in Karlsruhe wären, vor allem Jolly, den edelsten und treuesten, und Baumgarten⁴), den besten und liebenswürdigsten der Menschen.

Mit bekannter Verehrung

Ihr treu ergebener Roggenbach

2. Roggenbach an Gustav Freytag.

Freiburg, 31. Dezember 1869.

Mein lieber Freund!

Welch unvergleichliche Weihnachtsgabe Sie mit Ihrem einzigen und fast über Möglichkeit und Hoffen gelungenen Buche (über Mathys) dem ganzen deutschen Volke, Ihren Freunden, vor allem aber der treuen Lebensgefährtin Mathys und mir selbst bereitet, sagt Ihnen wohl Ihr eigenstes Selbstbewußtsein am besten.

Vor daß Ihre liebe Gabe, begleitet von treuem Worte, bei mir ankam, hatte ich das Buch fast schon zu Ende gelesen und mich wirklich mehr als ich sagen kann von Anfang bis zu Ende gefreut. Das machte mir Ihre Gabe darum nicht minder wert. Vielmehr wanderte mein eigen Exemplar zur selben Stunde an einen treuen alten Freund Mathys, den Dr. Kaiser⁵) in Lörrach, der fern vom Büchermarkt sehnsüchtig auf es gewartet und mehr als alle anderen Fähigkeit und Sinn hat, dasselbe zu genießen mit dem scharfen Sinn des hochgebildeten Kritikers und des warmen Freundes Mathys aus frühester Flüchtlingszeit bis zur Todesstunde. In beiden Eigenschaften brachte ihm meine Sendung nur Freude. Denn er wird wie ich sich stets verwundert sagen müssen, daß fast für jede Phase des wechselvollen Lebens ein vollendetes Bild geschaffen ist, dessen Zusammenstimmung zu einheitlicher wirkungsvoller Charakterzeichnung nur Ihnen gelingen konnte.

Es ist außerordentlich glücklich, daß Sie den Schwerpunkt in die früheren Jahre verlegt haben und neuerer Phasen nur kurz gedenken. Bleibt doch auch von ihnen noch genug gesagt und bin ich sehr begierig, was von Bismarck gegen die Darstellung erwiedert werden wird, die sein Schweigen auf Badens Drängen, in den Norddeutschen Bund aufgenommen zu werden, enthält.

Von Baden aus werden Sie von keiner Seite eine Rekrimation erfahren und auch ich will wegen aller überschätzenden Erwähnung Ihnen gern Absolution geben.

So seien Sie denn überzeugt, daß alle die mühevollen Arbeit und hingeebene Zeit, die Qual der Wehen nicht umsonst gelitten sind, sondern unsere Literatur um eine der

charakterbildenden Biographien bereichert ist, die die Engländer in wenigen, wir nahezu in keinem Meisterwerk besitzen. Ich hoffe, daß dieses Buch wie eine Erholung für das reife Alter ein Erziehungsmittel für unsere Jugend werden möge, auf daß sie an dem Werden und Sein des tapferen Mannes lerne, selbst tapfer und ungebeugten Sinnes zu werden. Mit freiem Sinn aber wenden Sie sich nun der neuen Schöpfung zu, in der Sie nach dem Freunde nun sich selbst und die Bilder des eigenen inneren Lebens von neuem Ihrem Volke schenken.

Seit dem guten unvergessenen Tage in Siebleben⁶⁾ brachte ich den Rest des Sommers bei mir auf dem Lande zu. Später im Herbst ging ich zur Verlobung und Vermählung der Tochter⁷⁾ meiner Neuwieder Freunde an den Rhein und bin nun zum Winter hier eingeklostert, leite soviel geistige Kanäle als ich vermag in die stillen Gewässer dieses einfachen Hauses, freue mich an manchem, was sie regt und was arbeitet am „Webstuhl der Zeit“. Es gehört die volle freie Zeit, über die ich verfüge, dazu, um auf so vielen Gebieten zugleich nur die wichtigsten Fragen mit zu durchleben. Dahin gehören die Entwicklungsstadien des Norddeutschen Bundes, alle die staatsrechtlichen und politischen Kontroversen, die auf dem mit Verwesungsstoffen überfättigten Boden Bismarckscher Staatsbildungen entstehen, von der Kompetenzfrage bis zu Camphausenscher Finanzpolitik, die verschiedenen Organisationsfragen im Innern.⁸⁾ Da gibt es mitunter dann auch herzliche Freude wie an den Gneistschen Schulschriften.

Auf die große Frage, wie soll nun weiter gefahren werden, wenn Bismarck nach vierwöchentlicher Arbeit zum drittenmal und dann wohl definitiv ausspannt, gibt es freilich nirgendwo Antwort. Das steht bei den Göttern. Zeit wäre es freilich, daß auch schon vorher jemand dem alten Könige begreiflich macht, daß ein längeres Beibehalten von Mühlern⁹⁾ und dessen Schächer einen Schatten auf seine Regierungszeit wirft, welcher selbst das Licht des militärischen Ruhms erbleichen macht.¹⁰⁾

In den badischen Verhältnissen hat sich durch Jollys Tüchtigkeit manches gebessert, und die Widerwärtigkeit der Offenburger Kabale¹¹⁾ hat wenigstens keine schlimmen praktischen Folgen gehabt. Soviel es noch tunlich war, hat Jolly erreicht, wieder ein starkes Regiment auf diesem unterhöhlten Boden zu gründen.

Inbetreff des Konzils liegt für mich die Frage einfach so, ob der Untaten soviel dafelbst vollbracht werden, daß eine vindikation der Selbständigkeit der deutschen Nation gegen römische Uebergriffe mit Erfolg ins Werk gesetzt werden kann. Um die Indifferenz der Kurie zu überwinden, gehört dazu sehr viel, aber in dem Vaterlande Huttens sollte auch die Milch der frommen Denckungsart sich endlich in Galle verkehren und ein Quousque tandem den vatikanischen Präntensionen entgegenrufen.

Nun seien Ihnen und Ihrer verehrten Frau noch die herzlichsten Wünsche zum neuen Jahr dargebracht. Vor allem aber, daß Sie in demselben manchmal mit freundlichem Erinnern eingedenk seien

Ihres treu ergebenen Roggenbach.



Julius Jolly, nach einer Photographie

II.

Julius Jolly an Heinrich v. Treitschke.

1.

Karlsruhe, 13. Februar 1870.

Verehrtester Herr Professor!

Auf das Datum des Briefes¹²⁾ blickend, mit welchem Sie die freundliche Zusendung Ihrer neuesten Arbeiten begleiteten, schäme ich mich, Ihnen erst so verspätet meinen besten Dank darzubringen; er ist darum nicht minder aufrecht. Ihren Aufsatz über das konstitutionelle Königtum habe ich mit innigster Freude genossen. Daß er dem Vulgärliberalismus sehr unbequem sein wird, ist mir außer Zweifel, mehr noch als wegen Ihrer gewiß sehr richtigen und trefflichen Aeußerungen über den Krieg wegen Ihrer Aufforderung zur Selbstbeschränkung und der Zurückweisung der Schablone des Parlamentarismus. Wenn aber auch nur einige politisch denkende Köpfe angeregt werden, ihre auf Treu und Glauben angenommenen überlieferten Glaubenssätze über den „rechten Staat“ einer erneuerten Revision zu unterwerfen, so ist der Gewinn groß genug. Wir haben doch sehr viele Menschen, die ehrlich genug sind, einer wirklich gewonnenen Einsicht zu folgen, und daß es mit der bloßen Schablone nicht geht, das zeigen Sie in allen Ihren Abhandlungen so überzeugend, daß das besangene Vorurteil doch da oder dort davor schwinden wird. Bis aber das Wort: „mehr Einheit und weniger Freiheit“ zur dominierenden Macht in unserem politischen Leben wird, mag immerhin, sofern nicht äußere Ereignisse dazwischen treten, noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen.

Mit freundschaftlicher Hochachtung
ergebenst

Jolly.

2.

Karlsruhe, 23. Februar 1872.

Nicht ohne Beschämung habe ich Ihren Brief erhalten, dem zuvorzukommen meine Pflicht gewesen wäre. Es kommt mir nicht zu und würde Ihnen nicht entsprechen, Ihnen das Lob Ihrer mehr als seltenen Selbstlosigkeit zu verkündigen; das aber gestatten Sie mir, Ihnen meine innige Freude darüber auszusprechen, daß die Jünger deutscher Wissenschaft immer noch den Kultus ihrer Götinnen höher achten als allen äußeren Glanz und als — worin, wenn ich nicht sehr irre, für Sie die größere Versuchung lag — eine verführerische publizistische Tätigkeit. Ich glaube, Sie leisten als Lehrer und Forscher unserem Vaterlande den größeren Dienst und daß Sie fortfahren wollen, in unserm Heidelberg, an dem ich trotz der Dekonomiekommission mit ungeschwächter Liebe hänge, zu wirken, ist mir eine doppelte Freude. Könnte ich dieselbe nur so betätigen, wie ich so gerne möchte; leider aber ist vor allem in Budgetsachen dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Gegenüber dem, was Sie mit äußerster Uneigennützigkeit ausgeschlagen haben, ist es mir fast beschämend, Ihnen nur eine Aufbesserung von 500 fl. anbieten zu können und ich kann nur die Bitte beifügen, mir zu glauben, daß dieses knappe Maß, weit entfernt, meiner inneren Schätzung zu entsprechen, mir nur durch äußeren Zwang aufgenötigt ist. Hinsichtlich der Ausführung möchte ich mit Rücksicht darauf, daß einerseits nach Bewilligung des Budgets allgemeine Besoldungsaufbesserungen eintreten werden, andererseits im Augenblick mit Zeller, der einen Ruf nach Berlin erhalten hat, Verhandlungen schweben, vorbehalten, je nach Umständen sogleich oder in Verbindung mit jener allgemeinen Maßregel vorzugehen.

3.

Karlsruhe, 23. Februar 1873.

So manche ängstliche Stunde mein Sorgenkind Heidelberg mir schon bereitet hat, einen größeren Schrecken als den der eben eingetroffene Brief meines Schwagers über den an Sie ergangenen Ruf nach Berlin mir bereitete, habe ich selten empfunden. Ist doch die uns drohende Gefahr in doppeltem Sinne eine eminente: ich weiß unter allen den Männern, die in Heidelberg vereinigt zu wissen mein Stolz ist, kaum einen, den ich schmerzlicher dort vermissen würde als Sie, und ich muß mir gestehen, trotz alles inneren Widerstrebens, daß gerade für Sie der Reiz, in Berlin wirken zu können, ein außerordentlich starker sein wird und muß. Wie fange ich es an, um Sie zu halten? Daß ich in äußerer Beziehung alle Ihre Wünsche so vollständig als möglich zu erfüllen bestrebt sein werde, versteht sich von selbst. Ich hoffe, Sie betrachten das zum Voraus als gewiß und lassen uns in dieser Beziehung nicht hinter Berlin zurückstehen. Entscheidender wird voraussichtlich für Sie die Frage sein, wo sich Ihnen extensiv und intensiv die größere und bedeutendere Wirksamkeit eröffnet. Da scheint nun freilich Berlin als Zentralpunkt unseres politischen Lebens einen bedeutenden Vorsprung zu haben und ich erkenne wahrlich nicht weder die Anziehung, welche darin für Sie gelegen

sein muß, noch den Wert und die Bedeutung, welche es für uns alle hat, einen Mann Ihrer Art in steter Nähe des entscheidenden Mittelpunktes zu wissen. Auf der anderen Seite darf ich aber Ihre wohl feststehende Meinung anrufen, den Schwerpunkt Ihres Wirkens fortgesetzt in die akademische Tätigkeit zu verlegen, und für diesen finden Sie, ohne bei Ihrer beweglichen Kraft und Ihren zahlreichen Verbindungen auf eine in zweiter Linie stehende politische Tätigkeit ganz verzichten zu müssen, nach meiner ehrlichen Ueberzeugung in Heidelberg den günstigeren Boden. Berlin ist zu groß und zu weltstädtisch geworden, um noch der richtige Ort für eine deutsche Universität sein zu können, die übermäßige Teuerung und die für den kürzlich der Schule entlassenen jungen Mann betäubende Zerstreuung werden den Zufluß jüngerer Studenten mehr und mehr vermindern; ich denke, verständige Eltern werden jetzt ihre Söhne nur etwa zum Schluß des Studiums nach Berlin senden, um Einzelnes kennen zu lernen, was in Wissenschaft oder Leben nur die große Stadt zu bieten vermag. So denke ich mir in Zukunft das Gros der Berliner Studentenschaft wesentlich zusammengesetzt aus Berlinern und älteren bereits zu Spezialisten gewordenen Studenten und ich glaube, Sie können in Heidelberg zu einem Auditorium sprechen, das empfänglicher für Ihre Lehren ist und in welchem mit seinen aus allen deutschen Stämmen gemischten Elementen die von Ihnen ausgestreuten Keime fruchtbarer für unsere nationale Entwicklung sich erweisen werden. Unter allem Wirken Häußers¹³⁾ habe ich von jeher kein anderes höher oder auch nur annähernd gleich hoch gestellt als seine begeisterte Verkündigung der deutschen nationalen Idee, und ich bin überzeugt, daß, soweit die Früchte des großen Jahres 1870 auf die vorbereitende Wirksamkeit Einzelner zurückgeführt werden können, Häußers zu den verdientesten gehört, der in seinen überall in Deutschland zerstreuten, am dichtesten natürlich in Süddeutschland versammelten Schülern die wärmsten Vertreter jener Idee erzogen hatte. Sie sind sein Nachfolger geworden, der auf der glücklich erreichten höheren Stufe unserer Entwicklung als Apostel die Ideen verkündigt, denen wir zu folgen haben, die unser Volk durchdringen müssen, wenn wir unser Ziel erreichen sollen. Ich glaube, die Heidelberger Lehrkanzel bietet Ihnen für Ihr Amt im deutschen Volk eine Stätte, die selbst neben Berlin in Betracht gezogen werden darf.

Auch Ihren Schwager Nock¹⁴⁾ habe ich gebeten, seine Beredsamkeit zu verwenden, um Ihnen neben dem verlockenden Reize Berlins auch die Lichtseiten Heidelbergs vorzuführen. Mit Spannung sehe ich Ihrer Entschließung entgegen.

4.

Karlsruhe, 17. Februar 1880.

Verehrter Freund!

Sie haben mir durch Zusendung Ihrer gesammelten politischen Aufsätze¹⁵⁾ eine sehr große Freude gemacht, wofür ich Ihnen meinen besten Dank ausspreche. Das Wiederzusammentreffen mit den guten alten Bekannten hat mir neben der belehrenden Rückschau eine wahre Erquickung gewährt durch die Frische und die fröhliche Kraft, mit

welcher Sie jede auftauchende Frage behandeln. Es ist wunderbar, wie nach einem Jahrzehnt der unvergleichlichsten Erfolge, die sich noch immer nicht erschöpft haben, unzählige Menschen unter uns einem trübseligen Pessimismus sich ergeben. Ich teile vollständig Ihr Vertrauen, daß Bismarck, so räthhaft verschlungen auch bisweilen die Pfade sein mögen, die er wandelt, niemals gedankenlose Reaktion treiben wird, und die Freude am Reich läßt mich unsere allerdings nicht viel versprechenden heimischen Verhältnisse mit großer Gemütsruhe ertragen. Wohin wir noch kommen werden, ist freilich schwer zu sagen, da, soweit ich sehe, eigentlich niemand weiß, was er will. Hoffentlich wird der Versöhnungsfanatismus nicht so weit gehen, uns eine katholische Erbprinzessin nebst katholischem Hofkaplan zu bescheren, der es sich zur Aufgabe machte, für eine ausgiebige Berücksichtigung der „religiösen Gefühle“ der großen Mehrheit der Bevölkerung und ihrer pfäffischen Lenker Sorge zu tragen.

5.

Karlsruhe, Oktober 1880.

Verehrter Herr und Freund!

Sie werden überrascht sein, wenn ich in Schriftsteller-
nöten mich an Sie wende. Ich habe im Lauf des Sommers eine längere Abhandlung¹⁶⁾ über den Reichstag und unsere Parteien geschrieben, welche ich gerne publizieren möchte. Die Arbeit versucht gegenüber der angeblichen Bedeutungslosigkeit des Reichstags im einzelnen nachzuweisen, daß derselbe eine sehr bedeutende Wirksamkeit geübt hat, daß aber von dem sog. parlamentarischen Regierungssystem, von allem andern abgesehen, schon wegen der Art und Beschaffenheit unserer Parteien bei uns keine Rede sein kann, daß wir also die Konsequenz jenes Systems, die Abhängigkeit des Ministeriums von der Parlamentsmajorität, fallen lassen und darauf verzichten müssen, das an sich Unmögliche durch das parlamentarische Zwangsmittel der Steuer-
verweigerung erreichen zu wollen. Die Abhandlung ist leider sehr lang geworden, sie wird mindestens 8 Druckbogen füllen und ist theils aus diesem Grund, da ich sie doch nicht in mehr als 2 Abteilungen trennen möchte, theils wegen ihres Absehens von den einzelnen Streitfragen der Gegenwart und der zu meinen berechtigten Eigentümlichkeiten gehörigen trockenen Darstellungsweise für die Aufnahme in eine Zeitschrift nicht besonders geeignet. Andererseits ist die Veröffentlichung als besondere Broschüre so undankbar, daß ich dazu nur im Notfall greifen möchte. Ich erlaube mir deshalb die Anfrage, ob Sie ungeachtet der entgegenstehenden Bedenken glauben, die Arbeit in die Preuß. Jahrbücher aufnehmen zu können¹⁷⁾, oder ob Sie, wenn dies nicht angeht, mir einen Verleger angeben können, welcher zum Druck geneigt wäre, und dessen Firma wenigstens einige Beachtung der von ihm verlegten Schriften erwarten läßt.

Die Sezession¹⁸⁾, das wunderbarste Mittel zur Stärkung der liberalen Partei, scheint ziemlich resultatlos zu bleiben; hier zu Lande ist einstweilen nicht die geringste Lust zum Anschluß an dieselbe vorhanden. Wenn nur Bismarck

nicht in einen allzu starken gegenreformatorischen Eifer in-
betreff der Gewerbegesetzgebung verfällt!

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener Jolly.

6.

Karlsruhe, 1. November 1880.

Nachdem ich vor ein paar Tagen den letzten Korrektur-
bogen abgesendet habe, wird mein opus wohl im Lauf der Woche zur Ausgabe gelangen und Ihnen ein Exemplar desselben durch Herrn Reimer in meinem Namen zu-
gestellt werden. Ich bitte um freundliche Aufnahme, die Sie um so eher gewähren werden, als Sie schon als freundlicher Geburtshelfer der Publikation assistierten. In dem hiesigen stillen Erdenwinkel, in welchem man sich besonders gern mit mißglückten Stöberschen¹⁹⁾ Prehordonanzen und ähnlichen Torheiten beschäftigt, ist es schwer, sich ein Bild zu machen, wie es im Großen mit unsern politischen An-
gelegenheiten weitergehen wird. Fast scheint es ja als wollten Sezessionisten und Nationalliberale unter Bennisgen wieder einander sich nähern; ich fürchte, es werden damit nur die alten Schäden wiederkehren. Warum zieht Bennisgen nicht die vor einem Jahr herausgedrängten, politisch viel zuverlässigeren Elemente der Partei wieder an sich? Ist in der Masse der Partei die Freihandelsdoktrin so mächtig, daß sie die süddeutschen Schutzzöllner nicht vertragen kann, oder walten persönliche Antipathien? Ueber die Steuer-
fragen müßte doch wohl eine Einigung zu erzielen sein. Ich beklage am meisten die Wehrsteuer, die nichts anderes als eine auf einen bestimmten Personenkreis beschränkte all-
gemeine Einkommensteuer ist und unter dem deutschen Steuermischmasch und in Ermangelung selbständiger, dem Reich angehöriger Vollzugsorgane sehr wunderliche Re-
sultate liefern könnte, und von welcher ich vor allem auf die Dauer eine Schädigung unserer Militärorganisation befürchte.

Mit besten Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener Jolly.

7.

Karlsruhe, 16. November 1882.

Auf die Gefahr hin, daß dieser Brief Sie vielleicht noch längere Zeit in Berlin erwarten muß, kann ich doch nicht umhin, Ihnen sofort meinen lebhaftesten Dank für die freundliche Zusendung Ihrer „Deutschen Geschichte“²⁰⁾ auszusprechen. Sie werden an mir einen der eifrigsten und frohesten Leser finden, welchem in seiner untätigen Vereinsamung das Studium eines solchen Werkes doppelte Freude bereitet.

Sie treffen bei Ihrer Rückkehr aus dem Süden²¹⁾ die Verhältnisse anders als Sie wohl erwartet hatten; wir hier wenigstens waren durch den Ausfall der Wahlen ziemlich überrascht. Die Niederlage des Fortschritts und der Sezession ist unzweifelhaft ein Gewinn; dessen ungeachtet kann ich bei aller Neigung zu optimistischer Betrachtung unserer

Lage der nächsten Weiterentwicklung der Dinge nur mit wenig Vertrauen entgegensehen. Ich fürchte, eine wirkliche Verständigung des Kanzlers mit den sog. Mittelparteien, in specie den Nationalliberalen, wird schwerer sein als man denkt; unter den Konservativen spielt aber das bornierteste Junkertum eine so bedeutende Rolle, daß man auf sie nicht rechnen kann.

Daß ich auf Wehrenpfennigs²²⁾ auch in Ihrem Namen gemachten Vorschlag, gleichsam als steter Begleiter unseres politischen Lebens in den Jahrbüchern das Wort zu führen, nicht eingehen konnte, werden Sie mir nicht verargen. So verlockend der Antrag war, man kann nicht über das Lebendige schreiben und bestimmende Gesichtspunkte angeben, wenn man an dem Leben nicht selbst Anteil nehmen kann. Dem außenstehenden Zuschauer bleibt nichts anderes übrig als gelegentliche retrospektive Betrachtungen.

8.

Karlsruhe, 20. Januar 1890.

Mein Dank für Ihre köstliche Gabe²³⁾ kommt spät; ich wollte ihn aber nicht früher Ihnen darbringen als ich dieselbe wirklich mein eigen nennen durfte; jetzt tue ich es aus

vollem Herzen. Sie entrollen ein wenn nicht immer erfreuliches, doch immer fesselndes Bild, wie in unserm Volke allmählich und mühsam politisches Denken und Handeln in den wunderlichsten Zickzacklinien sich entwickelten. So sehr diese Entwicklung durch fremde Vorbilder beeinflusst war, so ist sie doch in ihrem innersten Kern selbständig und so viel Unreife und Unklarheit der sichtigende Forscher zu rügen hat, er erfreut doch auch sich und seine Schüler an dem kleinen, aber triebkräftigen Keim, welcher die Hoffnung auf spätere, uns Gott Lob! zuteilgewordene Frucht bei aller Verwirrung und Verirrung aufrecht erhält. Unreif, völlig unreif für die unendlich schwierigen, ihnen obliegenden Aufgaben waren die Deutschen unsres vierten Jahrzehnts; böse aber war das Geschlecht im ganzen nicht. Wäre dementsprechend nicht in manchen Partien Ihres Werkes freundliche Ironie wirksamer gewesen als harter Tadel und scharfe Satire? Für meine süddeutschen Landsleute gewiß. Entschuldigen Sie meine Bemerkung, die sich nicht vermißt, Kritik sein zu wollen; sie entspringt nur dem Wunsche, das, was man selbst bewundert, von allen als untadelhaft anerkannt zu sehen.

In aufrichtiger Verehrung
Ihr ergebenster Jolly.

Anmerkungen:

¹⁾ Vergleiche über ihn neuerdings das knappgefaßte Lebensbild von W. Andreas „Kämpfe um Volk und Reich. Aufsätze und Reden zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“. Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlagsanstalt 1934, Seite 125—150.

²⁾ In dieser Ausführung wie in den folgenden Andeutungen über Jollys persönliche Art folge ich den mich zu größtem Dank verpflichteten Mitteilungen seiner Tochter, Frau Geheimrat Elisabeth Heil in Göppingen, und möchte damit das, was ich im Vorwort zum Briefwechsel Roggenbach-Jolly über diesen bemerkt habe, ergänzen.

³⁾ Das von Hohenlohe am 8. Oktober 1867 in der bayer. Kammer den Abgeordneten entwickelte Programm eines Staatenbundes zwischen den süddeutschen Staaten und dem Norddeutschen Bund unter preußischem Präsidium. Vgl. den Wortlaut der Rede in Hohenlohes Denkwürdigkeiten Bd. I, S. 268—73.

⁴⁾ Hermann Baumgarten (1825—93), Professor der Geschichte an der Karlsruher Hochschule und Schwager Jollys.

⁵⁾ Dr. med. Eduard Kaiser in Lörrach, bekannt als Freund Jakob Burckhardts und durch seine Lebenserinnerungen „Aus alter Zeit“.

⁶⁾ Frentags Landhaus in Siebleben bei Gotha.

⁷⁾ Prinzessin Elisabeth von Wied, die unter dem Namen „Carmen Sylva“ bekannte Gemahlin König Karls I. von Rumänien.

⁸⁾ Vgl. Roggenbachs Briefwechsel mit Jolly in Zeitschr. für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 48, S. 235—37, und die Briefsammlung „Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks“, Bd. I, S. 435—36.

⁹⁾ Lesung nicht ganz sicher; es wird sich um Ausführungen des großen Verwaltungsjuristen Rudolf Gneist handeln.

¹⁰⁾ Der von den Liberalen scharf angegriffene preußische Kultusminister.

¹¹⁾ Mit fast den gleichen Worten wandte sich Roggenbach gegen Mühlner in einer noch ungedruckten Denkschrift für die Königin Augusta.

¹²⁾ Ueber den Angriff der Offenburger auf Jolly vgl. seinen Briefwechsel mit Roggenbach a. a. O. Seite 222—230.

¹³⁾ Das Vatikanische Konzil, das am 8. Dezember 1869 zusammengetreten war.

¹⁴⁾ Treitschkes Brief an Jolly vom 26. 1. 1870, bei Andreas, a. a. O. Seite 19.

¹⁵⁾ Treitschkes berühmter Aufsatz „Das konstitutionelle Königtum in Deutschland“ im 2. Band der „Historischen und politischen Aufsätze“, Leipzig 1870.

¹⁶⁾ Eduard Zeller (1814—1908), bekannt als der Verfasser der Geschichte der griechischen Philosophie, war Professor in Heidelberg von 1862—72, dann in Berlin bis 1895.

¹⁷⁾ Des Heidelberger Historikers Ludwig Häuffer, der als Abgeordneter und akademischer Lehrer vor 1866 der wirksamste Vorkämpfer preußisch-deutscher Einigung in Süddeutschland war.

¹⁸⁾ Wilh. Nock, der badische Hochschulreferent und spätere Kultusminister.

¹⁹⁾ „Zehn Jahre deutscher Kämpfe“. 2. Aufl. 1879.

²⁰⁾ „Der Reichstag und die Parteien.“

²¹⁾ Sie erschien sowohl in den Jahrbüchern wie als Sonderheft bei Georg Reimer in Berlin.

²²⁾ Die Sezession des linken Flügels der nationalliberalen Partei unter Führung von Lasker, Forkenbeck und Stauffenberg.

²³⁾ Auch gegen den Minister des Innern Ludwig v. Stöcker erhob sich in der liberalen Presse gewaltiger Lärm über angeblichen „Rückfall in das persönliche Regiment“ wie vorher gegen Jolly. (Hausrath, J. Jolly, Leipzig 1899, Seite 308 bis 309.)

²⁴⁾ Des eben erschienenen 2. Bandes.

²⁵⁾ Treitschke war in Italien gewesen.

²⁶⁾ Wilh. Wehrenpfennig (1829—1900) gab von 1867—63 zusammen mit Treitschke die Preuß. Jahrbücher heraus.

²⁷⁾ Der 4. Band der deutschen Geschichte, der Ende des Jahres 1889 erschienen war.

Rurpfalz und Speyer im Streit um das Dorf Brühl im 17. Jahrhundert

von Friß Zimmermann, Dortmund

Im Territorium der alten Rurpfalz nahm der Ort Brühl neben Neckarhausen insofern eine Sonderstellung ein, als er lange Zeit von der Rurpfalz und von dem Domstift Speyer gemeinsam verwaltet wurde, ehe er im Jahre 1709 durch Vertrag ganz an die Pfalz kam. Dieses Condominat ist in unserer Gegend selten und bringt in die Ortsgeschichte von Brühl einen Zug politischer Spannung und Lebendigkeit, die die Geschichte der rein pfälzischen oder vogteilichen Dörfer meist vermissen läßt.

Brühl war in der Frühzeit seiner Geschichte durch mehrere Hände gegangen. Die Besitzverhältnisse schwankten noch, die Landeshoheit der Territorien war erst im Ausbau begriffen. Es gehörte zunächst dem Kloster Maulbronn; seit 1329 sind dreiviertel des Dorfes im Besitz des Bischofs von Speyer, das restliche Viertel sichert sich 1423 die Pfalz und faßt so in unmittelbarer Nachbarschaft des Bischofs Fuß. Damit sind die Besitzverhältnisse äußerlich gefestigt¹⁾, aber allmählich verschiebt sich im Dorf der Schwerpunkt immer mehr auf die Seite des mächtigeren, zukunftsvolleren weltlichen Territoriums.

Ende des 17. Jahrhunderts war die Verteilung der Gerechtsame so, daß beide Herrschaften gemeinsam sich huldigen ließen, Schultheiß und Gericht einsetzten und die Gefälle (Frevel und Bußen des Niedergerechts, Schagung und Umgeld) nach dem Verhältnis 1:3 teilten. Das Geleite durch Brühl, die Leibeigenschaft des ganzen Dorfes und die hohe Gerichtsbarkeit hatte sich die Pfalz schon früh vollkommen in die Hand gespielt: Brühl gehörte für alle Malefizsachen zur Bent Kirchheim, in der es genau dieselbe Behandlung erfuhr wie die anderen, rein pfälzischen Dörfer. Auf dem Wege über die Zenthoheit wird Brühl im Lauf der Zeit immer mehr auch der Landeshoheit unterstellt, ein Vorgang, der in fast allen pfälzischen Zenten seine Entsprechung hat, den hier genau zu verfolgen aber die dörflichen Quellen nicht zulassen. Sie fließen erst für die letzten hundert Jahre vor dem völligen Uebergang der Gemeinde an die Pfalz reicher. In dieser Zeit sind sie dafür umso bunter und geladener von Spannung und Kampf. Die Gefehtstätigkeit erhöht sich gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts auf beiden Seiten. Man ringt um jeden Untertanen, jeden Rechtsfall, jeden Heller der Gefälle. Gewöhnlich ist die Pfalz im Angriff und versteht es durch festes Zupacken und handgreifliche Mittel Stück für Stück auch die Niedergerichtsbarkeit an sich zu bringen. Seine besondere Note erhält dieser Kampf noch dadurch, daß auch religiöse Streitigkeiten verschärfend hineinspielen. Die Ortsakten enthalten eine

Fülle von Berichten, Beschwerden, Untersuchungen von kurfürstlicher und bischöflicher Seite, sie enthalten vor allen Dingen eine ungewöhnliche Zahl von Weistümern, von Rundschaften und Zeugenverhören, und diese spiegeln am unmittelbarsten und frischesten das Gegeneinander der Kräfte. In ihnen nehmen die Untertanen selbst, die Einwohner von Brühl, das Wort zum Streit der Herrschaften, indem sie über strittige Fälle aus ihrer eigenen Erfahrung und gemäß dem alten Herkommen aussagen, manchmal aus eigenem Antrieb, meistens aber auf Ersuchen einer der Herrschaften, die solche Weisung, wenn sie für sie günstig lautet, als schwerwiegendes Beweisstück, als gewichtiges politisches Werkzeug gegen den Nebenbuhler benutzt, z. B. wird das unten wiedergegebene Weistum von 1652 noch 1683 von einem speyerischen Amtmann ausgezogen und als Beweis für pfälzische Uebergriffe verwendet.

Natürlich sind solche von der Herrschaft veranlaßte Zeugenausagen oft einseitig, der Karpfenwirt Sebastian Moßer sagt z. B. 1707 zugunsten der Pfalz aus, obwohl er zwei Jahre vorher eine heftige Beschwerde wegen pfälzischer Gewalttätigkeiten geführt hat, aber sie verleihen doch in reizvoller Weise der Haltung des Volkes zu den politischen und religiösen Verschiebungen Sprache, sie sind für diese Haltung ja die fast einzige Quelle. Sie spiegeln darüber hinaus aus unmittelbarster Nähe die Zeitereignisse, immer mit den Augen des Volkes geschaut, wie etwa in dem rührenden Bericht des einzigen Einwohners über die trostlosen Zustände nach den französischen Raubkriegen 1698, den Seyfried in seiner „Heimatgeschichte des Amtsbezirks Schwefingen“ (1926) zitiert.

Eines der lebendigsten und spannungsgeladesten Weistümer von Brühl handelt nun von den religiösen Auseinandersetzungen des 17. Jahrhunderts, den Vorstößen und Rückschlägen der Reformation. Diese verläuft auch hier in den brutalen Formen der Zeit und führt zu Vorfällen, wie sie etwa in Burcard Gotthelf Struves „Pfälzischen Kirchenhistorie“ (1721) zu Duzenden enthalten sind, besonders drastisch und in manchem ähnlich wie in Brühl z. B. in Hemsbach 1571 (Seite 259) und in Mundenheim (Rheinpfalz) (Seite 1475). Der letzte Vorfall zeigt die Praxis der Gegenseite nicht minder drastisch: Speyer hat „dem evangelisch-lutherischen Pfarrer seine gehabte Kirchengefälle entzogen und denen Catholischen zugewendet, auch daneben alle Gewissensfreiheit aufgehoben. Als nun der Pfarrer bei der churpfälzischen Regierung sich darüber beschwert, hätten beide katholische Pfarrer von Mundenheim und Maudach ihm auf dem Felde

aufgelauert, selbigen, da er von Mannheim gekommen, auf der Landstraße angegriffen, ihm etliche Stockschläge gegeben . . . , auch allerhand schändliche, ja blasphemie expressionen wider das lutherische Abendmahl ausgestoßen.“ Beschwerde beim Speyrer Bischof fruchtete nichts.

Was den Brühler Vorfällen ihren besonderen Ton gibt ist eben, daß wir sie mit den Augen des Volkes sehen können, das mit seiner Meinung darüber nicht hinter dem Berge hält, und das ist nicht häufig in der Zeit des „cuius regio, eius religio“. Das vorliegende Weistum führt in die gewitterschwüle Zeit vor Ausbruch des 30 jährigen Krieges und ist wie gesagt unter seinesgleichen von besonderer Frische, ragt auch deshalb hervor, weil nur wenige Weistümer im Gebiete der Pfalz zu den religiösen Auseinandersetzungen Stellung nehmen. Es stammt aus den Brühler Ortsakten im Badischen Generalandesarchiv, Faszikel 94 und ist datiert den 22. Dezember 1652.

„Demnach wir zu ends underschriebene allen bericht von dem ältesten gewesenen unser mitbürger, aber anjeko burger zu Seckenheim, namens Hansß Weber, wegen unsers dorfs Bruhel und Kirchen gerechtigkeit eingenommen, welcher dann aussagt und bekent, wie onderscheidlich hernach volget, beschriben den 22. Dezember 1652.

Item und fürs erste sagt obgemelter Hansß Weber, daß unser dorf als ein löhen einem junkern, damalen wohnhaft zu Hendtschuhsheim zugehörig gewesen, welcher solcher allein behörscht, aber selber junker nach der hand erstochen worden²⁾, nach solchem fall aber daz löhen Brühel wieder an beede herren, an Fürstentumb Speyer 3 und an Pfalz 1 teil gefallen.

Item anders, so haben beede herrn obgemeltes Brühel ein zeitlang lieblich und wohl miteinander regirt und jeder seinen teil von den renten erhebt, wie noch. Aber wegen der Kirchen ist von Churpfalz damalen nichts gesucht noch geändert worden, dann sihe wohl bewußt gewesen, daß solche pfarr dem bischof zu Speyer gehöret.

Aber wieder daß verhoffen so hat Churpfalz dem damaligen Brühelschen pfarrherrn zuentbeten, er solle der Kirchen zu Brühel müßig stehen und nicht mehr in solhe Kirch gehen. Solchem Gebot aber der pfarrherr nicht gehorcht, sondern einen weg als den andern den gottesdienst daselbsten zu Brühel verriht.

Aber so obgemelter pfarrherr seinen gottesdienst, wie ihme gebührt hat, über der Churpfälzischen verbot verricht wie obgemelt, so ist aber Churpfalz zugefahren und hat durch ihren zentgebiettel von Schwegingen sampt noch 4 gewehrte mann in der Kirchen vor dem altar den pfarrherrn hinweggenommen und gefänglich nachher Schwegingen geführt.

Aber nach wegführung des pfarrherrns hat Churpfalz den leuten daselbsten zu Brühel mit großem ernst auferlegt, in ihre Kirch nacher Schwegingen zu

gehen, womit, so wollen siehe siehe (!) sowohl als den pfarrherren gefänglich annehmen. Gleichwohl haben sich die leut deswegen nicht schrecken lassen, ihre catholische Kirch zu Ketsch und nicht die calvinische Kirch zu Schwegingen besucht.

So aber die Churpfalz gesehen, daß die leut zu Brühel nit gehorsam sich erzeigen, seind sihe zugefahren, mit dem außschuß dahinkommen, die Kirch aufgeschlagen, außgeplündert, daz geringste nit daringelassen, sonder alles nach Schwegingen geführt, förderist des Herrn sacramenthäußlein aufgeschlagen, den Kelch sambt dem cibori genommen, zum spott erst auf der gassen dem schultheißen daselbsten auß dem Kelch einen trunk angeboten.

Schließlich: und über alles hat Churpfalz solche pfarr selbsten mit einem calvinischen pfarrer besetzt. Ob nun solches alles dem churfürsten daselbsten damals bewußt gewesen, weiß es niemand, gleichwohl hat solches der bischof zu Speyer geschehen lassen müssen.

Hiermit endet sich Hansß Webers sein Aussag, und solches alles ist geschehen ungefähr vor etlich 37 jahren. (Also um 1615.)

N. B. In diesem letzten punkt ist zu merken, daz Churpfalz nicht einen calvinischen pfarrer nacher Brühel gesetzt, sonder ein zeitlang entweders der von Schwegingen oder Plandkstatt versehen lassen, biß anno 1622, nachdem General Tyll (!) Heidelberg eingenommen, also die filialpfarr Brühel wieder zu ihrer mutter nach Ketsch kommen und geblieben biß anno 1649 und 50, da dann Churpfalz angefangen, wieder einen calvinischen pfarrer dahinzusenden.“

(Unterschrift):

Martin Weich,
Valentin Weber,
Hansß Better Weber,
Hansß Jörg Faschert,

alle catholische burger zu Brühel.

Soweit die Aussagen Hans Webers über die nachdrücklichen Bemühungen der Pfalz, Brühl der reformierten Religion zu gewinnen. Diese Bemühungen kamen durch den Ausbruch des Krieges, durch das Eintreffen Tillys zum Stillstand, wurden aber nach dem Westfälischen Frieden alsbald wieder aufgenommen und hatten am Ende doch Erfolg. Brühl, ursprünglich rein katholische Filialgemeinde von Ketsch, erhält eine evangelische Gemeinde und ist heute etwa zu gleichen Teilen evangelisch und katholisch. Die späteren Weistümer geben uns Aufschluß über dies religiöse Vordringen, das mit dem politischen Hand in Hand geht. Die Forderung auf den kleinen Zehnten wird gegen den Protest des Bischofs und der Brühler durchgesetzt, das Patronatsrecht über den ganzen Ort gewonnen und später nicht mehr bestritten: „soweit aber die pfarr belanget, hat Churpfalz allein“ (1683). „Auch ist man diesseits (pfälzischerseits) daß ius patronatus sive ecclesiasticum zu exercieren allein berechtiget“ (1698, Juni 25).

Seit 1652 kam der Schwefinger reformierte Pfarrer einmal im Monat zur Ausübung des Gottesdienstes, doch scheint er zeitenweise darin säumig gewesen zu sein, denn 1688 sagt ein Einwohner „er erinnere sich nicht, daß der pfarrherr von Schwefingen nun in vier jahren, außerhalb bey einforderung deß kleinen zehendes, allhier gewesen.“

Auch gelang es nie, die ganze Gemeinde zu reformieren: 1653 klagt ein Gericht, daß es in Brühl noch Papisten gebe, und ein Schultheiß sagt 1698, als man nach dem pfälzischen Erbfolgekrieg feststellte, was übriggeblieben war, beinahe ironisch aus: „Churpfalz hat seither seiner restitution die reformierte religion eingeführt und durch den pfarrherrn zu

Schwefingen verrichten lassen, seind aldar 8 haußstätt, so catholisch, überige alle luterisch, außershalb einem man allein, so calvinisch.“ Ganz Brühl hatte damals nur 16 Einwohner.

Anmerkungen:

¹⁾ Ende des 16. Jahrhunderts besaßen nocheinmal die Junker von Handschuhsheim für kurze Zeit Brühl als Lehen.

²⁾ Am 14. Dezember 1600 wurde der letzte Junker von Handschuhsheim bei einer Hochzeit zu Heidelberg von den letzten des Geschlechts derer von Hirschhorn aus Neid in einen Streit verwickelt und dabei in den Schenkel gestochen. Der erst 16 jährige starb an dieser Wunde am 31. Dezember 1600. (Derwein „Handschuhsheim und seine Geschichte“ [1933] Seite 85/86.)

Mit Goethe über die Deutsche Weinstraße nach Mannheim 1771.

Von Albert Becker, Heidelberg.

Wir wissen nicht, welchen Weg der junge Goethe wählte, als er in der zweiten Hälfte des August 1771 von Straßburg, das Doktordiplom in der Tasche und die Freude darüber im Herzen, nach Frankfurt ins Elternhaus zurückkehrte. Alle Quellen schweigen dazu, wie Goethe von Straßburg aus diesen Weg zurücklegte. Ohne die hinter ihm liegende Strecke zu erfahren, stehen wir mit ihm im Antikensaal zu Mannheim¹⁾. Und in „Dichtung und Wahrheit“ sagt der Dichter nur so viel: „Ich fand mich, dem Laumel des Lebens endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.“ Wie verlief diese „friedliche und erheiternde Reise“? Auf welchem Wege führte sie nach Mannheim? Rechts oder links vom Rhein?

Eine Reihe von getuschten und beschrifteten Schattentriften, die auf Landau, Neustadt a. S., Bad

Dürkheim verführerisch hinweisen und von persönlichen Beziehungen Goethes zu jungen Mädchen dieser Städte angeblich künden, sind nicht ohne Grund in ihrer Echtheit angezweifelt worden²⁾. Und doch liegt die Vermutung nicht zu fern, daß Goethe 1771 von Straßburg aus eben über Landau und Neustadt nach Mannheim reiste. Denn wenn man keinen eigenen Wagen benutzte, so war es wohl der rascheste und bequemste Weg, der von Straßburg nach Mannheim führte.

Wir kennen diesen Weg aus Lebenserinnerungen und Briefen der Zeit. So aus der Beschreibung einer Reise, die den Vater des bekannten Naturforschers Karl Friedrich Philipp von Martius (1794—1868) im Jahre 1785 durch die Pfalz geführt hat. Es war um die Zeit der Frankfurter Ostermesse, als Vater Martius, damals noch junger Apothekergehilfe, vom Main nach Straßburg fuhr. „Von Frankfurt“, so erzählt er uns³⁾, „ging ich nach Mannheim. . . . In Neustadt wurde der Reichspostwagen gegen einen französischen verwechselt, der ganz mit Lilien bemalt war, und nun ging alles auf französischem Fuß. Jede Station mußte sogleich mit drei Livres bezahlt werden. Die Reisegesellschaft war sehr munter und unterhaltend. Es befand sich ein bärtiger Kapuziner darunter, dergleichen man so wie die Franziskaner gar häufig auf den Postwägen zur Gesellschaft bekam, und der weibliche Teil der Reisegesellschaft stellte sich unter seinen Schutz. Wir übernachteten in Hagenau, am andern Tage gelangte ich in das berühmte Straßburg.“ Ähnlich reiste schon einige Jahre früher, 1780, der Dichter Wilhelm Heinse (1749—1803) von Heidelberg über Mannheim und Neustadt nach Straßburg. In Briefen gibt er hiezu aufschlußreiche Erläuterungen, wenn er schreibt⁴⁾:

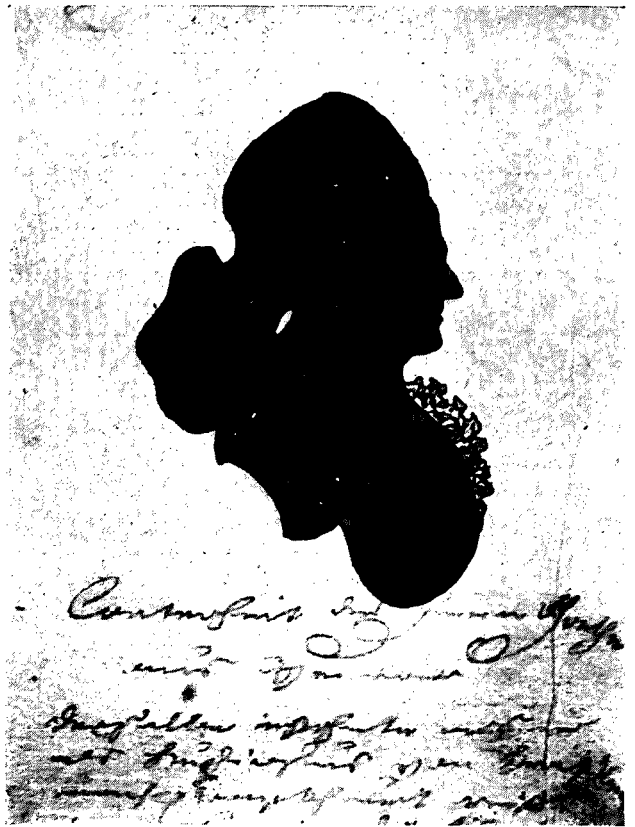


Hof der Zeichnungsakademie in F 6, 1
Die punktierte Linie gibt die Lage des Antikensaales an

„Morgen reise ich wieder von hier (Heidelberg) nach Mannheim; und den Nachmittag von dort nach Straßburg. Karlsruhe muß ich auf der andern Seite vom Rhein liegen lassen, denn ich könnte diesseits mit der Post nicht eher als in acht Tagen fortkommen.“ Und weiter: „Mannheim, den 15. Julius (1780). Diesen Morgen mußte ich von Heidelberg hierher abreisen, um den Mittag mit der französischen Post über Landau nach Straßburg zu kommen, weil ich sonst in Heidelberg acht ganze Tage hätte liegen bleiben müssen. Der Wagen ist schon so besetzt, daß mir bis nach Neustadt nur ein Plätzchen vorn auf dem Bock zugestanden wird; womit ich auch gern vorliebnehme, da ich Vogel nun wieder frei in der Luft mich vor allem Eingeschlossenen scheue.“ Umgekehrt lief natürlich auch der Wagen von Straßburg bis Neustadt und weiter nach Mannheim. So schrieb der Straßburger Historiker Johann Daniel Schoepflin am 27. September 1770 an den bekannten Mannheimer Andreas Lamén⁴⁾, er werde am 2. Oktober in Straßburg abreisen, in Landau übernachten und den nächsten Tag gegen Abend in Mannheim ankommen. Wir haben also offenbar eine Verbindung vor uns, die den Vorzug der Schnelligkeit und wohl auch größerer landschaftlicher Schönheit vor der rechtsrheinischen Verkehrslinie voraushatte. Es schwankte wohl auch Mozart im März 1778, ob er auf diesem Weg gen Westen nach Paris fahren solle, und wählte dann den eigenen Wagen.

Warum sollten nun aber nicht auch den jungen Goethe ähnliche Erwägungen bestimmt haben, eben diesen Rückweg durch die Lande links des Rheins zu wählen? Noch tief bis ins 19. Jahrhundert herein lief ein Eilpostwagen von Straßburg nach Landau, wobei wir von der geschichtlichen Entwicklung dieser Verkehrslinie und ihren Wandlungen im einzelnen hier absehen; ich verweise dafür auf die verkehrsgeschichtlichen Karten von A. Korzendorfer in W. Winklers Pfälzischem Geschichtsatlas (Neustadt a. S. 1935; Karten 27—32). „In Straßburg“, so lesen wir in der Chronik der Familie Petersen⁵⁾, „fuhr des Abends spät ein Postwagen ab, der morgens früh die französischen Blätter brachte; die Post war verpflichtet, dieselben zunächst zur Zensur auf das k. Landkommissariat in Landau zu bringen.“ Das war noch so um das Jahr 1830.

So gewinnt, in Verbindung mit jenen Schattenrissen, die Annahme wieder neue Stütze, die Goethe auf jenem Rückweg die Pfalz berühren läßt. Sollten die jungen Mädchen, die später im Besitz eines Goethe-Schattenrisses waren, etwa Reisegefährtinnen des Dichters gewesen sein? Diese Schattenrisse aus Landau, Neustadt und Bad Dürkheim wissen aber auch von Gaststätten, in denen Goethe an den Orten abgestiegen sein soll: in Landau konnte es in der Tat eine Bäckerei und wohl auch Gastwirtschaft von Becker gewesen sein; in Neustadt das Haus Bäcker Siegel, in Dürkheim das Gasthaus zum Ochsen, der



Goethe-Silhouette aus Bad Dürkheim. Vermutlich Anfang des 19. Jahrhunderts (1810?) getuschelt und beschriftet

Postgasthof der Familie Ruppel. Ich habe meine Bedenken gegen die Echtheit des gleichen Schattenrisses in dreifacher Gestalt an anderer Stelle schon ausgesprochen⁶⁾, möchte aber doch im Blick auf die Briefstellen Wilhelm Heineses und anderer neuerdings an die Möglichkeit glauben, daß Goethe auf diesem Wege nach Frankfurt zurückkehrte. Vielleicht hat Familienüberlieferung an den drei Orten und in den drei Häusern die Erinnerung an den Aufenthalt des jungen Dichters festgehalten und in den später (wann?) für eine Sammlung gefertigten Schattenrissen ihren Niederschlag gefunden. Jedenfalls fällt auf, daß die Namen und weitere Angaben bezüglich der Örtlichkeit und ihrer Persönlichkeiten stimmen und geschichtlich erweisbar sind. Insbesondere ließ sich, wie mir Geheimrat Dr. Friedrich von Bassermann-Jordan in Deidesheim mitteilt, durch seine Nachforschung im Neustädter Stadtarchiv ermitteln, daß es 1771 zu Neustadt einen Bäckermeister Siegel gab, dessen Behausung nach Angabe auf der Neustädter Silhouette des Fräuleins Weckesser Goethes Absteigequartier für einen Tag gewesen sei. Wenn es schon keinen ersichtlichen Grund gab, diese Namen nur vorzutauschen, so ist es auch nicht wahrscheinlich, daß die Dokumente hinterher sollen geschaffen worden sein, um eine fühlbare Lücke in



Goethe-Relief von Joh. Peter Melchior (Frankenthal 1775)

Goethes Schilderung wegzuschaffen. Welch großes Interesse hätte auch ein Fälscher, wie ich ihn gelegentlich annahm⁷⁾, daran haben sollen? Zudem hätte er ja schon recht genaue Einzelkenntnisse haben müssen, die man im allgemeinen nicht voraussetzen kann. Am nächsten liegt mir heute die Vermutung, daß es sich um eine Überlieferung handelt, die in den Familien Becker, Beckesser und Bückler-Ruppel seit jenem Erlebnis weiterlebte und mit dem wachsenden Ruhme des Dichters bei den noch lebenden Trägerinnen der Überlieferung vielleicht rückerkennende Gestalt gewann. Von der jungen Becker in Landau will man wissen, daß sie zur Zeit des angeblichen Goethebesuches in Landau 15 Jahre alt war.

Ich halte es daher entgegen früher geäußelter Vermutung⁸⁾ nicht mehr für ausgeschlossen, daß die „friedliche und erheiternde Reise“ Goethe eben die Bekanntschaft verschiedener junger Pfälzerinnen vermittelte, die er vielleicht schon in Straßburg getroffen hatte oder die auf der Reise seine Gefährtinnen geworden waren. Ihnen aber blieb das Erlebnis dauernde Erinnerung, so wie der junge Doktor den Sesenheimer Abschiedschmerz auf diesem Wege wohl am leichtesten zu überwinden vermochte. Er ließ sich nun ohne Zweifel Zeit zur Reise, machte da und dort vorübergehend halt und — „fand sich so so ziemlich wieder“. Der Aufenthalt Goethes an der Haardt mußte in die dritte und vierte Augustwoche 1771 gefallen sein, in Tage „friedlich-heiterer“ sommerlicher Erntezeit. Den 22. Geburtstag feierte der junge Dichter am 28. des Monats wieder im Frankfurter Elternhaus am Großen Hirschgraben.

Wie eine lebendige Erinnerung an Goethes Haardt-reise mutet es an, wenn Heinrich von Treitschke nach einer „Spritze in die Pfalz“ (August 1854) Freunden schrieb⁹⁾: „... Und dann der Gang am Rande der Haardt entlang, rechts die herrlichen Weingärten, links das waldige, burgenreiche Gebirg — nun, Du kennst ja Goethes Schwärmerei für die Pfälzer Ebene, so kannst Du den Genuß einer Wanderung am Bergabhang ermessen.“ Wußte Treitschke von jener Fahrt Goethes über die heutige „Deutsche Weinstraße“? War die Erinnerung daran noch oder wieder lebendig? Hörte er in der Pfalz davon sprechen? Und noch eine Frage: Hatte Goethe etwa auf seiner Fahrt durch die Haardtberge auch den guten Kallstädter kennengelernt, den er drei Jahre später für seinen Frankfurter Landsmann Johann Friedrich von Fleischbein „aufzutreiben hoffte“¹⁰⁾ Alles Fragen, auf die wir doch vielleicht einmal die bestimmte Antwort bekommen, die wir heute nur wahrscheinlich machen können.

Anmerkungen:

¹⁾ F. Walter, Goethe und Mannheim (diese Zeitschr. 1932, 111, 143).

²⁾ A. Becker, Goethes „Haardt-reise“ im August 1771 (Die Pfalz am Rhein 1933, 446—447), früheres Schrifttum.

³⁾ E. W. Martius, Erinnerungen aus meinem neunzig-jährigen Leben (1847), S. 70.

⁴⁾ W. Körte, Briefe deutscher Gelehrten II (1806), S. 416 ff. Zu Schoepflin: R. Fester, Johann Daniel Schoepflins brieflicher Verkehr mit Gönnern, Freunden und Schülern (1906), S. 291.

⁵⁾ A. Petersen, Chronik der Familie Petersen I (1895), S. 90.

⁶⁾ Vgl. Anm. 2.

⁷⁾ Die Pfalz am Rhein 1934, S. 529.

⁸⁾ Vgl. Anm. 2.

⁹⁾ Max Cornicelius, Heinrich von Treitschkes Briefe I (1912), S. 243, 246.

¹⁰⁾ F. von Basser-mann-Jordan, Goethe und der Wein (1932), S. 7 f. A. Becker, Von Heidelberg zur Pfälzer Haardt und ihrem Wein, in: Neue Heidelberger Jahrbücher 1936, S. 1—9. Dazu A. Becker, Goethe und Heidelberg, in: Eckhart, Jahrbuch für das Badner Land 1937; ders., Goethe und Zweibrücken (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz 6). Kaiserslautern 1923; ders., Pfälzer Goethe-erinnerungen, in: Pfälzisches Museum — Pfälzische Heimatkunde 1932, S. 177—179. Den Druckstock der Dürkheimer Silhouette überließ freundlichst Verlag D. Meininger in Neustadt (Weinstraße).

Þfingfttagung der Vereinigung der Freunde germanifcher Vorgefchichte in Mannheim

(vom 2. bis 5. Juni 1936)

Den vielfachen Bemühungen des Altertumsvereinsvorsitzers, Herrn Winterwerb, war es gelungen durchzuführen, daß die diesjährige Reichstagung des Vereins der Freunde germanischer Vorgefchichte nicht wie sonst in Norddeutschland, sondern zum erstenmal nach dem deutschen Süden, und zwar nach Mannheim verlegt wurde. Einen Hauptgrund für diese Entscheidung bildeten die gerade in dem Raum um Mannheim, diesseits und jenseits des Rheins, in den letzten Jahren an vorgefchichtlich bedeutsamen Plätzen veranstalteten Ausgrabungen, deren Ergebnisse nun einem größeren Kreis besonders norddeutscher Liebhaber und Fachleute gezeigt werden sollten.

Aus dem ganzen Reiche waren im Laufe des 2. Juni ungefähr 160 Mitglieder eingetroffen, die noch am gleichen Nachmittag Gelegenheit hatten, unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Gropengießer und Herrn Direktor Dr. Jacob die reichhaltigen vor- und stadtgeschichtlichen Sammlungen des Schloßmuseums zu besichtigen. Bei der am selben Abend im festlich erleuchteten Ritterfaal des Schlosses veranstalteten Begrüßungsfeier sprachen zur Bewillkommnung der Mitglieder und Gäste der Leiter der Tagung Herr Dr. Beyer, dann Herr Bürgermeister Dr. Walli im Namen der Stadt und Herr Winterwerb für den Altertumsverein. Nach kurzen Worten der Begrüßung im Namen der hiesigen Ortsgruppe der V. d. F. g. B. berichtete hierauf zur Einführung der Gäste in die neue Vertlichkeit Herr Prof. Schachner über die allmähliche Entwicklung und endgültige Formung des Landschaftsbildes und die Siedlungsgeschichte der Gegend, wobei er zum Schluß Herrn Prof. Gropengießer für seine langjährigen erfolgreichen Bemühungen zur Aufdeckung der Kultur unserer Vorfahren am unteren Neckar den Dank der Ortsgruppe aussprach. Die nun folgende Ansprache des Gründers und geistigen Mittelpunktes der Vereinigung, des Herrn Prof. Leudt, handelte über die Kultur der Germanen im allgemeinen und gipfelte in der Bekanntgabe von drei Arbeitshypothesen, die als Richtlinien für die künftige Vorgefchichtsforschung Anwendung finden sollten. Sie lauten folgendermaßen:

1. Rückkehr zur Anschauung des Tacitus: Die Germanen sind eingeseffene Ureinwohner.
2. Alle Funde auf germanischem Boden sind bis zum wirklichen Gegenbeweis als germanisch anzusehen.
3. Sämtliche Fähigkeiten und Neigungen sind gemäß der Vererbungslehre zu beurteilen.

Der Mittwoch führte die Gäste zuerst nach Bad Dürkheim auf den Kriemhildentuhl, wo Herr Direktor Dr. Sprater seine bereits früher in diesen Blättern veröffentlichten Ergebnisse der Ausgrabungen in dem römischen Steinbruch und deren Deutung vortrug. Hierauf stieg man zur „Heidenmauer“ empor, wo Herr Prof. Leudt über die vermutliche Entstehung und den Zweck dieses monumentalen Werkes sprach. Der Redner verlegte die Erbauung des Steinwalls etwa in das Jahr 1000 v. Chr. und bezeichnete ihn als das bauliche Dokument einer Vielzahl von Stämmen, und zwar

als Einfassung eines alten Gauheiligtums mit einer Kampfbahn für kultische Spiele und vermutlich auch für Pferderennen. Nach einer neueren Deutung sollen diese Umwallungen Reste alter stadtähnlicher gewerblicher Siedlungen gewesen sein, deren es, nach dem hohen gewerblichen Stand des Bronzegusses und der Eisentechnik zu schließen, wohl welche gegeben haben muß. Auch wurde von dem Redner die Möglichkeit zugegeben, daß der Ringwall zeitweilig als Fliehburg diente und daß zwischen ihm und dem Kriemhildentuhl als Kulthöhle oder astronomischem Mittelpunkt ein Zusammenhang bestanden habe. Auf dem höher gelegenen Teufelsstein sprach darauf Herr Dr. A. Stoll über den kultischen Zweck dieses Denkmals, das vermutlich ebenfalls zum Ringwall und Kriemhildentuhl in Beziehung gestanden habe. Alsdann wurde im „Winzerverein“ das Mittagessen eingenommen, während dessen Prof. Sprater an Hand von dort aufgestellten Fundstücken der Gegend aus dem historischen Museum der Pfalz in Speyer (z. B. dem goldenen Hut von Schifferstadt, einem etruskischen Dreifuß aus dem Fürstengrab von Dürkheim, den wichtigsten Siedlungsfunden der germanischen Spätlatenezeit des 1. Jhs. v. Chr. vom Fuße der Limburg) über die römisch-germanische Kultur der Pfalz wichtige Aufschlüsse gab. An das Mittagessen schloß sich dann unter Führung von Studienrat Picker die Besichtigung des Hügelgrabs mit seinen Steinkreisen auf dem Eberberg und der Klofterruine Limburg, die wie alle übrigen Sehenswürdigkeiten auf die Teilnehmer einen tiefen Eindruck machten.

Der Abend wurde in Mannheim beschlossen durch den Vortrag in der Kunsthalle von Herrn Dr. Plafmann, Berlin, mit dem Thema: „Germanische Geistesüberlieferung in Märchen und Sage.“ Der Redner wies unter Benützung von gut ausgewählten Lichtbildern nach, daß genau wie in der antiken Sage so auch in den germanischen Volksüberlieferungen der Kern einer Kunde aus der Vorzeit enthalten ist. So konnte er z. B. neben anderen Motiven zum Märchen von der Dreiblätterfchlange Parallelen aus Grabfunden und aus der sinnbildlichen Darstellungsweise verschiedener Perioden anführen.

Am nächsten Tag fuhren die Tagungsteilnehmer nach Heidelberg und besichtigten auf dem Heiligenberg zunächst die eindrucksvolle Thingstätte. Dann ging's hinauf zu den Ruinen der altherwürdigen Michaelsbasilika, wo Herr Oberbaurat Dr. Schmieder über die frühgeschichtliche Bedeutung des Berges als Heiligtum des Wodan und über die Baugeschichte dieses kulturgeschichtlich bedeutsamen Klosters sachkundige Erläuterungen gab. Herr J. Chr. Schöll, Heidelberg, der nun das Wort ergriff, hob hervor, daß die Krypta der Basilika als ein Kultgrab aus vorgefchichtlicher Zeit anzusehen sei, das später beim Bau der Kirche in dieselbe einbezogen wurde, um so den an die Verehrung dieses Grabes gewöhnten Neuchristen, die von ihren alten Bräuchen nicht lassen wollten, die Teilnahme am christlichen Kult zu erleichtern. Der Redner ging bei seinem Nachweis von der Theorie aus, daß jedes germanische Heiligtum auch ein unter-

irdisches Felsengrab enthalte, das als Symbol des ewigen Fortlebens in der Sippe zu einer rituellen Bestattung und Auferstehung bei der Sonnwendfeier gebraucht wurde. Ueber den Ringwall gab hierauf Herr Dr. Stemmermann, Heidelberg, in einem kurzen Vortrag sehr lehrreiche Aufschlüsse. Nach einem flüchtigen Blick in das sagenumwobene Heidenloch, welches sich als ehemaliger Brunnen herausstellte, fuhr man zum Schloß, wo in dem geschmack- und stilvoll wiederhergestellten Königsaal das Mittagessen eingenommen wurde. Herr Schöll ergriff dort wiederum das Wort zu einem fast zweistündigen Vortrag über die „Drei Ewigen“, dessen Inhalt bei den Zuhörern teilweise starke Mißbilligung fand. Nach einer kurzen Ansprache Teudts, in der er zur Einigkeit und zur Achtung der Meinung eines anderen, der in ehrlichem Ringen die Wahrheit suche, ermahnte, erfolgte die Begrüßung der Gäste durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Reinhaus. Herr Dr. Schmieder stellte sich nun noch den Teilnehmern als Führer zur Besichtigung des Schlosses zur Verfügung, und dann fuhr man wieder nach Mannheim zurück. Nach dem Abendessen hielt Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Sommer, Gießen, im Saale des „Friedrichsparks“ einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über vor- und frühgeschichtliche Kennwege unserer Vorfahren. Der Redner führte aus, daß in der Frühzeit die Wege nicht durch das Tal, sondern über die trockenen und gegen die Angriffe von Mensch und Tier geschützten Bergkämme hinweggeführt wurden. Prof. Sommer nahm zum Gegenstand seiner Ausführungen den Weg, der dem Dichter des Nibelungenliedes vorschwebte, als er den Zug der Kriemhilde zu Etzel und den späteren Heereszug der Burgunden und Nibelungen ins Land der Hunnen schilderte. Nach den Andeutungen in dem genannten Liede kann der Kennwegforscher den Lauf des Weges genau erkennen. Er verließ von Worms aus in Richtung gegen den Main und dann über die Wasserscheiden der Nebenflüsse zur Donau. In seinem Laufe durch den Odenwald deckt er sich mit der alten Weinstraße, die durch die Rodensteinsage und die Volksüberlieferung vom Wilden Heer berühmt geworden und von Scheffel in seinen Liedern humorvoll befangen worden ist. Auch für die Siedlungsgeschichte ist die Kennwegforschung von großer Bedeutung.

In einer Schlußansprache dankte Herr Winterwerb nochmals dem Vortragenden und allen Teilnehmern und warb für die „Vereinigung.“

Die letzte Fahrt am Freitag galt zuerst dem Donnersberg bei Göllheim in der Nordpfalz. Trotz starken Regens wurde der waldige Rücken des Berges erstiegen und unter Führung von Herrn Dr. Bernhard, Gutsbesitzer, der doppelte Ringwall besichtigt. Der über 5 km lange Wall besteht aus einer aus Holzverstrebungen mit aufgeschütteter Steinfüllung errichteten Mauer, die wohl einst einen starken Schutz gewährt haben muß. Der äußere Wall mit seinen Schlacken dürfte aus früherer Zeit stammen als der innere. Nach dem nun folgenden Mittagessen im Waldhaus stieg man zum Königstein hinunter und von dort zu den Wagen zur Weiterfahrt nach Worms. Herr Direktor Dr. Illert erwartete dort die Teilnehmer im Museum, entbot die Grüße der Stadt und gab einen lehrreichen Ueberblick über die Geschichte dieser alten Stadt, die am Schnittpunkt liegt von zwei wichtigen Verkehrsstraßen (der von Paris—Wien und der von der Nordsee zum Mittelmeer) und die schon frühzeitig von hoher und in manchen Zeiten sogar von höchster Bedeutung war. Bei der nun folgenden Besichtigung des Museums gewann man einen tiefen Einblick in die Geschichte der Stadt aus Funden, die aus der Zeit stammen, als Kelten, Römer und Franken Herren des Landes waren. Von der jüngeren Steinzeit an ist eine ununterbrochene Besiedlung der Gegend nachzuweisen. Unter Führung von Herrn Dr. Bauer wurde nun der Dom besichtigt, der mit seinen 4 Türmen als schönstes Bau- und Denkmal des mittelalterlichen Worms zugleich das Wahrzeichen dieser ältesten und schicksalhaftesten Stadt Deutschlands bildet. Von hier aus wurde die Rückfahrt über Lorsch angetreten, wo noch das herrliche Denkmal karolingischer Renaissance, die „Lorchhalle“, die nun in ihrer alten Form wiederhergestellt ist, und die noch immer wirkungsvollen Reste der Klosterkirche alle entzückten. In schneller, aber stimmungsvoller Fahrt ging es nun auf der Autobahn nach Mannheim zurück, und damit waren die 3 erlebnisreichen Tage der Pfingsttagung zum Abschluß gekommen, die allen Teilnehmern eine Fülle von neuen Anregungen und Kenntnissen vermittelt hat.

U. Sch.

Aus dem Schloßmuseum

Unter dieser Ueberschrift werden wir von nun an fortlaufend, soweit Anlaß vorhanden, über das berichten, was in unserem Schloßmuseum an Neuem geboten wird, besonders über die Sonderausstellungen. Wie die jetzigen Beispiele zeigen, wird eine rührige Tätigkeit entfaltet; es will ein lebendiges Museum sein. Wir dürfen unsere Mitglieder daher wieder einmal auf die Einrichtung der Dauerkarten zum Eintritt in das Schloßmuseum verweisen, die dadurch besonders lohnend zu werden versprechen. Sie sind zum Preise von 50 Pf. in der Kanzlei des Schloßmuseums (Fernruf über Rathaus 340 51 Klinke 208) zu erhalten und berechtigen während eines Jahres zu freiem Eintritt während der Besuchszeiten des Museums. Mögen sie zu ihrem Teil mithelfen, die Verbindung zwischen dem Altertumsverein und seinem bedeutsamsten Kinde immer enger zu gestalten!

Die Schriftleitung.

Vom Fels zum Edelstein. Aus der Geschichte eines pfälzischen Kunsthandwerks.

Vom 7. Juni bis 13. September 1936 zeigte das Schloßmuseum eine ansprechende Sonderschau „Vom Fels zum Edelstein“, — aus der Geschichte eines pfälzischen Kunsthandwerks. Die Ausstellung machte sich zur Aufgabe, in einer Auslese aus den im Museum für Naturkunde verwahrten Mineralien-Beständen des ehemaligen kurpfälzischen Naturalienkabinetts, ferner durch kostbare Edelsteinleihgaben der Firmen in Idar-Oberstein, sowie in erstmalig gezeigten Landschaftsbildern und Verkaufnahmen, die Dr. Jacob eigens für diese Ausstellung gefertigt hatte, einen geschichtlichen Ueberblick über das pfälzische Schmuckgewerbe zu geben, beginnend von den häuslichen Betrieben

der alten Achat-schleifereien zur weltumfassenden Schmuck-industrie der Gegenwart.

Schon zur Römerzeit ist vermutlich das ergiebige Achat-vorkommen im Melaphyr-Gestein des nordpfälzischen Bergwaldes bekannt gewesen und hat dem Trierer Kunst-gewerbe im 2. und 3. nachchristlichen Jahrhundert zur besonderen Blüte verholfen. Auf dem Handelswege sind viele kostbare Erzeugnisse der pfälzischen Achatverarbei-tung, insbesondere Gemmen, nach Florenz und Rom ge-wandert, wo sie heute die Museen zieren. Vornehmlich in drei Gebieten, im Idar-Obersteinischen, im Pfalz-Zwei-brückischen und im Sponheimischen, wurde die Kunst des Achat-schleifens geübt, oft genug unter gegenseitiger heftiger Bekämpfung. Seit dem 13. und 14. Jahrhundert ist die Steinschleiferei im Nahetal urkundlich belegt, indessen setzte im 18. Jahrhundert mit der Sammelleidenschaft der pfäl-zischen Höfe ein lebhafter Aufschwung ein.

Seitdem die Ausbeute des heimischen Gesteins nicht mehr lohnend genug war, suchten die Bewohner in der ganzen Welt neue Edelsteinfundstätten zu erschließen, aber immer wieder kehrten sie in ihre Heimat zurück. Seit 100 Jahren haben sie mit der Verarbeitung ausländischer Edel-steine einen neuen Aufschwung herbeigeführt. Ihr Fleiß und ihre Ausdauer ließen in der im Tal der Nahe und Idar romantisch gelegenen Stadt Idar-Oberstein eine alle Arten des Edelsteins umfassende Industrie von Weltruf entstehen. Prachtvoll war die Schau im Aufbau der leuch-tenden Kostbarkeiten an edlen Mineralien. Man bewun-derte ebenso die heimatischen Quarzminerale der ver-schiedenen Achat-, Jaspis- und Chalcedon-Arten, der Ame-thyste, Bergkristalle, des Rauchtropas und Rosenquarzes, wie die heute vornehmlich in Idar-Oberstein verarbeiteten aus-ländischen Schmucksteine, wie Aquamarin, Turmalin, Opal, Topas, Smaragd, Malachit, Onyx, Almandin, Rodonit usw., die in leihweise überlassenen Beispielen hervorragen-der Schönheit gezeigt werden konnten. So brachte die Ausstellung vielerlei Anregung, dem Geschichtsfreund, dem Steinkenner, dem Kundigen der Erdgeschichte (unter Mit-hilfe von Prof. Strigel und Dr. Ragel), dem Freunde hei-mischer Handwerkskunst und dem Genießer edlen Schmuk-kes. Die ergänzende Bilderreihe der Schau zeigte Land und Leute bei der Arbeit. Man sah die alte seit Jahr-hunderte geübte Arbeitsweise des auf dem Bauche liegen-den Achat-schleifers, dann aber auch die modernsten Ver-fahren des Edelstein- und Diamantschliffes.

Zur Belebung dieser Ausstellung, die nicht nur in Mann-heim, sondern auch auswärts ganz besonderer Aufmerk-samkeit begegnete, fanden folgende Vorträge statt:

10. Juni 1936: Universitätsprofessor Dr. Himmel, Hei-delberg: „Die Achat- und Edelsteinindustrie in Idar-Ober-stein“.

17. Juni 1936: Kustos Dr. Ragel: „Die Achate und ihre Entstehung“.

24. Juni 1936: Universitätsprofessor Dr. Strigel: „Die Geologie der Saarpfalz“.

1. Juli 1936: Museumsdirektor Dr. Jacob: „Zur Kul-turgegeschichte des Edelsteins“.

22. Juli 1936: Professor Dr. Gropengießer: „Antiker Schmuck“.

Olympia.

Im olympischen Jahre Deutschlands sollten in einer großen Bilderschau die antiken Grundlagen des olympi-schen Gedankens vor Augen geführt werden, um vom Ge-schehen der Gegenwart die Verbindungsfäden aufzunehmen, die den deutschen Sport mit der Antike verknüpfen. Ihre Hilfe hatten dazu geliehen die Bibliothek und das Archäo-logische Institut der Universität Heidelberg, die Städtische Kunsthalle in Mannheim, Prof. Dr. Peter Goefler-Lü-bingen, Prof. Walter Hege-Weimar, der Verlag E. Mitt-ler und Sohn-Berlin und andere. Dazu wurde noch aus der seit Jahren magazinierten Sammlung der Gipsabgüsse nach antiken Bildwerken unter dem Gesichtspunkt des antiken Sports eine bemerkenswerte Auslese getroffen und nach Instandsetzung durch Bildhauer Greßer in neuer Auf-machung der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht.

Die Ausstellung geht von der Gegenwart aus. Modelle von der großartigen Anlage des Berliner Reichsport-feldes und des olympischen Dorfes, die die Reichsbahn-zentrale für den Reiseverkehr zur Verfügung gestellt hatte, bilden den Auftakt. Großaufnahmen zeigen die deutschen Olympia-Sieger, unter denen auch die Mannheimer nicht fehlen, und die wesentlichen Arten des neuzeitlichen deut-schen Sports. So ganz anders geartet sind die deutschen Leibesübungen des Mittelalters, die, im allgemeinen we-niger bekannt, in der geschichtlichen Überschau nicht fehlen durften. Was in einem besonderen Raume zu diesem Thema zusammengetragen wurde, gibt eine klare Vor-stellung, wie damals der Wehrsport im Vordergrund stand, und es Gottfried von Straßburg von seinem Helden Tristan berichtet. Vom frühen Knabenalter an wurde der junge Ritter auf den Schwertberuf vorbereitet. Laufen, Springen, Klettern, Steinstoßen, Speerwerfen, Reiten und Fechten waren die wichtigsten Disziplinen, die in harter Schulung erlernt werden mußten. Die Krone der ritterlichen Leibes-übungen war das Turnier, das zu Ende des 15. Jahr-hunderts verfiel. Noch hielt sich der glanzvolle Rahmen, der feierliche Aufzug, Tanz und Banketts, und bis ins 18. Jahrhundert hinein sah man Reste des Turniers im Ringstechen und Reitkarussell. Neben dem Turnier war die Jagd die wichtigste und vornehmste Form der ritterlichen Leibesübung. Die Ausstellung zeigt in diesem Teil be-sonders deutlich, wie die Künstler des hohen Mittelalters und der Renaissance ihre Motive aus dem ganzen Um-kreis der Leibesübungen holten und wie mit dem Nieder-gang des Sports auch seine Darstellung an Bedeutung verlor. In dem Bilderkreis spielen die farbigen Wieder-gaben der Bilder der großen Manessischen Minnesänger-handschrift eine besondere Rolle.

Die antike Abteilung beginnt mit einer Uebersicht über die Entwicklung des Heiligtums von Olympia vom zwei-ten Jahrtausend v. Chr. bis in die römische Zeit, anschau-lich gemacht durch zwei Pläne und ein farbiges Vogelschau-bild unseres Zeichners Fritz Rupp. Photographische Ver-größerungen unseres Photographen Rosenbusch führen den Besucher in die so deutsch anmutende Landschaft, in der

Dörpfelds Grabungen seit 1906 in den sog. „Apfidenbauten“ die ältesten Anlagen aus dem frühen 2. Jahrtausend erwiesen haben. Der Kronoshügel und der Tempel der Muttergöttin erinnern noch an dies vorgriechische Olympia. Mit dem Heratempel, von dem 3 Perioden übereinander liegen, zieht das Griechentum an der heiligen Stätte ein, während erst um die Mitte des 5. Jahrhunderts der griechische Hauptgott Zeus seine beherrschende Stellung erringt, wie sie in seinem reichgeschmückten Tempel und dem großen Goldelfenbeinbild des Phidias zum Ausdruck kommt. Bilder und Pläne werden durch Abgüsse des alten Herakopfes, dreier Köpfe aus den Zeusgiebeln und des Hermes des Praxiteles ergänzt, auf großen Wandtafeln führen Uebersetzungen aus der 1. und 10. Olympischen Ode des griechischen Dichters Pindar in die Sage von der Gründung des Heiligtums durch Herakles und die Entstehung der Wettkämpfe unter Pelops ein. Im Zusammenhang mit dieser heroischen Zeit stehen noch die ältesten Bilder griechischer Totenfeiern mit ihren langen Zügen von Zweigspannen auf den athenischen „Diplonvasen“, so an den Ursprung solcher Wettspiele als Totenehrung erinnernd. Sie eröffnen die Bilderreihe über den griechischen Sport, die sich hauptsächlich aus Darstellungen auf den schwarz- und rotfigurigen Vasen des 6. und 5. Jahrhunderts aus Korinth und Athen zusammensetzt. Die Wagenrennen machen den Anfang, der Abguß der Bronzestatue des Wagenlenkers aus Delphi steht unter ihnen. Es folgen die Kurz- und Langstrecken-, Waffen- und Fackelläufer, dabei die Statue der Wettkämpferin aus dem Vatikan, die Speerwerfer und Springer, Ball- und Hockenspieler, Ringer, Boxer, deren älteste Darstellung aus der vorgriechischen Kultur der Insel Kreta herrührt, und aus deren Spätzeit die entarteten Berufsvertreter die Bilder der römischen Bronzestatue des Faustkämpfers und der Abguß des Bronzekopfes aus Olympia darstellen; den Schluß machen die Diskuswerfer. Die Abgüsse des Idolino, der vatikanischen Wettkämpferin, das Dornphoros und Diadumenos Polynklets, des borghesischen Fechters, des Agias und Aporyomenos des Lysippos und des stehenden Diskuswerfers und des ausholenden des Myron lassen die reiche Anregung erkennen, die die griechische Kunst der körperlichen Ausbildung des griechischen Menschen verdankt. Den baulichen Rahmen dafür stellen die Bilder griechischer Sportplätze dar, wie die Gymnasien von Olympia, Pergamon, Priene, Ephesus, die Stadien von Delphi, Athen und Epidauros, Vasenbilder aus der damaligen Welt füllen ihn mit Leben, in dem der Sportlehrer (mit der Zuchtrute!) über Form und Regel des Spiels bei seinen Zöglingen wacht; griechische Vasen, Delkännchen und Bronzeschaber vermitteln die unmittelbare Anschauung. Ja, der Inhalt eines Suebenbrandgrabes von Ladenburg zeigt, wie im 1. Jahrhundert n. Chr. die Sitte des griechisch-römischen Ringkampfes zu den ersten Germanen im unteren Neckarland gedrungen war. Ein Goldkranz aus einem griechischen Grabe Südrusslands zeigt die spätere Sitte, während echte Delzweige, von befreundeter Hand aus dem athenischen Delwalde mitgebracht, an die frühere Einfachheit erinnern wollen. Welch heiliger Ernst es den Griechen mit ihren Wettspielen war, klingt aus großen Wandtafeln

mit den Uebersetzungen aus dem Dialog Anacharsis des griechischen Schriftstellers Lukianos (2. Jahrh. n. Chr.) uns entgangen, wenn er „Von tiefen Sinn der Wettspiele“, „Von der Bedeutung der Spiele für die Wehrhaftmachung der Jugend“ und „Von den Zuschauern bei den Spielen“ redet: wir könnten es heute nicht eindringlicher fühlen und besser sagen. Unbeirrt schreitet der olympische Geist durch die Zeiten und überstrahlt in seinem Jahr selbst im heutigen Europa, in dem die Zeichen immer noch auf Sturm stehen, alle irdischen Sorgen, um die Menschheit zeitlos auf den absoluten Wert ihrer selbst auszurichten und zur Befinnung darüber aufzurütteln.

Mannheimer Kunst in Vergangenheit und Gegenwart.

Anläßlich der badischen Gaukulturwoche hat das Schloßmuseum in Verbindung mit der NS.-Kulturgemeinde in der Zeit vom 27. September bis 18. Oktober 1936 eine aufschlußreiche Ueberschau vermittelt: Mannheimer Kunst in Vergangenheit und Gegenwart.

Die geschichtliche Abteilung war aus den Beständen des Schloßmuseums und der Kunsthalle zusammengestellt; sie konnte durch wertvolle Leihgaben aus Privatbesitz bereichert werden. Man bewunderte wieder eine Reihe von Köstlichkeiten der Mannheimer Vertreter der Rokokolandschaft, Werke von Philipp Hieronymus Brinckmann, Ferdinand, Franz und Wilhelm Kobell, Maler Müller, sowie Karl Kung. Künstler, die weit über die Grenzen der einstigen Kurpfalz zur Bedeutung gelangten und die in ihrem Schaffen die Entwicklung der Landschaft von der kompositionsgebundenen niederländisch-italienischen Malerei des 17. Jahrhunderts zu der naturnahen Beobachtung und Schilderungen der deutschen Romantik verfolgen lassen. Gleichmaßen wurde auch die Geschichte des Mannheimer Bildnisses in Werken der wichtigsten Künstler: Ziefenis, Dathan, Therbusch, Brandt, v. d. Schlichten, Hoffnaas, Fratrel, Klog, Kung, Weber, Schlesinger und Coblitz vor Augen geführt, wobei deutlich wurde, wie sich die höfische Porträtkunst deutlich von einer bürgerlichen Schilderung abhebt. Zur Ergänzung wurden einige besonders bezeichnende Werke der Mannheimer Bildhauer Egell, Berschafelt und Linck herangezogen, um das Bild der Mannheimer Kunst des Rokoko möglichst abzurunden.

Neben dieser kleinen geschichtlichen Ueberschau nahm die Gegenwart einen breiten Raum ein. Zum ersten Male ward den lebenden Mannheimer Künstlern Gelegenheit gegeben, sich den Themen „Das Mannheimer Stadtbild“ und „Das Mannheimer Bildnis“ zuzuwenden und unter solchen Gesichtspunkten geschaffene Werke in einer geschlossenen Schau der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Nicht alle Mannheimer Künstler hatten die Ausstellung besichtigt, manche sind auch der gestellten Aufgabe nicht gerecht geworden. Immerhin bleibt die Zahl an beachtenswerten Gemälden und Zeichnungen erfreulich, die das Mannheimer Stadtbild in künstlerischer Weise einzufangen wußte. Unter diesen Arbeiten fanden sich Werke von Sohl, Hodapp, Lug, Baerwind, John, Barchfeld, Merkel, Stohner, Stohner-Prinz, Scheffels, Hassmer, Baer, Haag und Fath. Unter

den Aquarellisten ragten neben Sohl die Blätter von Straub, Huber und Brück hervor. Auch manches treffliche Werk der Mannheimer Bildhauer Franz Gelb und Gertrud Beinling war zu finden. Sinn und Zweck der Ausstellung, das Kulturschaffen der Vergangenheit mit dem der Gegenwart zu verknüpfen und die Mannheimer Künstler inniger mit dem Wesen der Heimat vertraut zu machen, wurde vollauf erreicht. Dieser erste Versuch soll alljährlich in ähnlichen Veranstaltungen fortgeführt werden.

Im Monat November hatte das Schloßmuseum die NS.-Kulturgemeinde zu Gast: Zwei Wanderausstellungen wurden gezeigt: Die eindrucksvolle Schau von Großaufnahmen „Deutsche Architektur der Gegenwart“ und anschließend eine gemeinsam mit der Nordischen Gesellschaft dargebotene Veranstaltung „Finnische Graphik“.

Die Mannheimer Planken.

Sonntag, dem 18. Oktober 1936, wurde im Schloßmuseum anlässlich der Fertigstellung der Planken-Neubauten in den Quadraten P 5 und P 6 eine städtebaulich höchst aufschlußreiche Bildschau: „Die Mannheimer Planken“ für den Besuch freigeben. Die Ausstellung, die bis Dezember zugänglich sein wird, gibt in 200 Bildern eine anschauliche Vorstellung von der Geschichte dieser Straße, wie sie geworden und was sie erlebte.

In übersichtlicher Anordnung sind folgende Abschnitte behandelt: Die Planken im Stadtbild der Kurfürstzeit — Die Planken im barocken Stadtgrundriß — Planken und Paradeplatz im Wandel der Zeit — Plankengaststätten zur Biedermeierzeit — Verschwundene Plankenbauten (kurfürstliche Münze und Durlacher Hof) — Ereignisse auf den Planken — Die Engen Planken vor ihrer Umgestaltung — Die städtebauliche Neugestaltung der Plankenquadrate P 5 und P 6 — Abbruch und Aufbau der Engen Planken 1934/36 — Die Planken im Lichte der Großstadt — Planken und Stadterweiterung — Plankenneubau und Mannheimer Handwerkskunst.

Noch ist bisher nicht ermittelt, wann der Begriff „Planken“ aufgekommen ist. Im 17. Jahrhundert nannte man den Platz zwischen Friedrichsburg und der Bürgerstadt, auf dem später der Straßenzug der Planken entstand, „auf dem Sand“. In der Zeit um 1770 sprach man von der neuen Gasse und auf den Plänen des 18. Jahrhunderts ist die Rede von der Alarngasse nach dem Alarmpfad, dem späteren Paradeplatz. Damals hat der großzügige gestaltende Herrscherwille des Pfälzer Kurfürstentums eine Stadtanlage klaren Stils erstehen lassen. Mannheim wird Residenz. In aller Eile werden im Herbst 1720 die Gräben „Am Sand“ zugeworfen und an dieser Stelle der imponierende Straßenzug der Planken errichtet.

Auf dieser „großen Promenade“ spielte sich im Wandel der Zeit ein lebhafter Verkehr ab. Die Mai- und Oktobermesse sowie das Karnevalstreiben zur Faschingszeit gehörten zum Leben dieser Straße.

Die gewaltig steigende Kurve des Bevölkerungszuwachses, die Beweis genug ist, worin die politischen, geistigen und wirtschaftlichen Strömungen der Stadt mündeten,

zwang den Baumeister mit ganz anderen Maßstäben zu rechnen. Die Planken werden für die Geschäftswelt besonders beliebt. Gewaltige Durchbrüche und Neuaufbauten hat die Stadt Mannheim seit 1934 zur Beseitigung der Engen Planken vorgenommen und damit das natürlich Gegebene vollendet und groß zu Ende geführt.

Durch Vorträge und Erzählungen von Planken-Anekdoten hat Dr. Jacob diese eindrucksvolle Bildschau ergänzt, die in ihrem geschichtlichen Teil die alten Mannheimer besonders ergötzte und schon mehrere tausend Besucher angelockt hat. Trefflich gezeichnete Bildtafeln von Frh. Rupp veranschaulichen, wie das schnelle Anwachsen der Mannheimer Bevölkerungsziffer und die zunehmende Motorisierung der Verkehrsmittel gebieterisch nach der Erweiterung der Altstadt verlangen. Darüber hinaus zeigt die Ausstellung die Schönheit dieser Straße, wie sie mit all ihren Zufälligkeiten aus wechselndem Bedürfnis zur gegenwärtigen Gestalt geworden sind. Hier wird klar, daß die Mannheimer Planken nicht allein dadurch überzeugen, wie sie im Laufe der Zeit sich wandelten, sondern durch das, was sie durch die selbstbewußte Kraft einer auf das Großzügige und Zweckmäßige gerichteten Stadtgestaltung werden wollen: Die große Verbindungssache für die Gebiete diesseits und jenseits des Rheins. Sie ist um so notwendiger geworden, seitdem der Kraftwagen von der Straße Besitz ergriff und sie durch die Reichsautobahn zur Weltstraße erhoben hat.

Deutsche Kunst.

Sonntag, dem 13. Dezember 1936, hat Dr. Jacob die neue Schau des Schloßmuseums „Deutsche Kunst“ mit einer Führung eröffnet.

Unermeßlich groß ist der Lebensraum der deutschen Kunst. Die Grenzen der Völker sind dem geschichtlichen Werden und oft auch dem Zufall unterworfen; die Denkmäler jedoch, die aus dem Boden erwachsen und von deutschen Menschen geformt wurden, sprechen über die Grenzen und die Jahrhunderte hinweg ihre unvergängliche Sprache.

Das neue große Sammelwerk über die Deutsche Kunst, das im Angelfachsen-Verlag, Bremen/Berlin, erscheint, darf als Deutsches Haus- und Schulmuseum bezeichnet werden, das die weitesten Kreise unserer Volksgemeinschaft erfaßt und der heranwachsenden Jugend die Verbindung zum deutschen künstlerischen Erbe vermittelt. Die prachtvollen Tafeln, die aus dieser Veröffentlichung in der Schau des Schloßmuseums gezeigt werden, lassen dem Betrachter das Einzelkunstwerk zum Erlebnis werden, als Bekenntnis seines Schöpfers, aber auch als Ausdruck der geistigen Spannungen seiner Zeit, die in dem Werke selbst Leben und Form gewonnen haben. Die Ausstellung gliedert sich, entsprechend den verfügbaren Räumen. Im Saal 1 wird ein Ueberblick über die deutsche Architektur gegeben, im Saal 2 wird die Schönheit deutscher Tafelmalerei gezeigt, im Saal 3 und im anschließenden Kabinett werden die Meisterwerke deutscher Bildhauerkunst vermittelt. Weitere Räume sind den Themen: die deutsche Landschaft, das deutsche Bildnis gewidmet.

Das Schloßmuseum will gemeinsam mit dem Herausgeber der „Deutschen Kunst“ durch diese Schau die Verbundenheit des Menschen unserer Zeit mit dem künstlerischen Erbe seines Blutes wecken, damit vor allem auch die Jugend dieses Erbe wieder mit der gleichen Liebe und Begeisterung umfängt, die den jungen Goethe ergriff, als er angesichts des Wunderdomes von Straßburg zum Preise

Erwin von Steinbachs seinen Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ schrieb.

In dem an das Schloßmuseum angegliederten Theatermuseum der Stadt Mannheim, in der ehemaligen Reißvilla E 7, 20, wird zu Weihnachten die erste theatergeschichtliche Sonderausstellung „Die neue deutsche Oper“ eröffnet. G. Jacob und H. Gropengießer.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Ausflug nach Heidelberg zum Besuch der Ausstellung „Heidelberg, Vermächtnis und Aufgabe“.

Am 25. September unternahm der Verein nachmittags einen Ausflug nach Heidelberg zum Besuch der Ausstellung „Heidelberg, Vermächtnis und Aufgabe“. Ihr Leiter, Dr. Neundörfer, machte den lebenswürdigen und kundigen Führer durch die reichen Schätze, die er zum Universitätsjubiläum aus städtischem Besitz und Leihgaben von auswärts in neu hergerichteten Räumen zusammengestellt hatte. Die wechselvollen Schicksale von Stadt und Gegend seit grauer Vorzeit und ihre Bedeutung für die deutsche politische, Geistes- und Kulturgeschichte wurden zu einem eindrucksvollen Erlebnis, das durch die sinnvolle und oft neuartige Art der Darbietung der Gegenstände vertieft wurde.

Führung in der Olympia-Ausstellung.

Am 3. Oktober fand nachmittags für die Mitglieder des Vereins eine Führung in der Olympia-Ausstellung durch die Herren Jacob und Gropengießer statt.

Die Ausstellung „Die Mannheimer Planken“.

Am 14. November erläuterte Herr Jacob seine Ausstellung über die Planken in Mannheim.

Vortrag von Dr. phil. habil. Franz Petri, Köln, über „Die Franken und ihre Stellung in der deutschen und französischen Volksgeschichte“ am 14. Nov.

Die Reihe der Winterdarbietungen eröffnete Dr. phil. habil. Franz Petri, Köln, mit einem Vortrage über „Die Franken und ihre Stellung in der deutschen und französischen Volksgeschichte“. Der Redner betonte, daß im Gegensatz zu der früheren Verkennung der nationalen Bedeutung der fränkischen Zeit für die deutsche Geschichte die grundlegenden Tatsachen der Siedlungsgeschichte, der er mehrere Jahre eindringender Arbeit auf dem romanischen Nordgebiet gewidmet hat, uns diese Zeit mit anderen Augen ansehen lassen. Was er uns da als Ergebnis vorführen konnte, gab einen tiefen Einblick in das Spiel der geschichtsbildenden Kräfte der frühmittelalterlichen Zeit und in das hin- und herwogende Ringen zwischen romanischer Kultur und germanischem Volkstum, aus dem schließlich eine die romanische und germanische Welt scharf scheidende Sprach- und Kulturgrenze herauswuchs. Weil im Beginn der fränkischen Landnahme am Rhein Antike und Christentum in die deutsche Kultur hineingekommen sind, gewann der fränkische Staat als der einzige, der die Stürme der Völkerwanderung überlebt hat, seinen Zug ins Universale. Zwar hat nach dem Verlassen der alten Grundlage am Niederrhein die salische Reichsgründung unter Chlodwig mit den Mittelpunkten Soissons, Reims, Paris, Orléans auf romanischem Gebiete sich vollzogen, aber trotz-

dem gehört dies vorwiegend dynastische Gebilde in unsere deutsche Geschichte hinein; denn nicht von den Burgunden oder Alamannen her kam das Reich. Wenn nun die romanisch-germanische Sprachgrenze erheblich hinter Chlodwigs Reichsgründung zurückbleibt und ihr Zug durch offenes Siedlungsland geographisch nicht zu erklären ist, ebensowenig auch durch eine spätrömische Verteidigungsgrenze, so muß der Grund in einer wirklichen Volkstumsverschiedenheit liegen, die aber erst nachträglicher Entstehung ist. Denn bis an die Loire sind germanische Ortsnamen zu erweisen, nicht etwa als versprengte Reste, nur mannigfach lautlich umgebildet oder nur in Weiler- und Flurnamen erhalten. In den Niederlanden, in Nordwestdeutschland und im Rheinland auftretende Namen lassen sich auch im romanischen Gebiete nachweisen, und sie werden noch stärker gewesen sein, als sie sich heute nachweisen lassen, da in der in spätmérowingischer Zeit einsetzenden Rückromanisierung in dem großen Einschmelzungsvorgang auch viele germanische Namen verschwunden sein werden. Die germanische Besiedelung wird darnach eine viel stärkere gewesen sein, als wir es an den heutigen Resten, wie sie eine Karte zeigte, zu erkennen vermögen.

Der Beweis dafür läßt sich nun archäologisch erbringen aus den Reihengräberfriedhöfen, da wir aus der Verbreitung der fränkischen Bodenfunde auf das Kerngebiet der fränkischen Kultur zurückschließen dürfen. Aber nicht etwa nördlich der Sprachgrenze liegen sie am dichtesten, sondern die von Chlodwig neu gewonnenen Sitze im südlichen Rheinland, Südwest- und Mitteldeutschland und in Nordfrankreich und Wallonien um Soissons, Namur und Arras, um Metz, Toul und Verdun stellen die Hauptgebiete der fränkischen Fundkultur dar. Diese seit ihrer Anlage völlig ungestörten und unveränderten Urkunden, deren höchst lehrreiche Verbreitungskarte im Lichtbild gezeigt wurde, ergänzen nun aufs beste das vorher gezeigte Kartenbild der Verbreitung der Ortsnamen. Deren Abklingen nach der Loire zu gibt uns also nicht den ehemaligen Gesamtbestand mehr an, sondern nur einen aus dem nationalen Einschmelzungsvorgang übrig gebliebenen Restbestand.

Aus diesen Gräbern kommt auch der 3. Beweis für die ehemalige Ausbreitung des fränkisch-germanischen Volkstums, den uns die Rassekunde liefert. Denn die Skelettfunde der wallonischen und nordfranzösischen Reihengräber zeigen den gleichen Menschentypus, wie die deutschen, und er hat auch bis heute im Rassenbild der Bevölkerung dieser Gebiete maßgebende Spuren hinterlassen. Und wenn dann in den Fundstücken der Gräber über die weiten Gebiete des Frankenreiches hin eine weitgehende Übereinstimmung zwischen den nordfranzösischen und z. B. mittelhheinischen Fun-

den festzustellen ist, wie es die Museen unwiderlegbar lehren, dann ersteht vor uns wahrlich, mit dem 6. Jahrhundert beginnend, das umfassende Bild einer einheitlichen, großen, geschlossenen fränkischen Reichskultur, die nach der Landnahme und Reichsgründung auf breiter germanischer Grundlage aufgebaut ist.

Auch von der sprachlichen Seite her erhält diese Tatsache ihre Bestätigung, indem die Lehnwörter eine tiefgehende Beeinflussung des Romanischen vom Germanischen her erweisen, die sich auf alle Lebenskreise erstreckt und auch vor den Gefühlswerten nicht Halt macht. Hier hat sich ein Stück germanischen Volkscharakters durchgesetzt, was wiederum den Unterschied zwischen Nord- und Südfranzosen begründet, und noch im romanischen Gewande heben sich deutlich die Zeugnisse eines ganz und gar germanischen Sprachdenkens heraus.

Wenn nun quer durch diese alten fränkischen Siedlungsgebiete die heutige, nun schon über tausend Jahre alte Sprachgrenze hindurchzieht, kann sie keine Siedlungsgrenze gewesen sein. Sie ist vielmehr das Ergebnis einer romanischen Rückbewegung in spätfränkischer Zeit, die durch das Eindringen romanischer Wörter ins germanische Gebiet wiederum gekennzeichnet ist, am deutlichsten fühlbar in den Weileramen, diesem bezeichnenden Erzeugnis der fränkischen Reichskultur der Spätzeit, in dem der germanische Geist zwar abgeschwächt, aber noch deutlich merkbar ist. Was früher als Ueberbleibsel der antiken Kultur in Westdeutschland betrachtet war, ist, da es bei den frühesten mittelalterlichen Rodungs-siedlungen auf dem seit der römischen Zeit rückgängig gewordenen Kulturland sich findet, auf den von Westen nach Deutschland herandringenden Einfluß zurückzuführen, der auf den Haupteinbruchsstellen an Maas und Mosel und durch die burgundische Pforte hereinkam. Die Hauptursache für die verschiedenartige Entwicklung der beiden Völker im Westen und Osten liegt in der Gegenfälligkeit des Volkstums, das die Grundlage für die fränkische Ueberlagerung bildet. Am Rhein hatte sich eine hinreichend germanische Bevölkerung erhalten, zudem noch in Verbindung mit dem ehemals freien Germanien; gerade hierin sind ja die Feststellungen der Vorgeschichte besonders grundlegend. Infolge der starken inneren Widerstandskraft dieses Volkstums, das die darüber hinweggehende römische Reichskultur nicht hatte auslöschten können, war hier die Möglichkeit für eine völlig neue Kultur gegeben. Die andere Volksgrundlage ließ im Seinebecken das Frankentum dem Ansturm der romanischen Welt erliegen. Auch das Rechtsleben, das im West- und Ostreich nach germanischen Grundsätzen aufgebaut war, geht in der spätmereowingischen Zeit auseinander, sodaß im Westen viel vom germanischen Volksrecht weichen muß, was sich z. B. deutlich in der Stellung der Grafen in karolingischer Zeit kundgibt. Der tiefe Gegensatz zwischen romanischer und germanischer Staatsauffassung ist im Gegensatz von Neustrien und Austraßen greifbar. Erst die austraischen Karolinger haben dem germanischen Gedanken zum Durchbruch verholfen, indem sie an der übrigen germanischen Welt Rückhalt suchten und die Herrschaftsbasis in den rheinischen Raum zurückverlegten.

Damals ist auch die Festlegung der Sprachgrenze allmählich eingetreten, die eine germanische Rückzugslinie der späteren Zeit darstellt; nur so ist der Umbruch der Westostlinie

an der Maas zur Nord-südrichtung zu erklären, mit dem romanischen Keil nach Metz und Trier, der eine Folge der vom Mittelmeer herauf durch das Seinebecken nach Osten weiter strahlenden Romanisierungswelle ist. Das sich immer wieder bewährende Volkstum prägte die beiden Welten immer stärker aus, daß die Grenze allmählich fest wurde. An der germanischen Volksgrundlage als dem tragenden Untergrund des Ostreiches ist dann die Einheit des fränkischen Staates unaufhaltbar zerbrochen.

Reicher Beifall folgte diesen Ausführungen, die mit der Neuartigkeit der Forschungsweise, ihrer grundsätzlichen Unbedingtheit und ihrer eindringlichen Klarheit einen tiefen Eindruck bei den Hörern hinterließen.

H. G.

Vortrag von Prof. Dr. H. Gropengießer: Alte Heilquellen auf deutschem Boden am 17. November 1936.

Das Wasser hat, wie der Redner eingangs betonte, sowohl als strömendes wie als sprudelndes, quellendes immer einen besonderen Eindruck auf den einfachen, natürlich empfindenden Menschen gemacht. So verstehen wir in der Vorzeit die göttliche Verehrung der Flüsse und Quellen, die auch in unserem Odenwald durch das Christliche hindurch mancherorts erkennbar ist. Und die Sprache hatte ein altdeutsches, jetzt leider untergegangenes Wort „heilwac“ für das an heiligen Zeiten geschöpfte und daher wunderkräftige Wasser. Am eindringlichsten aber ist uns dieser Glaube an das von Sekunde zu Sekunde sich ewig erneuernde Wunder — von Urquell und Lebensquell redet die Sprache — durch die Weihgaben seit der jüngeren Steinzeit bezeugt, da der Mensch durch diesen einfachen Fruchtbarkeitszauber die Segenskraft in seinen Bereich bannen wollte. Unter den zahlreichen Beispielen der Vorzeit — auch im Norden, wie Funde aus Dänemark und Schweden lehren — ragt der Bronzefund an den Quellen von Pyrmont besonders hervor, wo die Fibeln und andere Stücke bis in die römische Kaiserzeit hineinreichen und teilweise prachtvolle Erzeugnisse des Kunsthandwerks darstellen; auch der Quellsfund von Duz in Böhmen und die 4 silbernen Reisebecher der römischen Zeit aus den Heilquellen von Vicarello bei Rom wurden gestreift. Wer einmal im Engadin-Museum von St. Moritz vor den dicken ausgehöhlten Lärchenstämmen der Mauritiusquelle gestanden hat, dieser Quellsfassung aus der Zeit um 1000 v. Chr., die bis 1907 ihren Dienst getan hat, den umfängt der ganze ehrfurchtsvolle Schauer vor menschlicher Erfindungsgabe der Vorzeit.

Das Leben an den Heilquellen können wir aber erst richtig fassen in römischer Zeit, die nun im Rheinland alle Formen der städtischen Kultur des Südens sich auch hier entwickeln läßt und durch die Inschriften zu uns eine deutliche Sprache redet. Nicht nur von römischen Dingen, sondern auch von den einheimischen Glaubensvorstellungen, die sich jetzt in dies Gewand kleideten. So hören wir aus Bad Bertrich und Gerolstein in der Eifel von den alten einheimischen Quellgöttinnen, und auch bei den einfachsten Sauerbrunnen, sei es der Eifel oder der Wetterau, sind römische Münzen als beliebte Weihgaben gefunden worden. Daß dann Heilquellen in der Nähe größerer Städte nach der verfeinerten Lebenshaltung und den gehobenen Ansprüchen des Südens ausgebaut wurden, nimmt nicht Wunder; neben kleineren wie

Kreuznach, Mierstein, Badenweiler, Lachen stehen die schon damals bedeutendsten von Wiesbaden und Baden-Baden. Auch ein Seitenblick auf das römische Gallien mit seinen zahlreichen Bädern wie Bichy u. a. fehlte nicht. Den zweiten Teil seiner Ausführungen widmete der Redner dann dem römischen Baden-Baden, das ihm von früheren Arbeiten dort besonders bekannt war. Von Straßburg aus scheint hier von 74 n. Chr. an das Leben, zuerst unter der militärischen Deckung durch ein Kastell, richtig begonnen zu haben, das alles frühere völlig weggefegt hat. Nur die wohl keltische Befestigung auf dem Battert läßt hier noch einiges ahnen. In bunter Fülle rollten nun auf Lichtbildern die Hauptstücke der dortigen Funde vorüber, Soldatengrabsteine und solche von Bürgern, Inschriften von militärischen und städtischen Bauten, wie z. B. dem Zunft Hause der Feuerwehr. Weihen- und Denkmäler an verschiedene Götter, auch da wieder die einheimischen im römischen Gewande, zeugen von dem Glauben, daß die heißen Quellen, die ja dem Orte seinen römischen

Namen und in deutscher Uebersetzung von da aus unserem Lande gegeben haben, ein Geschenk der Götter seien. Nicht ohne Grund steht inmitten der Quellen auch heute das christliche Gotteshaus, mit seinem schlanken Turme gen Himmel weisend. Hier wird es ganz besonders klar, wie der Mensch immer wieder sein Leben auf die Natur gründet. Und wenn heute inmitten des weiten Waldtales Tempo und Rhythmus weltstädtischen Lebens um diese berühmten heißen Quellen brandet, mitten darin aber die Altstadt des Mittelalters teilweise verjährt auf ihre so ganz andersartig geordnete Umgebung herabblüht, so stehen wir vor den gleichen Gegensätzen, als von Straßburg her die verfeinerte städtische Kultur der römischen Zeit von dem stillen Winkel süddeutscher Waldesnatur Besitz ergriff. In diesem Zwiespalt wirkt der eigenartige Zauber, der den Besucher noch heute in Baden-Baden umfängt. Reicher Beifall dankte dem Vortragenden, der schnell für einen durch Krankheit plötzlich verhinderten Redner eingesprungen war.

H. G.

Zeitschriften- und Bücherschau

„Volk und Scholle“, Zeitschrift des Landschaftsbundes Rheinfranken-Hessen-Nassau.

In der Zeitschrift des Landschaftsbundes Rheinfranken-Hessen-Nassau „Volk und Scholle“ berichtet im Januarheft Hans v. d. Au über einen „stillen Winkel für Heimatkunde“ in Lindensfels im „Baureneck“, dem Haus des Oberstleutnants Baur de Bétag. Funde aus der Burg mit alten Waffenresten, aus der ehemaligen Kirche, alte Trachtenstücke, Hausrat, wertvolle Briefe, Stammbücher und Gemälde und vieles andere birgt das Haus dieses Sammlers. Im Juni-, Juli- und Augustheft veröffentlicht derselbe Verfasser Altlindensfelder Lieder aus der handschriftlichen Sammlung Baur's. Im Augustheft behandelt Heinrich Winter Brunnen im Brauchtum und zieht mit den Beispielen aus Affolterbach, Oberschönmatte, Eiterbach, Wilhelmsfeld, Flokenbach auch Brunnen aus dem Mannheimer Wandergebiet herbei. Das Märzheft enthält eine Beschreibung der Torhalle in Lorsch von Wilhelm Frey auf Grund der neuen Grabungen und Wiederherstellungsarbeiten. In Heft 9, September, befassen sich zwei Aufsätze mit der auch Mannheimer Wanderern bekannten Leonhardskapelle bei Falkengefäß im Finkenbachtal oberhalb Hirschhorn. Fritz Rodnagel gibt eine genaue Beschreibung der Reste. Ueber die Grundrißanlage und Bauzeit war man bisher vollkommen im Unklaren, da nur 15 Meter Mauerreste einer Außenwand über der Erde erhalten sind. Im 16. Jahrhundert noch in Benützung, verfiel die Kapelle nach der Reformation. 1824 baute man Säulen davon im Friedhof von Beerfelden und Fenster in der später niedergelegten Schloßkapelle zu Fürstenau ein. Der Rest der Kapelle wurde Steinbruch. 1930 ging das Gelände in hessischen Staatsbesitz über. Im Spätherbst wurden unter Leitung Rodnagels Ausgrabungen begonnen. Dadurch wurde nicht nur die Grundrißanlage geklärt, sondern nach den gefundenen Steinmehzeichen Hans Ejer aus Amorbach als Erbauer in der Zeit zwischen 1474 und 1506 erkannt. Der Vergleich mit der von ihm erbauten Kapelle zu Steinbach bei Mudau bestätigt die Annahme. Die

Sakristei entstand aber erst zwischen 1500 und 1520. Friedrich Mößinger reiht im selben Heft die Leonhardskapelle als Quellheiligtum in den Quellenkult unserer Heimat ein, dem viele Sagen gelten. Die Kirche in Schöllnbach, die Kapelle von Amorsbrunn bei Amorbach und die Odilienkapelle zu Hesselbach, die Kirche von Güttersbach und Neunkirchen sind hessische Beispiele. Die „Waldbroderskapelle“ bei Hirschhorn und die Kapelle am Leonhardsberg bei Hüttental weisen ebenfalls auf den hl. Leonhard hin, dessen Namen in Flur- und Waldnamen wie „Leonhardsgrund“ und „Leonhardskopf“ wiederkehrt. Um die Kapelle bei Falkengefäß selbst ranken sich mancherlei Sagen.

K. Gr.

Willi Andreas, Der Bundschuh. Die Bauernverschwörungen am Oberrhein. Verlag Hermann Schaffstein in Köln aus der Sammlung „Schriften zur völkischen Bildung“ (Herausgeber Dr. Johann Böhler). Preis kartonniert 0,40, gebunden 0,80 R. H.

Der bekannte ausgezeichnete Kenner und Gestalter der Vorreformationszeit erstrebt in dem ungemein wohlfeilen Bändchen eine knappe, dem Stande der Wissenschaft entsprechende und zugleich volkstümliche Darstellung zu geben. Dies ist ihm in muster-gültiger Weise gelungen. Ausgehend vom Aufkommen des Bundschuhs als des Sinnbildes von Bauerntum und Volkstümlichkeit schildert der Verfasser zunächst die Aufstandsbewegung im Elsaß 1493, bei der jener Schlettstadter Almann als Führer ein tragisches Ende fand. In dem Bruchjaler Aufstand 1502 tritt dann zum erstenmale Joß Fritz hervor, der später im Breisgau 1513 und in der letzten Verschwörung 1517 eine so wichtige Rolle spielte. Dazwischen liegt der Versuch des „armen Konrad“ in Bühl 1514, bei dem Bastian Gugel Führer und Opfer war. Als Vorspiele zum großen Bauernkrieg erwecken all diese schlecht geleiteten und erfolglosen Aufstandsversuche der Bauern mit ihren klar aufgezeigten Verankerungen in der jeweils maßgebenden Struktur der Einzelstaaten rege Anteilnahme jedes Freundes der Heimatgeschichte.

K. Gr.

Gerh. Rattermann, Markgraf Philipp I. von Baden und sein Kanzler Dr. Hieronymus Beus in der badischen Territorial- und in der deutschen Reichsgeschichte bis Sommer 1524. Freiburger Dissertation 1935.

Die Arbeit umfaßt nur die beiden ersten Kapitel der gesamten Reichs- und Kirchenpolitik Markgraf Philipps, die der Verfasser bearbeitete. Der Markgraf griff als Statthalter am kaiserlichen Reichsregiment zu Eßlingen und Speyer, im Bauernkrieg am Oberrhein, durch sein Interesse an den Besitzungen und Würden im Herzogtum Luxemburg nicht ohne Bedeutung in die Reichspolitik ein.

Die Darstellung geht aus von den Anfängen Markgraf Philipps, seiner Jugend, Heirats- und Regentschaftsjahren und schildert den Werdegang des Kanzlers Dr. Beus. Die Reichspolitik in den Jahren 1515—24 wird durch den Wormser Reichstag, die politischen Spannungen in Württemberg und in den Sickingenschen Fehden, den schwäbischen Kreistag von 1517 und die Kaiserwahl von 1519 bestimmt. Beim Wormser Reichstag 1521 trat der markgräfliche Kanzler in den ständischen Sonderverhandlungen mit Luther hervor. Die Übernahme der Statthalterschaft am Reichsregiment 1524, die Feldhauptmannschaft über die vorderösterreichischen Lande füllten die nächsten Jahre. Heiratsverhandlungen mit Bayern wegen Philipps Tochter, die schließlich bayrische Herzogin wurde, der 1. Nürnberger Reichstag und der schwäbische Kreistag von 1522, Sickingens Sturz und der 2. Nürnberger Reichstag geben der Zeit bis 1524 ihr Gepräge. R. Gr.

Hans Kunis, Wildenberg, die Gralsburg im Odenwald. Verlag M. Schäfer, Leipzig. Unbekanntes Deutschland, Band I.

Kunis führt den Leser anhand einer Reihe guter Abbildungen durch alle Räume der Burgruine und erläutert die Entstehung der Burg und ihre Baugeschichte. Mit besonderer Liebe widmet er sich der Deutung der vorhandenen Inschriften. Auch alle Steinmehzeichen sind im Bilde wiedergegeben. Der Verfasser kommt zum Schluß, daß die Burg zwischen 1170 und 80 entstanden sein muß. Den baugeschichtlichen Teil schließt ein Rekonstruktionsversuch ab.

Nachdem dann die Geschichte der Erbauer der Burg, der Herren von Durne, kurz gestreift ist, verbreitet sich der Verfasser anhand schriftlicher Urkunden über die Schicksale des Wildenberges. (Übergang an den Bischof von Mainz, 1271, Plünderung und Zerstörung im Bauernkrieg, 1525.)

Neben dem Wert als Denkmal einer romanischen Burganlage kommt dem Wildenberg erhöhte Bedeutung zu, weil Wolfram von Eschenbach mehrere Jahre seines Lebens auf der Burg zugebracht und auch Teile seines Parzival wohl dort verfaßt hat. Auch hierfür trägt Kunis Beweise zusammen. Er schließt mit dem Wunsche, daß der Wildenberg, wie er die Burg in Anlehnung an alte Nennungen bezeichnet, eine nationale Weihestätte zu Ehren des großen deutschen Dichters werden möge.

Ein genauer Anhang über das bisherige Schrifttum ermöglicht es jedem Leser, sich eingehender mit dem Wildenberg und seinen Problemen zu befassen.

Das Buch kann jedem sehr empfohlen werden, der sich die Burg ansehen oder sich mit ihrer Geschichte und dem Aufenthalt Wolframs in ihren Mauern rasch vertraut machen will.

Dem Buch ist ein Aufruf zum Beitritt in den Wolfram-von-Eschenbach-Bund e. V., Amorbach, angeschlossen.

Die Erforschung des „Deutschen Montsalvat“ schreitet indessen weiter, ausführliche Studien sind, wie wir hören in Vorbereitung. L. Sch.

Peter Harers wahrhaftige und gründliche Beschreibung des Bauernkriegs. Herausgegeben von Günther Franz. Kaiserslautern 1936. Der Ruprecht-Karl-Universität in Heidelberg zur Feier der 550 jährigen Wiederkehr ihres Stiftungstages gewidmet von der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.

Die Schrift Peter Harers war bisher nur in dem 1625 in Frankfurt bei Joh. Ammann erschienenen ungenauen Druck zugänglich gewesen, den G. Droysen in seinen „Materialien zur neueren Geschichte“ buchstabengetreu nachdrucken ließ. Es ist ein Verdienst des Herausgebers, die für den pfälzischen Raum einzige, zeitgenössische Darstellung als unentbehrliche Quelle in einer kritischen Neuausgabe erschlossen zu haben. Peter Harer war in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Kanzleischreiber des pfälzischen Kurfürsten in Heidelberg und nahm als dessen Sekretär am Feldzug gegen die Bauern teil. Sein Bericht gilt der siegreichen Obrigkeit, der er Rechenschaft gibt über „die wunderlichste Entpörung, Aufruhr und Widersezung der Untertanen wider ihren Oberkeiten“. So begleitet er den Aufstand vom Hegau zum Odenwald ins Frankenland und nach Schwaben, überall die „tyrannischen Handlungen“ der ganz „verblendeten, onchristlichen, unerbaren und freventlichen“ Bauern ankreidend. Ihre Niederwerfung durch die Fürsten in der Pfalz, in Hessen, im Kraichgau und Frankenland schildert Harer mit scheinbar sachlicher Treue, aber ohne Verständnis für die Geschlagenen. Der Wert der Schrift für die Heimatgeschichte wird durch diese offenkundige Parteinahme nicht beeinträchtigt.

R. Gr.

Inhalt:

Aufruf — Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Prof. Dr. iur. Friedrich Ehrard, Konstanz: Johann Goswin Widder und seine Familie — Dr. Julius Henderhoff, Düsseldorf: Von badischen Führerpersönlichkeiten im Zeitalter der Reichsgründung; zum Bildnis Franz von Roggenbachs und Julius Solls — Lehramtsassessor Dr. Fritz Zimmermann, Dortmund: Kurpfalz und Speyer im Streit um das Dorf Brühl im 17. Jahrhundert — Oberstudiendirektor i. R. Dr. Albert Becker, Heidelberg: Mit Goethe über die Deutsche Weinstraße nach Mannheim 1771 — Pfingsttagung der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgesichte“ in Mannheim vom 2.—5. Juni 1936 — Aus dem Schloßmuseum: Vom Fels zum Edelstein; Olympia; Mannheimer Kunst in Vergangenheit und Gegenwart; Die Mannheimer Planken; Deutsche Kunst (G. Jacob und H. Gropengießer) — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften- und Bücherchau.

Mannheimer Altertumsverein Fernruf über Rathaus 340 51 Klinker 208; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang XXXVII

November/Dezember 1936

Heft 10-12

Mitteilungen aus dem Alttertumsverein

Durch das neue Reichskulturkammergesetz ergab sich die Lage, daß der Verein, wenn er seine Zeitschrift mehr als 3 mal im Jahre erscheinen lassen will, das unbeschränkte und unwiderrufliche Eigentums- und Urheberrecht an einen noch zu bestimmenden Berufsverleger übertragen muß. Der Vorstand hatte die Absicht, die Zeitschrift zunächst etwa 6 mal im Jahre erscheinen zu lassen; aber dies wäre an die vorher genannte Bedingung geknüpft gewesen. Um der Freiheit des Entschlusses willen glaubte der Vorstand, diese unwiderrufliche Bindung nicht eingehen zu sollen, und hat beschlossen, die Geschichtsblätter nunmehr vom Jahrgang 38, 1937 ab 3 mal im Jahre als Heft 1, 2, 3 und dafür diese in verstärkter Form erscheinen zu lassen. Wir bitten unsere Mitglieder, davon Kenntnis nehmen zu wollen.

In den Tauschverkehr mit den Geschichtsblättern sind neu eingetreten: Das Museum vorgotischer Alttertümer in Kiel mit seinem Jahrbuch; die badische Gewerbebücherei in Karlsruhe mit „Badische Werkkunst“; die Stadt- und Universitätsbibliothek Göteborg (Schweden) mit: Göteborgs och Bohusläns Fornminnesförenings Tidskrift; der Geschichtsverein Stadt und Tal Münster im Elsaß mit seinem Jahrbuch.

Damit hat die Zahl der im Tauschverkehr in unserer Bücherei ständig zugehenden Zeitschriften erneut

wertvollen Zuwachs erfahren; sie stehen unseren Mitgliedern zur Einsichtnahme jederzeit bereit.

Ferner werden die Mitglieder auf die Dauerkarten hingewiesen, die für sie und ihre Familienangehörigen zum Besuch des Schloßmuseums berechtigen und gegen Vorzeigen der Mitgliedskarte zum Preise von R. 11 —,50 in der Kanzlei des Schloßmuseums erhältlich sind.

Ausflüge sind geplant: Im Mai zu den Burgen bei Klingenmünster, im Juni auf die Wildenburg bei Amorbach, im Juli nach Kaiserslautern.

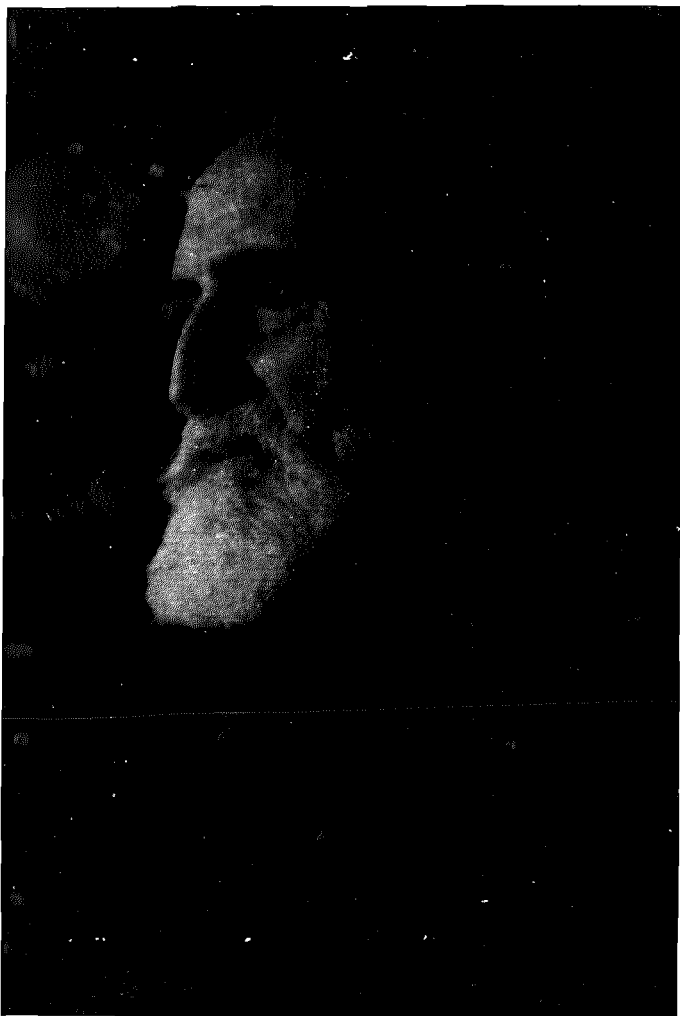
Wir erinnern daran, daß die noch nicht eingegangenen Mitgliedsbeiträge für 1937 durch Postnachnahme (zuzüglich Portokosten) erhoben werden, sofern uns keine andere Mitteilung zugegangen ist.

*

Am Montag, den 19. April findet um 20.30 Uhr im Museumsaal ein Lichtbildvortrag des Herrn Museumsdirektors Dr. Gustaf Jacob statt:

Vom Federhut zum Stahlhelm
Mannheim als Festung und Garnisonsstadt.

Ueber die Veranstaltung, die als Jahresfeier des Wiedereinzugs unserer Wehrmacht am Rhein und in unsere Stadt (8. März 1936) gedacht ist, wird den Mitgliedern eine besondere Einladung zugehen.



Geheimer Regierungsrat Ludwig Mathy †

(Aufnahme von Frau Prof. Braus 1929)

Der Altertumsverein betrauert den Verlust seines Ehrenmitgliedes, des Geheimen Regierungsrats Ludwig Mathy, welcher am 6. Januar 1937 in Heidelberg im 88. Lebensjahre gestorben ist.

Geboren am 2. April 1849 in Efringen, zog er nach dem Tode seines Vaters Heinrich Mathy mit seiner Mutter nach dem früheren Wohnsitz der Familie in Mannheim, wo er seine Jugend und Schulzeit bis zur Reifeprüfung 1868 verbrachte. Seine philologische Studienzeit unterbrach er durch seine Teilnahme am Kriege 1870/71 und beendete sie nach dem Kriege an der neugegründeten Universität Straßburg. Zunächst als Lehrer in Mühlhausen (Elsaß) verwendet, übernahm er später in Karlsruhe die Erziehung des Prinzen Ludwig von Baden und war nach Beendigung dieser Aufgabe von 1881—1899 als Professor am Gymnasium in Mannheim und am Großherzoglichen Institut tätig. Er wurde dann Direktor des Gymnasiums in Konstanz, bis er in den Oberschulrat

berufen wurde, der im Kultusministerium später aufging. Im Jahre 1914 trat er in den Ruhestand. Aber als begeisterter Soldat nahm er als Major der Landwehr am Weltkrieg in verschiedenen Stellungen der Etappe teil. Nach dem Krieg lebte er in Mannheim und seit 1922 in Heidelberg. In diesen letzten 18 Jahren widmete er sich, geistesfrisch bis zuletzt, besonders familiengeschichtlichen Forschungen und dem in seiner Zeitschrift „Deutsche Baconiana“ geführten Kampf für seine Ueberzeugung, daß Shakespeare's Dramen von Baco von Verulam verfaßt seien.

Zu allen Zeiten ist er aber ein guter Mannheimer geblieben. Das werden seine vielen Schüler und Schülerinnen bezeugen, die in treuer Anhänglichkeit ihm stets verbunden blieben. Das beweist seine öffentliche Wirksamkeit, die besonders in der Schaffung des Mannheimer Militärvereins und in der Gründung der deutschen Volkspartei nach dem Zusammenbruch hervortrat. Aber auch der Mannheimer Altertumsverein hatte sich seiner besonderen Zuneigung zu erfreuen. Nicht nur als Mitglied des Vorstandes von 1917—1922, sondern namentlich durch seine Vorträge, seine zahlreichen Aufsätze in den Mannheimer Geschichtsblättern und durch seine „Studien zur Architektur und Skulptur in Mannheim im 18. Jahrhundert“, für deren Erhaltung er mutig eintrat, hat er sich bleibende Verdienste um Mannheim und den Altertumsverein erworben. Sie sichern dem durch sein stets sachliches, gerechtes und dabei doch gewinnendes Wesen ausgezeichneten Manne auch im Altertumsverein ein dauerndes, dankbares Gedenken. Ihm zum Gedächtnis legte Professor Dr. Gropengießer im Namen des Vereins mit ehrendem Nachruf einen Kranz an der Bahre des Verewigten nieder. W. C.

Der Verein betrauert ferner noch das Ableben folgender langjährigen Mitglieder:

- Dr. Fetisch, Josef, P 3, 14
- Gjottschneider, Josef, Direktor, B 6, 30
- Dr. Hartmann, Gabriel, Heidelberg, Zähringerstr. 32
- Frl. Hirschbrunn, Erna, F 2, 16
- Irshlinger, Heinrich, M 2, 15 b
- Dr. Peitavon, Ludwig, Heidelberg, Schillerstr. 23
- Kenz, Karl, Stadtpfarrer i. R., Luisenring 44
- Koemer, Albrecht, Stadtoberbaurat, Almenstr. 11
- Dr. Sauerbeck, Karl, Charlottenstr. 15
- Frau Schlatter, N 3, 3
- Geh. Hofrat Dr. Schneider, Otto, A 2, 1
- Dr. Ulrich, Hellmuth, Q 1, 4
- Werner, Horst, Waldparkstr. 32
- Frau Wigigmann, Elise, R 7, 12/13



Abb. 1

Spätgotische Buchkunst aus dem Besitz der Mannheimer Schloßbücherei

Von Herbert Stubenrauch

Am 31. Januar 1937 wurde in jenen drei schönen Sälen, die das Städtische Schloßmuseum wechselnden Veranstaltungen vorbehält, eine Ausstellung unter dem Titel „Spätgotische Buchkunst“ eröffnet, für die die Städtische Schloßbücherei verantwortlich zeichnet. Als deren Vorstand benutze ich gern die mir von

den Herausgebern dieser Zeitschrift liebenswürdig eingeräumte Gelegenheit, über den leitenden Gedanken dieser Bücherchau, ihre Absichten und ihre Gliederung einige betrachtende Worte zu äußern.

Seit drei Jahren hat es sich die Schloßbücherei zur Gewohnheit gemacht, Erinnerungstage von bedeutenden Dichtern und Denkern der Vergangenheit zum Anlaß zu nehmen, den jeweils einschlägigen Besitz an seltenen Erst- oder Frühdrucken aus allen Zeiten und Breiten des Schrifttums aufzuzeigen. Regelmäßige Benutzer der Bibliothek haben auf diese Weise manche sprengende Großtat europäischer Geistesgeschichte in ihrer Urgestalt, manches unvergängliche Juwel der Weltliteratur in seiner oft so armseligen ersten äußeren Fassung kennen gelernt. Der Erfolg dieser kleinen bibliophilen Unternehmungen, die sich allerdings mit dem bescheidenen Mobiliar zweier Pultvitrinen begnügen müssen, gebar zwangsläufig den Wunsch, die Schätze der Schloßbücherei auch einmal in einem größeren Rahmen und nicht bloß in Beschränkung auf eine einzelne Persönlichkeit auszubreiten. Der Durchführung eines solchen Planes stand indessen eine erhebliche Schwierigkeit entgegen: das gänzliche Fehlen geeigneter Räumlichkeiten, insbesondere aller musealtechnischen Einrichtungen. Doch half, als der Entschluß ernstlich gefaßt war, der Schloßbücherei über dieses Hindernis ihr Nachbar-

institut, das Schloßmuseum, hinweg. Und ich möchte an dieser Stelle nicht nur dessen Direktor, Herrn Dr. Gustaf Jacob, für die bewiesene Gastfreundschaft und seine weitgehende sachliche Unterstützung, von der unten noch ausführlicher die Rede sein wird, sondern in gleichem Maße auch Herrn Oberverwaltungsrat Dr. Helmut Bartsch als dem zuständigen Referenten für seine verständnisvolle Förderung meinen aufrichtigen Dank wiederholen. Ihnen beiden gebührt zu einem wesentlichen Teil das Verdienst an dem Zustandekommen und Gelingen der ersten größeren Ausstellung, mit der sich die Schloßbücherei auch bei solchen Kreisen der Mannheimer Bevölkerung in Erinnerung bringen durfte, die nie oder nur selten zu beruflichen oder wissenschaftlichen Zwecken den Weg zu ihr finden.

Daß dieser erste Versuch, die öffentliche Anteilnahme für das gewiß wenig populäre, einigermaßen abseitige Gebiet buchkundlicher Wissenschaft zu wecken, dem Thema „Spätgotische Buchkunst“ unterstellt wurde, bedarf kaum einer Rechtfertigung. Denn wer eine kulturelle Erscheinung begreiflich machen will, beginnt am zweckmäßigsten dort, wo sie die Geschichte entscheidend beeinflusst. Und langjährige Erfahrung hat mich belehrt, daß selbst eingeschworenen Bücherfreunden die Tatbestände und Sachverhalte von den Anfängen des Buchdrucks, obwohl er zu den unwälzendsten Erfindungen gehört, nur recht oberflächlich vertraut sind. Eher könnte man den Einwurf gelten lassen, warum ich ungeachtet der Nähe der Heidelberger Universitätsbibliothek mit ihrem großartigen Schatz an mittelalterlichen Handschriften und ihren rund 1700 Inkunabeln gewagt habe, ausschließlich mit dem damit in keiner Weise vergleichbaren, ja geradezu bescheidenen Besitz der Schloßbücherei eine so anspruchsvolle Aufgabe zu lösen. Gewiß, es

wäre ein Leichtes gewesen, mit Hilfe von Leihgaben eine Anhäufung spätgotischer Buchdenkmäler zu erzwingen, bei der gelehrte Kennerenschaft nichts vermißt haben würde, was Rang und Ruf besitz. Aber es kam ja nicht darauf an, den Begriff „Spätgotische Buchkunst“ mit enzyklopädischer Leztlichkeit zu demonstrieren. Vielmehr stand im Vordergrund aller Erwägungen lediglich der Wunsch, die dem Mannheimer Publikum unvertraute Ergiebigkeit seiner Schloßbücherei an einem Beispiel zu veranschaulichen, das durch seine ungewöhnliche Eigenart, seine historische Bedeutung und seinen ästhetischen Reiz Auge und Geist ganz besonders zu fesseln und damit in einem höheren Sinne kulturwerbend anzusprechen vermag. Da außerdem glückliche Zufälle es gesüßt haben, daß sich dank der reichen Hinterlassenschaft des Paters Desbillons¹⁾ und aus sonstigen Sammlungen in den Regalen der Schloßbücherei eine stattliche Anzahl gerade der buch- und illustrationsgeschichtlich entscheidendsten Denkmäler aus dem 15. und frühen 16. Jahrhundert zusammenfanden, so trug ich keine Bedenken, dieses in Mannheim noch nie gezeigte Material trotz seiner Lückenhaftigkeit ausstellungsmäßig zu verwerten.

Ist damit die inhaltliche Begrenztheit dieser Unternehmung bereits angedeutet, so möchte ich gleich noch einen Mangel bekennen, der aber nicht nur dieser, sondern überhaupt jeder Buchausstellung anhaftet. Damit meine ich die Unmöglichkeit für den Betrachter, in einem ausgelegten Buch zu blättern, um es in seiner Gesamtheit kennen zu lernen. Zwei aufgeschlagene Seiten eines Buches geben immer nur eine bloß ungefähre Andeutung seines Wesens. Wer ein altes Buch in der ganzen Fülle seiner gleichsam leiblichen Existenz (also abseits aller nur gedanklichen Inhaltsverie) genießen will, muß es in die Hand nehmen. Nur dann gewahrt er den feinen Geruch, den das Leder des Einbandes seit Jahrhunderten heimlich verströmt, er spürt zwischen den Fingern die porige Haut handgeschöpften Papiers, sein Blick, gefesselt von der wechselnden Ornamentik der Lettern, erahnt von Seite zu Seite tiefer die geheimnisvolle Wohlthat im Ebenmaß der Zeilen. Kurzum, das Buch erwacht zu persönlichem Dasein, sein totgeglaubter Atem weht aus dem Anliß seiner eigenen Gegenwart lebendig auf und es redet vernehmlich die Sprache vergangener Zeit. Dieses gewissermaßen sinnliche Erlebnis von Büchern, die wie hier vor fast einem halben Jahrtausend Menschengestalt und Menschenhand gestaltete, kann durch die trennende Glaswand der Vitrinen hindurch nie vermittelt werden. Am allerwenigsten dann, wenn wie in unserem Falle der Nachdruck auf dem Bilderschmuck der Bücher liegt und von dessen oft grandioser Vielzahl in einem einzelnen Druck selten mehr als eine einzige handgemalte Initiale oder ein einziger Holzschnitt schaubar gemacht werden können.

Einer anderen Gefahr, der viele Buchausstellungen gegenüber der Aufnahmefähigkeit ihrer Besucher so leicht erliegen, ist, wie ich glaube, die „Spätgotische Buchkunst“ entgangen, und damit komme ich zu dem Gestaltungsprinzip dieser Ausstellung selbst. Nichts wirkt ermüdender auf das Auge als die stete Wiederholung aufgeschlagener Buchseiten. Die Gleichförmigkeit des optischen Eindrucks schläfert allzu rasch jede noch so aufgeschlossene Anteilnahme ein. Bei der Ueberlegung, wie der böse Geist der Langweiligkeit aus den Sälen verbannt bleiben möchte, kam ich auf den Einfall, die strenge Linienführung der Schaukästen mit zeitentsprechenden Werken der bildenden Kunst zu durchsetzen und solcherart abwechslungsreich aufzulockern. Herr Dr. Jacob ging auf diese Anregung bereitwilligst ein und stellte alles zur Verfügung, was immer sich an gotischen Holzkulpturen, Tafelmalereien, Möbelwerk oder Textilien in seinem Museum vorfand und für die dekorative Umrahmung der Ausstellung verwendbar erschien²⁾. Seine vorbildliche Hilfsbereitschaft ging sogar so weit, einige besonders bemerkenswerte gotische Kunstdenkmäler aus Privatbesitz auszuleihen³⁾. Auf diese Weise zog in die drei Ausstellungsräume eine Wärme anheimelnder Behaglichkeit ein, die der gefürchteten frostigen Oede keinen Platz mehr ließ. Im Gegenteile verhalf der ebenso stille wie geschmackvolle Hintergrund den Drucken in ihren Vitrinen zu einer ganz wesentlich gesteigerten Wirkung. Und vor allem: die Einordnung der für viele Betrachter ja ganz ungewohnten Kunstformen spätmittelalterlichen Buchschmucks in die geläufigere Vorstellungswelt der Gotik erfuhr mit diesem sinnfälligen Mittel, das zudem jede grundsätzliche kunsthistorische Erläuterung überflüssig machte, eine höchst erwünschte Förderung. Jedenfalls gebührt Herrn Dr. Jacob das Lob, daß dank seiner keine Mühe scheuenden Mitarbeit die Ausstellung den ausgemogenen, in sich geschlossenen Charakter bekommen hat, den ich anstrebte und der schon manchen Besucher bestrickt hat. Ich darf in der gleichen dankbaren Gesinnung für Herrn Direktor Dr. Passarge und Frau Kronberger-Frenzen hinzufügen, daß auch die Städtische Kunsthalle vornehmlich aus den Beständen ihrer Kupferstichsammlung jene Originalblätter und Faksimile-Reproduktionen beige-steuert hat, die den Wanderschmuck der Ausstellung mitbestreiten.

Und nun zur Gliederung der gezeigten Buchdenkmäler selbst! Sie versucht in ihrer gruppenmäßigen Aufteilung ein möglichst organisches und leicht einprägsames Bild vom historischen Ablauf aller Erscheinungen zu geben, die man unter dem Begriff „Spätgotische Buchkunst“ zusammenfaßt. Eine derartige chronologische Abstufung muß naturgemäß mit der spätmittelalterlichen Handschrift beginnen. Denn diese lieferte dem Buchdruck des 15. Jahrhunderts das bis in alle Einzelheiten und Eigenheiten hinein getreulich nachgeahmte Vorbild. Da die Schloßbücherei

keine vollständigen Codices besitzt, hat sie sich mit vorhandenen Fragmenten zufrieden geben müssen, die aber für den beispielhaften Zweck vollauf begnügen. Nach diesem notwendigen Auftakt beginnt dann das stimmenreiche Konzert handgemalter Initialen, Randleisten und Miniaturen: zu einer ersten Hauptgruppe ist eine Anzahl solcher Inkunabeln vereinigt, bei denen die Ausschmückung der Textseiten ausschließlich der Kunstfertigkeit des Miniators und Rubrikators anheimgestellt bleibt. Daran reiht sich folgerichtig eine zweite Hauptgruppe von Wiegendrucken, in denen nicht mehr die eigentliche Buchmalerei dominiert, sondern der handbemalte Holzschnitt zum vorherrschenden Schmuckelement geworden ist. Beugt sich demgemäß der damit abschließende erste Saal ganz unter die heitere Herrschaft der Farbe, so steht der nächste Raum uneingeschränkt unter dem feierlichen Zeichen der Linie. Denn hier sind nur solche illustrierten Wiegendrucke ausgelegt, worin der reine Holzschnitt mit seinem klaren Wechsel zwischen Schwarz und Weiß sich dem Spiegels der Buchseite innig vermählt hat. Die einzelnen Entwicklungsstufen des Schwarzweiß-Holzschnittes — angefangen bei der Ablösung von der primitiven Umrißzeichnung mit ihrer sparsamen Schattengebung und endigend bei der vom Kupferstich beeinflussten, mittels Kreuzschraffierung fast schon malerisch getönten Illustration — sind jeweils hervorgehoben.

Der dritte Saal endlich ist zwei Sondergebieten künstlerischer Buchgestaltung vorbehalten: den alten Drucker- und Verlegermarken, die die graphische Ausgestaltung des Titelblatts vorbereiteten, und dem Bucheinband, der im Kunstgewerbe der Spätgotik seine erste große Blütezeit erlebte.

Wie aus dieser summarischen Kennzeichnung des Ausstellungsinhalts ersichtlich wird, ist auf ein Gebiet buch künstlerischen Betätigungsdranges gänzlich Verzicht geleistet: auf den reichen Formenschatz der Letter. Das geschah mit voller Ueberlegung. Trotz der Tatsache, daß fast jeder Drucker der Inkunabelzeit seine selbstgeschnittenen, nur von ihm verwendeten Schriften gebrauchte, hielt ich es doch nicht für ratsam, diesen Reichtum an individuellen Schöpfungen in einer besonderen Gruppe meisterlicher Beispiele vorzuführen. Denn die reine Typographie mit ihrer mathematischen Gesetzmäßigkeit und ihrer abstrakten Architektur ist ein Gegenstand, dessen vielfältige Schönheiten sich nur dem wirklich geschulten Auge fruchtbar erschließen. So blieb zwar die reizvolle Formgeschichte der frühesten Druckschriften unbehandelt, aber dem Suchenden bieten ja schließlich die ausgelegten Drucke in dieser Hinsicht noch Anregung genug.

Um das Verständnis für die buchgeschichtlichen Zusammenhänge zu erleichtern, habe ich den sechs Gruppen



Abb. 2. Holzschnitt aus: J. Wimpfeling, *Adolescentia*, Straßburg 1500. (Original-Größe).

allgemeine Einführungen beigegeben, die in großen Zügen die wesentlichen Tatsachen herausstellen. Außerdem ist fast jedes der 134 Buchdenkmäler von einer eigenen Beschriftung begleitet, die eine kurze biographische Charakteristik des Autors, eine knappe Inhaltsangabe und natürlich eine Würdigung der buchkünstlerischen Bedeutung darbietet. Ich hielt ein sorgfältiges Eingehen auf die Verfasserpersönlichkeiten und die literarischen Inhalte deshalb für wertvoll, weil mir schien, daß jenes Stück gotischen Kulturwillens, das die Ausstellung widerspiegelt, einer Verankerung im Boden spätmittelalterlicher Geistes- und Bildungsgeschichte bedürfe, um die schöpferischen Kräfte, die einen Gutenberg trugen, noch augenscheinlicher zu machen. Diese Ausstellung will also nicht nur ein ästhetisches Bedürfnis befriedigen, sondern auch dem Verstand Wissen und Belehrung vermitteln. Doch hoffe ich, daß es mir gelungen ist, diese didaktische Nebenansicht nirgends zum aufdringlichen Selbstzweck werden zu lassen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser kurzen Betrachtung sein, über jedes ausgestellte Zeugnis spätgotischer Buchkunst Bericht zu geben. Wer sich über die Geschichte damaliger Buchmalerei, über die Anfänge des Buchholzschnittes und die Leistungen Gutenbergs und seiner ersten Nachfolger gründlicher informieren will, muß zu den einschlägigen Fachbüchern greifen⁴⁾. Wie ich es überhaupt für einen schönen Gewinn dieser

Ausstellung halten würde, wenn sie ein tiefergehendes Interesse für die vielseitigen Bereiche buchkundlicher Wissenschaft geweckt hätte. Um aber alle, die am Besuch der Bücherschau verhindert sind, nicht ganz ohne einen gewissen stofflichen Einblick zu lassen, seien wenigstens die Texte der allgemeinen Erläuterungen hier abgedruckt, die der Ausstellung als Wegweiser dienen, und an entsprechender Stelle die jeweils bemerkenswertesten Drucke zitiert.

I. Handschrift und Buchdruck. Die Erfindung der Buchvervielfältigung mit Hilfe mechanischer Mittel entsprach im Abendland dem Bedürfnis, den vielseitigen Bildungshunger des 15. Jahrhunderts mit seinem ständig gesteigerten Bedarf an Büchern als den zuverlässigsten Wahrern geistiger Werke durch möglichst rasch, zahlreich und billig herstellbare Texte zu stillen. Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg aus Mainz, der um 1440 das Handgießinstrument zur Herstellung beweglicher Lettern erfand, erfolgten Uebermittlung und Verbreitung eines Textes handschriftlich. Das anfänglich auf Papyrus, später auf Pergament, schließlich auch auf Papier geschriebene Buch — Codex genannt — erreichte im 15. Jahrhundert eine Entwicklungsstufe, die graphisch wie illustrativ für den Buchdruck weit über seine ersten Versuche hinaus das maßgebliche Vorbild blieb. Niemanden wird also die künstlerische Vollendung der frühesten Drucke überraschen, der diesen engen, genetisch bedingten Zusammenhang zwischen Handschrift und Druck nicht übersieht. Der Schreibkünstler wurde durch den Buchdrucker nur allmählich abgelöst. Und ihren Ursprung aus der hohen Tradition der Schreibmeister verleugnete die Druckkunst auch dann nicht, als sie endlich ihre eigenen, von der Technik ihres Gewerbes her bestimmten Ausdrucksformen fand. Die künstlerische Herkunft des Buchdrucks vom Codexmanuskript lehrt am überzeugendsten ein Vergleichen beider durch Anschauung. Leider besitzt die Schloßbücherei keine mittelalterlichen Handschriften. Wohl aber nennt sie eine Fülle von Büchern ihr Eigen, zu deren Pergament-Einbänden alte Codices zerschnitten worden sind. Und diese Fragmente meist spätmittelalterlicher Manuskripte genügen durchaus, um die stilistische Verwandtschaft zwischen Schreib- und Druckkunst augenscheinlich zu machen. So erübrigt sich hier jeder ausführlichere Nachweis darüber, bis in welche Einzelheiten hinein die Schöpfer der Frühdrucke die handschriftliche Praxis bei der Anordnung des Textes (Satzspiegel, Langzeile, doppelte Kolumne), dem Schriftcharakter (Typen, Ligaturen), der Ausschmückung (Initialen, Randleisten, Miniaturen) getreulich übernommen und nachgeahmt haben. Die formale Ähnlichkeit im Gesamteindruck von Handschrift und Frühdruck springt jedem Betrachter in die Augen. Es fiel Gutenberg und seinen Nachfolgern leicht, den mechanischen Erzeugnissen ihrer Pressen ganz bewußt das Aussehen von Handschriften

zu sichern, weil es ja zunächst ausschließlich Codices waren, die sie als unmittelbare Satzvorlagen verwenden mußten. Aber mehr noch sorgte ein anderer Umstand für die Angleichung des Buchdrucks an die Handschrift: die Beschäftigung des *Miniators* und *Rubricators*. Dem *Miniator* (lat. *minium* = Mennige) oblag das Einmalen von farbigen Bildern, Randleisten und Zierinitialen in den Codex, während der *Rubricator* (lat. *rubrica* sc. *terra* = rote Erde, Rötel) Textabschnitte, Satzanfänge, wichtige Wörter, Großbuchstaben etc. durch rote, zuweilen auch blaue Quer- und Längsstriche hervorzuheben hatte. Die Gepflogenheit, Druckwerke auf solche handschriftliche Weise mit Hilfe des *Miniators* und *Rubricators* zu verschönern, wurde in der Wiegenzeit des Buchdrucks ganz allgemein ausgeübt, sie verschwand mit zunehmender Industrialisierung der Offizinen erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts. So vereinigt die erste Gruppe dieser Ausstellung eine Anzahl solcher Inkunabeln (lat. *incunabula* = Windeln, Wiege, daher auch die Bezeichnung „Wiegendrucke“ für alle bis einschließlich 1500 gedruckten Bücher), deren buchkünstlerische Gestaltung noch ganz unter der lebenswerten Herrschaft kalligraphischer Praxis des Spätmittelalters steht.

II. Buchdruck und Buchmalerei. Schon in der Spätantike wurde es üblich, die Anfangsbuchstaben (Initialen, lat. *initium* = Anfang) der Texte oder einzelner Abschnitte daraus durch besondere Größe oder farbige Verzierung hervorzuheben. Dieser Brauch entwickelte sich in den folgenden Jahrhunderten zu einer Kunstübung, die oft wechselnde, dem Zeitgeschmack entsprechende Ausdrucksformen der Initialornamentik erfand. Bald als abstraktes Flechtwerk, bald in Gestalt stilisierter oder naturalistischer Pflanzen- und Tiermotive sich anbietend, prangte dieser Buchschmuck aber stets im leuchtenden Glanz meist mehrerer Farben. Die Spätgotik bevorzugte den naturalistischen Initialschmuck, doch pflegte sie auch das rein ornamental gebildete Initial bei weniger kostbaren Büchern. Während die reichgestalteten Initialen meist nur der ersten Textseite vorbehalten blieben, begnügte man sich im Inneren des Druckes bzw. Codex seit dem 15. Jahrhundert mit einfachen gerundeten Unzialen (Lombarden), die höchstens abwechselnd in roter und blauer Farbe eingemalt wurden. Bei den Inkunabeln wurde zu diesem Zweck am Anfang der einzelnen Textabschnitte in Höhe mehrerer Zeilen ein rechteckiger Raum ausgespart, in den dann der fehlende Buchstabe mehr oder minder kunstvoll hineinzumalen war. Um Fehlern vorzubeugen, bürgerte sich bald die Gewohnheit ein, in den freigelassenen Platz den benötigten Buchstaben mit winziger Letter („Repräsentant“) vorzudrucken. An die Initialornamentik anknüpfend, bildete sich in der Gotik noch eine besonders reizvolle Art künstlerischen Buchschmucks aus: die *Randleiste*. Sie entstand aus dem gotischen Zierbuchstaben, dessen Beginn und Ende in immer phantasiereichere Ranken

und Schnörkel ausliefen, bis diese kalligraphische Umsäumung des Textes schließlich zum Selbstzweck wurde und im 14./15. Jahrhundert eine künstlerisch wunderbare Vollendung erreichte. Auf diesen herrlichen, von Künstlerhänden geschaffenen Schmuck verzichteten die ersten Meister des Buchdrucks ebenso wenig wie auf das Auszieren ihrer Bücher mit Miniaturen. Unter Miniatur im engeren Sinne versteht man die bildmäßige Buchmalerei. Räumlich anspruchsvoller als Initiale und Randleiste, trat sie in den frühen Wiegendruckern als selbständiges Bild nicht eben häufig auf. Wohl aber vermählte sich die Miniatur dort mit Initiale und Randleiste dergestalt, daß bald in den Initialgrund, bald in das Rankenwerk der Randleiste zierliche Bilder eingefügt wurden, deren Darstellung dem geistlichen oder weltlichen Inhalt des Textes sinnvoll entsprachen. Die hier ausgelegten Inkunabeln zeigen alle Stufen handschriftlicher Buchkunst, von der einfachsten Initiale, die der Rubricator einschrieb, bis hinauf zur kunstvollsten Bildinitiale mit farbenprächtigem Rankenwerk, womit die meist anonymen Meister der Buchmalerei die ihnen vom Drucker anvertrauten Bücher illuminierten.

Bemerkenswerte Stücke in dieser Abteilung sind:

Anicius Torquatus Severinus Boethius: De Consolatione Philosophiae, Nürnberg bei Anton Koberger 1473. — Prachtvoll illuminiertes Exemplar mit einer Fülle sorgfältig in den Text eingemalter Initialen und einer großen figürlichen Randleiste auf dem ersten Blatt. (Diese Tröstungen der Philosophie sind das Hauptwerk des letzten heidnischen Philosophen, der am Hofe des Ostgotenkönigs Theoderich lebte; es hat auf das geistige Leben des frühen Mittelalters einen weitreichenden und langdauernden Einfluß ausgeübt.)

Petrus Lombardus: Sententiarum libri IV, Nürnberg bei Anton Koberger 1491. — 2 Bände mit schönen Initialen und kunstvoller Randleiste. (Ein berühmter scholastischer Philosoph und Theologe [† um 1160]; sein Hauptwerk, die 4 Bücher Sentenzen, bietet eine systematische Verknüpfung der Theologie mit philosophischen Fragen und galt lange als das eigentliche theologische Handbuch des Mittelalters.)

Thomas von Aquino: Summa Theologiae, Venedig bei Franciscus von Hailbrunn und Nicolaus von Frankfurt 1475. — Herrliche Initiale mit Porträtminiatur des Verfassers und goldgehöhtem Rankenwerk als Randleiste. (Der große, später heilig gesprochene Scholastiker [1225—1274] schuf mit diesem Werke das Haupt- und Grundbuch der Theologie und Philosophie des Mittelalters.)

Bonifacius VIII.: Liber sextus decretalium, Mainz bei Peter Schöffler 1476. — Ein ungemein sorgfältig vom Rubricator ausgeziertes Exemplar mit zahllosen kalligraphischen Initialen in blau, rot und braun. (Bonifatius VIII., seit 1294 Papst, hat zu den Dekretalen Gregors IX. ein 6. Buch hinzugefügt und

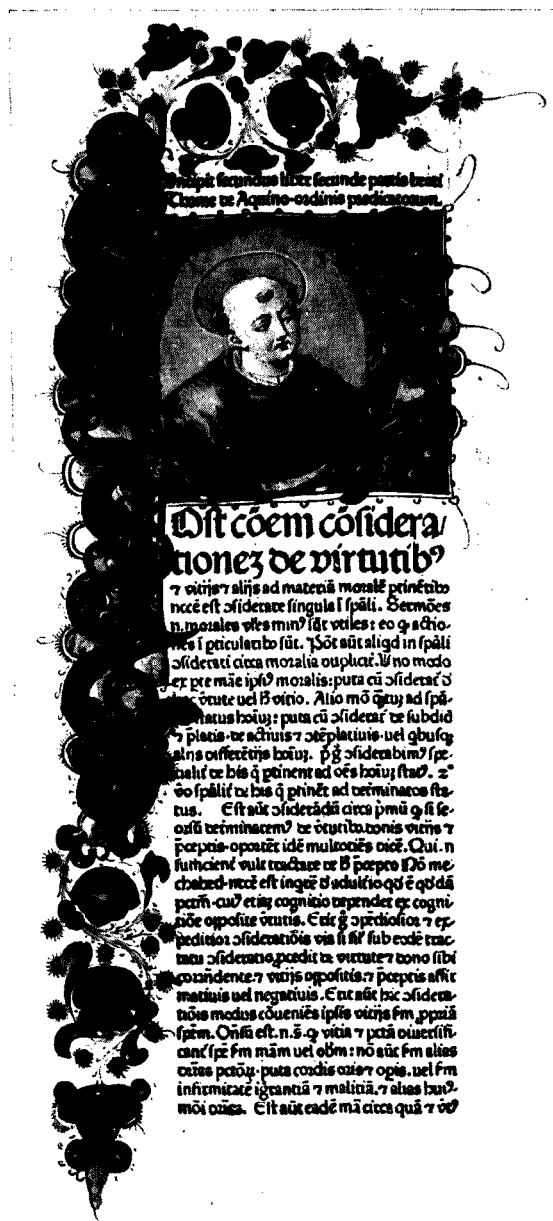


Abb. 3. Initiale mit Randleiste in Handmalerei aus: Thomas von Aquino, Summa Theologiae, Venedig 1475 (verkleinert).

damit die Grundlage des kanonischen Rechts geschaffen.)

Jacobus de Voragine: Sermones de tempore, Köln bei Conrad Winters um 1482. — Musterbeispiel einer zweifarbigen Initiale mit zierlichem kalligraphischem Schnörkelwerk. (Es ist der durch sein Erbauungsbuch der „Goldenen Legende“ berühmt gewordene Erzbischof von Genua [1230—1298], von dem hier eine Predigtammlung in lateinischer Sprache vorliegt.)

III. Der handbemalte Holzschnitt. Die Freude am sinnlichen Reiz der Farbe erlosch auch

dann nicht, als — begünstigt von technischen Vorteilen — die gedruckte Buchillustration allmählich den handgemalten Buchschmuck zu verdrängen begann. Es war das alte Gewerbe der Brief- und Kartenmaler, das sich nun der jungen Kunst des Buchdrucks dienstbar machte. Um 1400, in Süddeutschland, war bei diesem Handwerk — und zwar wieder aus dem Bedürfnis nach Massenproduktion — die Gewohnheit aufgekommen, die bisher mit der Hand vorgezeichneten Umrisse ihrer Heiligenbildchen und Spielkarten mittels des Drucks von Holzstöcken auszuführen. Dieses Verfahren ließ schließlich die sogenannten Blockbücher entstehen. Darunter versteht man populäre Bilderbücher meist religiösen Inhalts, die Seite für Seite einschließlich des Begleittextes von Holzstöcken gedruckt sind und demnach als die technischen Vorläufer der mit beweglichen Lettern gedruckten Büchern angesprochen werden können. Die Handbemalung dieser ersten Holzschnitte blieb auch dann Voraussetzung, als die Formschneider, wie man die Verfertiger von Holzstöcken nennt, die Funktion der Miniaturen im Buchdruck übernahmen. Während die Verwendung von bildlichen Holzschnitten im Buchdruck schon seit 1461 nachweisbar ist, bürgerte sich die Holzschnitt-Initiale (nach einem vereinzelt gebliebenen Versuch von 1457 und 1459) erst seit 1472 allgemeiner ein. Diese neue Form des Buchschmucks verzichtete erst dann auf koloristische Wirkung, als zwischen 1480 und 1490 der Fortschritt des Holzschnittes vom bloßen Umrissbild zur malerischen Zeichnung die Farbe mehr und mehr überflüssig machte. Aber wie einerseits in den Anfängen des Buchholzschnittes aus Gründen der Sparsamkeit manchmal die Handbemalung unterblieb, so begegnet man andererseits der kolorierten Buchillustration nicht selten auch noch im 16. Jahrhundert. Jedenfalls schlägt der handbemalte Umrissholzschnitt entwicklungs geschichtlich die Brücke von der freudigen Farbenpracht der Buchmalerei zur strengen Schwarzweißwirkung der zeichnerischen Buchillustration im späteren Wiegendruck, wie sie die folgende Gruppe dieser Ausstellung zur Anschauung bringt.

Das auffallendste Stück dieser nur mit wenigen Beispielen belegten Gruppe ist die sogenannte 6. vorlutherische

Bibelübersetzung, Augsburg bei Günther Zainer 1477, deren berühmte 76 figürliche Holzschnitt-Initialen hier mit vollendeter Meisterschaft und unübertrefflichem Farbensinn ausgemalt sind. (Diese hochdeutsche Bibel ist noch aus der lateinischen Vulgata des Hieronymus übersetzt.)

Sehr schön ist auch ein illuminiertes PorträtHolzschnitt des Verfassers in

Johannes Gerson: Opera, Straßburg bei Johannes Pruyß 1488. (J. G. war der Kanzler der Universität Paris und große Gegner des Johannes Huß auf dem Konzil zu Konstanz; er ist selbst dargestellt als Pilger

mit Stab und Tasche inmitten einer reichbelebten Landschaft.)

IV. Buchdruck und Holzschnitt. Als der Holzschnitt zum vorherrschenden Schmuckelement des Buchdrucks wurde, hatte seine formale Entwicklung bereits den Weg vom Schwungvollen und Fließenden des hochgotischen zum Eckigen und Gebrochenen des spätgotischen Stils zurückgelegt. Gleichzeitig mit der Vereinigung von Buchdruck und Bildruck setzte ein Streben nach durchgeführter Schattengebung beim Holzschnitt ein. Diese Schraffierung verursachte eine baldige Wandlung der bisher ganz flächenhaften Wirkung zu einer bildmäßigen Vertiefung, die auf Bemalung verzichtete und sich mit dem ausdrucksvollen Wechsel zwischen Schwarz und Weiß begnügen konnte. Verharrte die Holzschnitt-Illustration anfangs in naiver Abhängigkeit gegenüber dem Buchtext, indem sie das dort im Wort Erzählte nur mit andeutenden Bildern wiederholte, so entfaltete sie später eine größere geistige Selbständigkeit: der Text wurde mehr und mehr nach den Einfällen freiwaltender, schöpferischer Phantasie bildlich nachgestaltet. Doch geschah das nie auf Kosten der künstlerischen Gesamtwirkung: der innige Zusammenklang von Bild und Satz, das völlige Einssein des Holzschnittes mit dem Schriftbild blieb stets in kaum wieder erreichter Vollendung gewahrt. Im 15. Jahrhundert waren die Holzschnneider schlichte Handwerker, und in der Regel dürfte die gleiche Hand, die die Konturen auf den Holzstock zeichnete, auch die Darstellung mit dem Messer geschnitten haben. Aber gegen Ausgang des Jahrhunderts übernahmen es Maler, jedenfalls ausgesprochene, wenn auch meist anonym gebliebene Künstlerpersönlichkeiten, die Zeichnungen für die Illustration eines Buches zu entwerfen. Außerdem gewann während dieser letzten Phase der Kupferstich, obwohl er als Illustrationsmittel in den Inkunabeln keine Verwendung fand, auf die graphische Formgebung des Holzschnittes spürbaren Einfluß. Dieser Raum vereinigt die Mehrzahl der für die Geschichte des Holzschnittes und der Buchillustration wichtigsten und schönsten Meisterschöpfungen des Spätmittelalters neben einer Fülle kleinerer, aber in ihrer Qualität trotzdem ansehnlicher Arbeiten deutscher, niederländischer und französischer Herkunft.

Diese Abteilung enthält das reichste Material. Ihre aus der Literatur satfam bekannten Hauptstücke sind die durch Bilderfülle und künstlerische Reife ausgezeichneten Holzschnittwerke:

Bernhard von Breidenbach: Heilige Reise gen Jerusalem, Speyer bei Peter Drach um 1502. (Der Mainzer Domdekan hat hier seine Eindrücke bei einer Pilgerfahrt ins Heilige Land zu Papier gebracht, wobei er von dem Utrechter Maler Erhard Reumich unterstützt wurde. Daß das erstmals 1486 veröffentlichte Werk in den folgenden Jahren 12 Auflagen erlebte und in deutscher, französischer, lateinischer,

holländischer und spanischer Sprache erschien, beweist den großen Erfolg des außergewöhnlichen Buches.)

Ortus sanitatis, Mainz bei Jacob Meydenbach 1491. — Mit 7 blattgroßen und 1066 kleineren Holzschnitten. (Dieser Garten der Gesundheit, wohl das wichtigste naturkundliche Buch des späteren Mittelalters, war bestimmt, Kenntnisse über die Heilanzwendung von Pflanzen, Tieren und Mineralien in weiteren Kreisen zu verbreiten.)

Hartmann Schedel: Liber chronicarum, Nürnberg bei Anton Koberger 1493, nebst der noch im gleichen Jahr erschienenen deutschen Uebersetzung. (Das Riesenwerk der ersten lateinischen Ausgabe einer Weltchronik übertraf mit seinen 1809 Holzschnitten alles bisher Dagewesene. Dürers Lehrer Michael Wohlgemuth und Wilhelm Pleydenwurf haben 21 Monate an den Bildern gearbeitet.)

Aesopus: Vita et fabulae, Basel bei Jacob Wolff aus Pforzheim 1501, mit den beigedruckten Fabulae **Sebastian Brants**. (Die Tierfabeln des griechischen sagenhaften Dichters Aesopus (6. Jh. v. Chr.?) sind während des Mittelalters zum Gemeingut aller abendländischen Literaturen geworden. In Deutschland wurden sie in der Mitte des 15. Jahrhunderts zum erstenmal in deutsche Prosa übertragen. Die erste illustrierte Ausgabe erschien 1476 bei Johann Zainer in Ulm, und ihre 194 Holzschnitte traten, mehr oder minder getreu nachgebildet, eine Wanderung durch ganz Europa an, sodaß der Aesopus zum weitverbreitetsten illustrierten Buche des 15. Jahrhunderts wurde. S. B., der berühmte Straßburger Humanist und Dichter, hat seine Fabel- und Schwanksammlung zur Erlernung guter Sitten für seinen Sohn geschrieben und für 141 Bilder selbst die Entwürfe geliefert.)

Bambergische Halsgerichtsordnung, Bamberg bei Hans Pfenl 1507. (Sie war geschaffen von dem Landhofmeister Johann Freiherrn zu Schwarzenberg und 1507 den bischöflich bambergischen Ländern verliehen. Sie wurde die Grundlage der 1552 erlassenen „Carolina“, der ersten allgemeinen deutschen Strafprozeßordnung, die von Kaiser Karl V. auf dem Regensburger Reichstag zum Reichsgesetz erhoben wurde.)

Caius Julius Cäsar: Von seinen Kriegen, Straßburg bei Johann Grüninger 1507. (Eine deutsche Uebersetzung der zwei Hauptwerke durch den elsässischen Humanisten Matthias Rinkmann Philesius.)

Zu den beachtenswertesten deutschen illustrierten Druckwerken kleineren Umfangs gehören:

Carolus Verardus: Historia Bethica, Basel bei Johann Bergmann von Olpe 1494, mit der durch ihre Illustrationen berühmten beigedruckten lateinischen Uebersetzung des Columbus-Briefes. (Dieser Brief über die Ergebnisse der ersten westlichen Reise ist an Gabriel Sanchez, den Schatzmeister des spanischen Königs gerichtet. Als die erste gedruckte Urkunde zur



Abb. 4. Holzschnitt aus: Ortus sanitatis, Mainz 1491 (verkleinert). Auch Abb. 1 stammt aus diesem Werk

Geschichte Amerikas bildet dieser Brief in allen seinen Frühdrucken eine Buchkostbarkeit größten Ranges.)

Jacob Wimpheling: Adolescentia, Straßburg bei Martin Flach, 1500, mit drei sehr schönen, dem Vorstellungskreis der Totentanzdarstellungen verwandten Holzschnitten. (J. W. ist der bedeutende elsässische Humanist [1450—1528], der auch zeitweise Rektor der Universität Heidelberg gewesen. Seine „Jugend“ ist eine für die Geschichte der Pädagogik sehr wichtige Kinderpsychologie, sie zeigt im ersten Teil eine großangelegte Erziehungslehre und im zweiten Teil poetische und prosaische Ausschnitte aus antiken und christlichen Schriftstellern. Epigramme von 50 Heidelberger Lehrern und Schülern machen das Werk auch für die pfälzische Geschichte wichtig.)

Kobanus Maurus: De laudibus sanctae crucis opus, Pforzheim bei Thomas Anshelm 1503, mit 2 prachtvollen, kunstgeschichtlich aber noch kaum gewürdigten Widmungs-Holzschnitten. (Der Urdruck der umfangreichsten und großartigsten Bilderdichtung des Mittelalters, worin besonders das in Hexametern abgefaßte „Lob des Kreuzes“ hervorrangt. Die Herausgabe besorgte Jakob Wimpheling.)

Johannes Seiler von Kayfersberg: Sermones, Straßburg bei Johann Grüninger 1514, mit mehreren eindrucksvollen Totentanzbildern von ergreifender Wirkung und packender Sittenschilderung. (Es ist die sehr seltene Erstausgabe des berühmten asketisch-mystischen Predigtwerkes, das eine Art „Kunst zu sterben“ darstellen sollte. Die Predigten zeugen von der außerordentlichen Belesenheit des ehemals volkstümlichsten Straßburger Kanzelredners [1445/1510].)

Von außerdeutschen Drucken schließlich seien erwähnt:

Francesco Matarazzo: De componendis versibus hexametro et pentametro, Deventer bei Richard Passroet um 1489, als eins der Beispiele für Titelholzschnitte mit dem weitverbreiteten Motiv des „Magister cum discipulis“. (Ein beliebtes Lehrbuch über die klassische Metrik von dem italienischen Philologen [1240—1312].)

Werner Rolewint: Fasciculus temporum, Genf 1495, die wohl beste und am reichsten illustrierte Ausgabe dieses oft gedruckten Geschichtswerkes. (Der theologisch und historisch gebildete Westfale schuf mit diesem erstmalig 1474 gedruckten „Büchlein der Zeiten“ eine Universalgeschichte, die im 15. Jahrhundert eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden hat; hier die französische Uebersetzung.)

Guy de Fontenay: Magnum collectarium historicum, Paris bei Jean Gourmont 1521, mit 2 stilistisch sehr eigenartigen Illustrationen religiöser Prägung. (Eine Sammlung historischer Anekdoten eines gelehrten Poeten aus Bourges in Frankreich.)

Jean Bouchet: L'Histoire et cronique de Clotaire Premier de son nom et de sa tres illustre espouse madame sainte Kadegonde, Poitiers bei Engilbert de Marnef 1527, mit mehreren formvollendeten, gobelinhaft wirkenden Holzschnitten. (S. B., 1476—1550, hat sich als Dichter und Historiker einen Namen gemacht. Ausgestellt ist von ihm die volkstümlich romanhafte Geschichte Chlotars I., des jüngsten Sohnes und Begründers des Frankenreiches Chlodwig; seine 587 gestorbene Gattin Kadegonde war die Gründerin der Abtei Ste. Croix in Poitiers in Frankreich.)

V. Druckermarken. Neben der Holzschnittillustration bildete ein beliebtes graphisches Schmuckmittel der Wiegendrucke die anfangs an den Schluß, später vielfach an den Anfang gestellte Druckermarken. Dazu bestimmt, den Ursprung des Druckes aus einer bestimmten Werkstätte zu bezeugen, war die Druckermarken eine Fortbildung der im späteren Mittelalter viel gebräuchlichen Hausmarken, die — aus gebrochenen Linien, Haken, Kreuzen, Winkeln, Sparren und Kreisen gebildet — das Eigentum an Haus, Hof und fahrender Habe ersichtlich machte. Zu jenen einfachen markenartigen Urzeichen gesellten sich in der weiteren Entwicklung der Druckermarken mancherlei andere Figuren: Stadtwappen, kirchliche

Symbole, Devisen, Monogramme und Sinnbilder. Eine besonders ausgedehnte Verbreitung und künstlerische Ausformung erfuhr die Druckermarken in Frankreich (seit 1483). Weit entschiedener als den deutschen (seit 1462), den italienischen (seit 1481) oder den Druckermarken anderer Nationen fiel den französischen die Aufgabe zu, über den praktischen Zweck hinaus dem Buch einen künstlerisch-dekorativen Schmuck zu verleihen. Bei den an graphischer Schönheit und geistreicher Mannigfaltigkeit unübertroffenen französischen, besonders Pariser Druckermarken wurde es auch zur Regel, sie auf die Titelseite des Buches zu setzen. Dadurch bekamen sie den Charakter von Titelholzschnitten, wie uns solche bereits bei Schul- und Erbauungsbüchern begegneten. Durch diese Gepflogenheit wurde der Ausbildung des Titelblattes, das in uns gewohntem Sinne die Inkunabeln noch nicht kennen, entscheidend der Weg geebnet. Seitdem sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts das Verlagswesen als rein kaufmännisches Unternehmertum herausbildete, wurden in Frankreich und Italien erstmals auch Verlegermarken üblich, sodaß man sehr häufig Bücher mit einer zweifachen Zier dieser Art findet: außer der Drucker- auch noch die Verlegermarken, der gewöhnlich der bevorzugte Platz auf der Titelseite des Buches eingeräumt wurde. Schließlich war es ebenfalls Frankreich, wo die auf Schrotgrund in Metall geschnittene Drucker- bzw. Verlegermarken sich großer Beliebtheit erfreute. Mit Recht liegt daher das Hauptgewicht der in Saal 3 vereinigten Bücher auf den französischen Drucker- und Verlegermarken, weil diesen in der Frühgeschichte der Buch- und Holzschnittkunst eine überragende Bedeutung zukommt.

Aus der Fülle der ausgestellten Drucker- und Verlegermarken seien hervorgehoben die Marken von:

Michael Furter. Ein in Augsburg gebürtiger, seit 1483 in Basel tätiger Buchdrucker, Buchhändler und Buchbinder, der dort um 1517 starb.

André Bocard: Drucker in Paris von 1491—1531.

Michel Le Noir. Von 1492—1520 Drucker und vereidigter Buchhändler der Universität zu Paris.

François Regnault. Verleger zu Lyon von 1497 bis um 1520.

Jacques Hueguetan. Verleger zu Lyon von 1497 bis 1540.

Henri Estienne. Sehr bedeutender Drucker und Verleger zu Paris von 1502—1520.

VI. Bucheinband. Ein sehr reizvolles Kapitel spätgotischer Buchkunst, das aber schon in die Geschichte des Kunstgewerbes übergreift, liefern die Einbände der Wiegendruckzeit. Für die Einbanddeckel wurde gewöhnlich Holz verwendet, das ganz oder teilweise mit Leder überzogen wurde. Neben dem besonders beliebten hellen Schweinsleder verwen-

dete man auch braungefärbtes Kalb- oder Rindleder, feltener rotes Schaf- oder Ziegenleder und weißgegerbtes Wildleder. Um sie gegen Beschädigungen zu schützen, wurden die Einbanddeckel an den Ecken, den Unterkanten und in der Mitte mit Metallbeschlägen meist aus Messingblech versehen, die häufig ornamental graviert wurden. Umfänglichere Bücher wurden durch Schließen gesichert, die aus einem Lederstreifen mit Metallkrampe bestanden, späterhin aber meist ganz aus verziertem Metall gefertigt waren. Der Einbandrücken wurde durch stark herausgearbeitete Bünde in mehrere Felder geteilt, die unverziert blieben und auch keine Titelaufschrift bekamen. Vielmehr wurde der Inhalt des Buches durch entsprechende Aufschrift auf den Buchschnitt oder mittels eines handschriftlichen Etiketts auf dem Vorderdeckel gekennzeichnet. Das erklärt sich aus dem damaligen Brauch, die Bücher noch nicht Rücken neben Rücken, sondern mit dem Schnitt nach vorn oder Deckel neben Deckel aufzustellen, häufiger noch aufzulegen. Der spätgotische Leder- einband hatte in allen Ländern Europas ein ziemlich übereinstimmendes Aussehen. Wie der Buchdruck der Handschrift, so schloß sich auch der Einband geffentlich den überlieferten Formen an. Mittels des Streicheisens wurden Vorder- und Hinterdeckel in ein großes Mittelfeld und je 4 kleine Eckfelder und schmale Seitenfelder geteilt. Diese Felder verzierte man mit Blindstempeln, die blind d. h. ohne Gold oder Farbe eingeprägt wurden. Der Formenschatz jener alten Blindstempel zeigt einen ungeheuren

Reichtum an figürlichen Motiven: Blumen, Tiere, Vögel, Fabelwesen, Kronen, Schriftbänder, christliche Symbole und vieles andere mehr in unzähligen Variationen. Mit besonderer Liebe wurde das Mittelfeld ausgeschmückt, das durch diagonale oder rechtwinklige Linien in Einzelfeldchen zerlegt und symmetrisch mit Einzelstempeln ausgefüllt wurde. An die Stelle der Streicheisenlinien trat auch gern die Rautenranke — ein Flachmuster, das dem gotischen Granatapfelmuster nachgeahmt war. Ebenso wurden die Borde gern mit der fortlaufenden Verzierung hart aneinandergesetzter Stempelchen betont. Zu Ende des Jahrhunderts kamen schließlich Plattenstempel auf, die es ermöglichten, mit einem einzigen Druck den Deckel ornamental zu füllen. Es sind zunächst niederländische und französische Einbände, die derartige Plattenprägungen zeigen, auf denen sich zwischen einer S-förmig gebogenen Ranke allerlei Fabeltiere, aber auch figürliche Szenen angesiedelt haben. Die Randeinfassungen dieser Platten tragen gewöhnlich Sprüche aus der Bibel. Die hier ausgestellten Einbände liefern in jeder Hinsicht aufschlußreiche Beispiele für die technisch wie künstlerisch hochentwickelte Kunst der Buchbinder im spätgotischen Zeitalter.

Der Schaukasten mit Musterbeispielen deutscher, französischer und flämischer Einbände findet seine Ergänzung in dem schönen spätgotischen Schrank (Saal 2), dessen eine Hälfte dazu benutzt ist, die verschiedenen Weisen der Bücheraufstellung im 15. Jahrhundert vorzuführen.

Anmerkungen:

¹⁾ Der französische Jesuit François Joseph Terrasse Desbillons (1711—1789) lebte von 1764 bis zu seinem Tode in Mannheim. Er hinterließ eine Bibliothek von 17 132 Bänden, die zusammen mit der Bibliothek des Mannheimer Jesuitenkollegs 1870 aus dem Besitz des hiesigen Karl-Friedrich-Gymnasiums in die Verwaltung der Schloßbücherei gelangte.

²⁾ Es ist überwiegend Besitz des Mannheimer Altertumsvereins, sodaß die Frucht seiner Sammeltätigkeit während der letzten Jahrzehnte einmal wieder recht deutlich ins Licht tritt. (Die Schriftleitung.)

³⁾ Die lebenswürdigen Besitzer dieser Leihgaben sind die Herren Dr. August Heisler in Königsfeld und Carl Heisler in Mannheim, denen an dieser Stelle nochmals aufrichtig gedankt sei.

⁴⁾ Ganz besonders möchte ich in diesem Zusammenhang neben K. Haebblers „Handbuch der Inkunabelkunde“ (Leipzig 1925) und W. Worringers „Die altdeutsche Buchillustration“ (München 1921) auf den gedankenvollen kulturphilosophischen Aufsatz „Geist, Schrift und Bild im Buch des 15. Jahrhunderts“ aufmerksam machen, den Richard Benz 1934 im 5. Jahrgang des „Imprimatur, Ein Jahrbuch für Bücherfreunde“ veröffentlicht hat.



Abb. 5. Druckermark
des Jakob Thanner, Buchdrucker in Leipzig. (Vergrößert)

Stand und Aufgaben der Weistumsforschung, vornehmlich am Oberrhein¹⁾

Von Willy Andreas, Heidelberg

Der weltanschauliche und politische Umbruch, der die historische Wissenschaft zwingt, sich für alle ihre Bereiche neu auf ihre Aufgaben zu besinnen, kann der Geschichte des bäuerlichen Lebens und somit auch der Weistumsforschung stärksten Antrieb geben.

Die Erkenntnis, daß das Bauerntum ein Quell völkischer Gesundheit, eine der wertvollsten Grundlagen des wirtschaftlichen und staatlichen Aufbaues ist, die Pflege der Volkskunde, die in der ländlichen Welt Brauch und Sitte treuer bewahrt findet als anderswo, die Abwendung vom römischen Recht und die Rückkehr zur deutschen Rechtsgesinnung, alle diese Gegenwartsmächte verheißen auch der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Weistümern neuen Aufschwung. Darüber hinaus vermag die Nation aber erzieherischen Nutzen aus der Erhellung dieser kostbaren Rechtsaltertümer zu ziehen. Der Augenblick ist gekommen, sich über die Ziele der Weistumsforschung im ganzen und die Durchführung im einzelnen klarer zu werden.

Es wäre verlockend, über den Gehalt der Weistumsforschung zu sprechen: an bewegenden Fragen ist kein Mangel. Die Auseinandersetzungen sind zur Zeit in lebhaftestem Fluß. Nachdem der Begriff des Weistums hinreichend geklärt erscheint²⁾, steht sein rechts- und wirtschaftshistorischer Beziehungsgehalt nach wie vor zur Erörterung, insbesondere die Abhängigkeit von patrimonialen und politischen Gewalten³⁾. Volkskunde und Flurnamenforschung suchen diese wichtigen Zeugnisse für ihre Fragestellung auszuschöpfen. Selbst die Religionswissenschaft vermag begrenzte Erkenntnisse daraus zu ziehen.

Ich muß mir ein näheres Eingehen auf diese Probleme im Rahmen eines nüchternen, knappen Geschäftsberichtes versagen. Auch erhebe ich nicht den Anspruch, Spezialforscher auf diesem Gebiete zu sein. Erst seit etwas über einem Jahr habe ich mich darin eingearbeitet und möchte lediglich die Erfahrungen, die ich dabei gewonnen habe, zur Verfügung stellen. Ich will nur Auskunft geben über den Stand der Weistumsforschung am Oberrhein und werde dann einige Schlüsse daraus ziehen über Planung und Aufgaben, die sich für unseren Landschaftsbereich, aber auch für die historische Wissenschaft in Deutschland ergeben.

Seit nahezu einem vollen Jahrhundert wird ja nun an einer Sammlung und Herausgabe unserer Weistümer gearbeitet. Jakob Grimm ging damit voran.

Nur mit Ehrfurcht schlägt man auch heute diese Bände auf. Jakob Grimm sah in den Weistümern ein herrliches Zeugnis der freien und edlen Art unseres eingeborenen Rechts, vergleichbar dem Volkslied und der Volkssprache. „Zu den Stadtrechten verhalten sie sich“, so sagt er in seiner Vorrede, „wie kräftige, frische Volkslieder zu dem zünftigen Meistergesang.“ Aus den Weisungen wünscht er Kunde zu erhalten über Verfassung und Lebensformen der germanischen Vorzeit.

Indessen Grimm stellte die Weistümer noch nicht in den sonstigen rechtlichen Ueberlieferungsstoff und die besonderen landschaftlichen Voraussetzungen hinein; jedes Weistum vielmehr war ihm ein gleich wertvolles Zeugnis zur Erschließung deutschen Altertums.

Wohl war mit der Grimmschen Sammlung reichster Quellenstoff von dauerndem Wert ausgeschüttet. Sie blieb in ihrer Art die umfassendste, die wir bis zur Stunde besitzen.

Aber das letzte Wort war in keiner Weise gesprochen. Es hat sich seitdem die Bewertung der Weistümer gewandelt; die frühere Neigung, sie blindlings zu verherrlichen, ist bisweilen sogar ins Gegenteil umgeschlagen. Vieles war schon deshalb zu tun, weil die zu Grimms Lebzeiten bereits in vollem Durchbruch begriffene philologisch-kritische Behandlung historischer Fragen zunächst auf diese Art von ländlichen Rechtsquellen noch keine Anwendung gefunden hatte.

Grimm hatte aus allen Landschaften des altdeutschen Bodens Texte aufgenommen; er reihte sie teils nach Stammesgebieten, wie Niedersachsen, Schwaben, Bayern, Franken, teils nach Landschaften und Territorien, wie Elsaß, Thüringen, Oesterreich, Tirol, nach Kantonen, wie Zürich, Thurgau, Schwyz usw. aneinander. Mehrfach befolgte er auch eine reichlich verschwommene geographische Gliederung nach Gebirgen und Flüssen (Hunsrück, Nahe, Obermosel). Es hieß bei ihm „Der Hochwald“ oder „Die Eifel“ usw. „Vom Schwarzwald bis zum Rhein“, „Zwischen Queich, Lauter, Nahe, Rhein“ oder „Zwischen Rhein, Main, Lahn, Ems.“ Und wenn die Ueberschrift lautete „Zwischen Neckar, Main und Rhein“, so ist eines der zersplittertesten Herrschaftsgebiete des Südwestens damit gemeint.

So bewegte sich die Editionstätigkeit seither in zwiefacher Richtung: eine landschaftliche Ergänzung nach der anderen wurde geschaffen.

Einen großartigen Anfang machte die bahnbrechende Ausgabe der österreichischen Weistümer durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften (1870 ff.). Es spiegelte sich darin die kernige Eigenart des südostdeutschen Bauerntums und die Stärke eines frischen, hochentwickelten Gemeindelebens. An Uebersetzungen hat es dabei nicht gefehlt: wenn Grimm noch vermutete, daß Tirol, Oberösterreich, Salzburg nicht viele Weistümer aufzuweisen hätten, so wurde diese Annahme durch den reichen Ertrag der Forschung widerlegt. Niederösterreich aber, das Grimm mit Stillschweigen übergangen hatte, spendete eine überwältigende, kaum zu bändigende Fülle. Wie Otto Stolz jüngst mitteilte⁴⁾, haben wir sogar für Tirol, für das bereits mächtige Bestände vorliegen, die Ausschüttung weiterer Weistumschätze zu erwarten. Es folgten in umfichtiger Anlage die Schweizer Rechtsquellen einschließlicly der Stadtrechte. Es darf wohl gesagt werden, daß bei der Veranstaltung dieser in vielem mustergültigen Ausgabe, an der der Schweizer Juristenverein führend beteiligt ist, eine Auslese rechtsgelehrter und im öffentlichen Leben bewährter Männer mitgearbeitet hat. Neuerdings fanden besonders die rheinischen Weistümer von Köln und Trier (1900—1914) und die Sammlung der württembergischen ländlichen Rechtsquellen (herausgegeben von Friedrich Winterlin, 1910—1922) Beachtung, die verschiedene, wenn auch nicht alle Gebiete Schwabens und des heutigen Württemberg umfassen.

Unter diesen Editionen befinden sich auch solche von volksdeutschem Boden, der unserem Staatsreich entzogen ist, so die luxemburgischen Weistümer (1870 herausgegeben von Hardt als Nachlese zu Grimms Werk) und die des Kreises Niedenhofen, die uns jüngst von I. B. Kaiser geschenkt worden sind (1935); sie stellen allerdings nur einen Bruchteil der Weistümer dar, die Lothringen birgt.

Diese Veröffentlichungen gewannen auch ein anderes, man darf wohl sagen strengeres und umsichtigeres Gepräge als die Grimmsche Sammlung. Denn die Forschung war im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts fragelustiger, problemgeladener, technisch durchgebildeter und wissenschaftlich anspruchsvoller geworden. Es entsprach der fortschreitenden Problemfülle der Weistumsforschung, es entsprach aber auch ihrer immer stärkeren Berührung mit zahlreichen Entwicklungsfragen der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte und der daraus erwachsenden wechselseitigen Befruchtung, daß die vorbildlichste dieser Veröffentlichungen, die rheinische (von Hugo Lörsh und Herman Aubin) die Weistümer in die gesamte Entwicklung hineinstellte und mit der Edition selbst eine Fülle sonstigen landschaftlichen Tatsachenstoffes rechtlicher, wirtschaftlicher und politischer Art verarbeitete.

Das Württembergische Werk verbindet die Herausgabe von Weistümern mit der Edition anderer ländlicher Rechtsquellen, z. B. Lebensbriefe, Prozeßent-

scheidungen und Gerichtsurteile, Verträge zwischen Herrschaften untereinander oder mit Dörfern. Ähnlich die hervorragende Schweizer Sammlung, die nach Kantonen gegliedert ist; sie bot im ganzen einen stattlichen Ertrag an Weistümern.

Die Schweizer Edition berührte den oberrheinisch-alemannischen Raum bisher nur mit den Veröffentlichungen der Rechtsquellen aus den Kantonen Aargau und Sankt Gallen. Mit besonderer Spannung sehen wir daher von unserem Standort der Herausgabe der Thurgauischen, der Baslerischen und Schaffhausenschen Weistümer entgegen. Denn mit ihrem Erscheinen würden sich Fragen von allgemeiner Tragweite abzeichnen, insbesondere für die Stammeskunde. Wir dürfen davon Erkenntnisse erwarten über die Wesensart und die gemeinsamen Züge alemannischen Bauerntums, über seine Rechtsverhältnisse und süddeutsches Brauchtum überhaupt.

Gemessen an den eben genannten Weistumseditionen hinkte Baden etwas hinterdrein.

Auch wir verdanken unsere ersten Weistumsveröffentlichungen vom Oberrhein Jakob Grimm, der sich allerdings noch mit engstirnigen Widerständen herumzuschlagen hatte: das Speyerer Archiv blieb ihm ganz und gar verschlossen. Ein Karlsruher Archivbeamter der Reaktionszeit schnitt ihm aus staatspolitischen Besorgnissen ganze Sätze aus seinen Weistumsabschriften heraus, was Grimm alle Lust, in der Arbeit fortzufahren, verleidete. Der Schaden wurde, wie er zugibt, dadurch einigermaßen gutgemacht, daß der Archiddirektor Mone manche Weistümer in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins ans Licht zog (1834 bis 1865). Auch brachten einige Heimatforscher draußen im Lande aus Liebe zum angestammten Boden verstreut in Zeitschriften einzelne Stücke zum Druck. Doch fehlte es bis heute an fester Planung und Durchführung der ins Auge gefaßten Ziele, obwohl Richard Schröder, der unmittelbare Fortsetzer Jakob Grimms, einst ziemlich früh (1891) die Badische Historische Kommission dazu bewog, die Edition badischer Stadtrechte und Weistümer in ihr Programm aufzunehmen. Die Ursachen? Die zeitweilig sprichwörtlich gewordene Knappheit der Finanzen. Auch waren keine Persönlichkeiten vorhanden, die sich die Weistumsforschung zur Lebensaufgabe machen konnten und wollten.

Die Zahl der Kenner, die ein Unternehmen großen Stils hätten leiten und jüngere Kräfte hierzu hätten erziehen können, schrumpfte in der Nachkriegszeit bei uns bedenklich zusammen.

Ein Mann wie der Schweizer Rechtshistoriker Hans Fehr schied zu früh wieder aus dem badischen Staatsdienst aus, um den vereinzelt Bemühungen Halt, Mittelpunkt und Richtung zu geben⁵⁾. Die Ansätze der Historischen Kommission und der Heidelberger Akademie blieben begrenzter Natur oder ge-

rieten ganz ins Stocken! Vor allem krankte die Situation bis heute daran, daß eine Inventarisierung der Gesamtbestände ausblieb. Kurz: das Bild einer an individualistischer Zersplitterung leidenden Wissenschaftsperiode!

Früchtelos ist sie trotzdem nicht geblieben.

Der 1917 von Karl Brinkmann herausgegebene Band von Weistümern der Meckesheimer und Stüber Zent (102 im ganzen) war als Anfang einer Sammlungsreihe badischer Weistümer und Dorfordinungen gedacht. Für seine Veröffentlichung boten die Zenten räumliche Grundlage und territorialen Rahmen⁶⁾. Denn bis zur Auflösung der Kurpfalz bildeten die Zenten die wichtigsten rechtlichen und wirtschaftlichen Verbände zwischen Dorf und Oberamt. In den Zenten, den Hochgerichtsverbänden der mittelalterlichen Gerichtsverfassung, erfüllten die Bauern ihre Fronpflichten, huldigten sie ihrem Landesfürsten. Im Zentgericht saßen bäuerliche Schöffen, die einst über Leben und Tod der Zentgenossen zu richten hatten.

Leider blieb es seitdem bei diesem einen Band badischer Weistümer. Da und dort ist das eine oder andere Weistumsstück noch veröffentlicht worden. Aber die vor einem Jahrhundert angefertigten Abschriften des großen Dingrodels und der Vogteirechte von St. Peter harren noch der Bearbeitung und Drucklegung.

Ich hoffe, daß das alemannische Institut in Freiburg sich ernstlich mit der Herausgabe beschäftigt. Das Gesamtbild ist somit höchst lückenhaft und nicht allzu befriedigend. Doch hoffen wir, bald mehr Ernte in die Scheune bringen zu können. Ich denke in diesem Zusammenhang dankbar der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ihre Anregung zur Beschäftigung arbeitsloser Akademiker ermöglichte es mir, im Frühjahr 1935 mit geringem finanziellen Aufwand ein Wissenschaftslager im Historischen Seminar zu Heidelberg mit 5 Lehramtsassessoren, Referendaren und jungen Doktoren, die auf Anstellung warteten, zu begründen.

Im Einverständnis mit der Forschungsgemeinschaft sammelte dieser kleine Kreis, der in vorbildlicher Kameradschaft mit mir zusammenarbeitete und für seine Aufgabe bald Feuer fing, aus dem Landesarchiv, den Orts- und Adelsarchiven die Weistümer der beiden kurpfälzischen Zenten Kirchheim und Schriesheim bei Heidelberg, um sie für eine Veröffentlichung vorzubereiten.

Eine solche oder ähnliche Gemeinschaftsarbeit für die Weistümmforschung auch an anderen Universitätsorten und in anderen Ländern in Gang zu bringen, ist die Arbeit des Reichenschaftsberichts, den mein Schüler Dr. Karl Kollnig jüngst in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins veröffentlichte⁷⁾. Dort findet man alle Einzelheiten und alles für derartige Zwecke Verwertbare aufgezeichnet. Eindringlich weise ich auf die Möglichkeit einer anspruchslosen, aber,

wie unser Ergebnis zeigt, ertragreichen Forschungsorganisation hin!

Nur mit Hilfe solcher einheitlich und straff geleiteten Arbeit in Gruppen kommen wir hier am Oberrhein bei der Bestandsaufnahme und dem Sammeln der Weistümer weiter. Denn diese Aufgabe würde die Kräfte eines einzelnen übersteigen oder Jahrzehnte verschlingen. Die Bearbeitung und Herausgabe des gesammelten Stoffs dagegen wird immer die Sache eines oder weniger fachkundiger Gelehrter sein, die jeweils für die einzelnen Landesteile angesetzt werden müssen.

Als Ergebnis unserer einjährigen Arbeit können wir nunmehr der Badischen Historischen Kommission die Abschriften von 193 Weistümern aus den Zenten Schriesheim und Kirchheim vorlegen, davon waren bisher nur 16 veröffentlicht.

Die Sammlung Jakob Grimms enthielt nur drei aus diesen Bereichen.

Möglich, daß in anderen Landesteilen des heutigen Baden, wo der Rückhalt und Ansporn der Zentverfassung fehlte, die Ausbeute geringer sein würde.

Ich wiederhole hier nicht, was mein Mitarbeiter Kollnig am anderen Ort über die archivalischen Befunde im einzelnen, was er besonders über die rechtlich-politischen Voraussetzungen der Weistümmbildung in diesen Zenten ausgeführt hat. In der Bewahrung dieser bäuerlichen Rechtszeugnisse, in Gunst und Brüchigkeit der Ueberlieferung spiegelt sich die bewegte Geschichte der pfälzischen Lande. Ein Glück, daß sich trotz Krieg und Zerstörung noch so viel erhalten hat.

Das 14. Jahrhundert ist nur mit zwei Weistümern, das 15. am stärksten vertreten (mit 69), aber auch für das 16. (50) und 17. (49) liegt noch eine stattliche Zahl von je 50 vor, bis dann im 18. Jahrhundert die bäuerliche Rechtsweisung mehr und mehr verdrängt wird. Die letzten Reste des mittelalterlichen Herkommens schwinden vor der Macht der Krone und ihres Beamtentums. — Liegt einmal die ganze Reihe vor, dann wird die Forschung erneut auch am bäuerlichen Leben dieser Zenten das Ringen zwischen Herrschaft und bäuerlicher Selbstverwaltung in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien ablesen können. Ebenso läßt sich das Vordringen der fürstlichen Territorialgewalt, des zentralisierenden und vereinheitlichenden Absolutismus, der Siegeszug des römischen Rechts darin verfolgen.

Wenn auch zugegeben ist, daß der größte Teil der kurpfälzischen Weistümer der herrschaftlichen Aufforderung ihr Entstehen verdankt, so wird doch die heute schon bekämpfte einseitige und verallgemeinernde Auffassung der Doppschen Schule, die Weistümer seien ausschließlich grundherrschaftlichen Ursprungs und Charakters, durch die Ergebnisse unserer Sammlung erneut eine Erschütterung erfahren. In

ähnlicher Weise urteilt ja auch Stolz (Innsbruck)⁸⁾: Die Kraft bäuerlicher selbständiger Rechtsweisung tritt immer wieder während und abwehrend in Erscheinung! Und ich möchte fast hinzufügen: Mehr noch als andere geschichtliche Erscheinungen entzieht sich das bunte, mannigfaltige Wachstum bäuerlichen Lebens der schematisierenden Deutung.

Ihrem Sachinhalt nach befassen sich die meisten von uns gesammelten Weistümer mit niedergerichtsherrschaftlichen Fragen, so mit Dorfgericht, mit Einzug und Frondienst, Flur, Weide und Fischerei, mit Hirten und Schützen. Beträchtlich ist auch die Zahl der Weistümer, die die Schriesheimer Allmendgenossenschaft aufstellte; sie betreffen Grenze, Nutzung und Obrigkeit in der Allmend. Deutlich zeigt sich hier das Vordringen der Landes- und Gerichtsherrschaft in das ursprünglich freie, bäuerliche Eigen.

Eine Anzahl von Weistümmern aus dem 14. bis zum 16. Jahrhundert handelt von der Landeshoheit; folgendermaßen liegen hier die Dinge: In Prozessen und Beschwerden zwischen Kurpfalz und den benachbarten, gleichfalls aufstrebenden Territorien Kurmainz, Speyer, Worms, Erbach und der Mosbacher Seitenlinie bildeten die Weistümer bedeutsame prozessuale Hilfsmittel.

Da die hohe Gerichtsbarkeit einen wesentlichen Bestandteil der Landeshoheit darstellte, sicherte sich Kurpfalz seine Gerechtfame auch durch die bäuerliche Weisung. Später ergab sich die Notwendigkeit, auch andere strittige Rechte mit Hilfe der Weisungen wahrzunehmen. Es wurden eigens zu diesem Zweck Rundschaften eingeholt. Diese Rundschaften sind ausgesprochene Werkzeuge der Territorialpolitik und lassen die Spannungen des politischen Kräftespiels verspüren. Immer wieder griff die Regierung auf die Weisungen durch die bäuerliche Genossenschaft zurück, weil sie ihren Ansprüchen auf Zentherrschaft, auf Heeresfolge, Zoll, Geleit und Wildfang gegenüber anderen Territorialherrschaften einen besonders wertvollen Rechtsgrund geben wollte. Man kann daher von einem gewissen politischen Charakter zahlreicher pfälzischer Weistümer sprechen, wenn man darunter versteht, daß sie als Werkzeuge zur Wahrung der Landeshoheit in politisch-territorialen Streitigkeiten dienten⁹⁾.

Es wäre zu untersuchen, ob auch in anderen Landschaften ein politisch-prozessualer Charakter der Weistümer festgestellt werden könnte.

*

Wie weit wird man aber auch nach dem Erscheinen dieses Bandes noch von einer Gesamterfassung der oberrheinischen Weistümer entfernt sein! — Ein weiterhin unbeackertes Feld liegt da noch kaum angebrochen vor uns.

Was das heutige Baden anlangt, enthält die Grimmsche Sammlung nach einer flüchtigen Schätzung

etwa 75, höchstens 80 Weistümer. Unsere lange noch nicht abgeschlossenen Verzeichnisse für den Landesbereich ergeben aber bereits jetzt eine Zahl von über 500 Weistümmern, und wieviel ruht noch unentdeckt in den Archiven!

Man muß hier doch wohl in einer gewissen Ordnung vorgehen, um des Stoffes Herr zu werden oder doch gewisse Hauptgruppen von Weistümmern am Oberrhein editorisch zu erfassen. Es wäre erwünscht, wenn von der linksrheinischen Seite her eine Sammlung der dortigen kurpfälzischen Weistümer, für die schon gewisse Vorarbeiten, Verzeichnisse und Sammlungen im Speyerer Archiv vorliegen, zur Ergänzung und Vergleichung ins Leben träte. Mit Recht hat ja die neuere Forschung, insbesondere Johannes Kühn, die Frage nach der Verwandtschaft von einzelnen Gruppen, sog. Weistümmern, aufgeworfen, und dies ist kein müßiges Spiel eines weltfremden Gelehrtengehirns: denn es steht die Frage dahinter nach den herrschaftlichen Zusammenhängen der Weistümmernbildung, vielleicht aber nach stammesmäßigen Uebereinstimmungen der bäuerlichen Entwicklung und seelischen Wahlverwandtschaften in bestimmten Bevölkerungsschichten. Um darüber zu sicheren Erkenntnissen, nicht zu bloßen Mutmaßungen zu kommen, bedarf es eines ausgebreiteten vergleichbaren Stoffes für übersehbare Räume.

Das zweite, was wir am Oberrhein bald haben müßten, wären als Gegenstück zu den Rechtsaltertümern aus pfälzisch-fränkischem Bereich nun zum mindesten auch solche aus dem alemannischen Sprachgebiet. Der Plan, die elsässischen Weistümer in dieser oder jener Gestalt herauszubringen, mit dem sich das Elsaß-Lothringische Institut wieder auf Grund einiger in die Vorkriegszeit zurückreichender, freilich unvollkommener Vorarbeiten trägt, verdient meines Erachtens die lebhafteste Förderung. Ebenso selbstverständlich erscheint es mir aber, daß eine Veröffentlichung von Weistümmern aus dem Gebiete des Hochstiftes Straßburg die ehemaligen rechtsrheinischen Besitzungen des Bistums im heutigen Mittelbaden mit zu berücksichtigen hat — eine Aufgabe, bei der die Badische Historische Kommission mit dem Elsaß-Lothringischen Institut freundschaftlich zusammenwirken müßte, zumal sie schon früher die historische Kulturpflege für das Elsaß mitübernommen hat.

Es geht heute nicht mehr an, daß nach Einreißung der politischen Grenzpfähle die Wissenschaftsorganisation an den Ländern haltmacht oder eine Art Ressortpartikularismus auf diesem Gebiet sich behauptet. Eine wissenschaftliche Körperschaft muß der anderen hier die Hände reichen! So könnte ich mir denken, daß die Kommission für Württembergische Landesgeschichte sich auch der im ersten Werden begriffenen Sammlung hochzollernischer Weistümer, die ein von leidenschaftlicher Heimatliebe erfüllter Arzt, Dr. Senn in Konstanz, durch den Verein für

hohenzollernsche Landesgeschichte ins Leben rufen wird, mit annimmt. Innerhalb der Länder aber sollten Weistumseditionen nur, so scheint mir, nach dem Gesichtspunkt historisch-territorialer Gliederung aufgebaut werden. So gedenkt meines Wissens auch die Gesellschaft für fränkische Geschichte ihre großen Weistumsammlungen auszuwerten¹⁰). In gleicher Richtung scheint man in Westfalen vorgehen zu wollen.

In der Schweiz faßte man die Rechtsquellen nach Kantonen zusammen.

In Baden wird man die alten vorderösterreichischen Besitzungen, den Breisgau und die Ortenau, die alten markgräflichen Stammlande, die Kurpfalz, die geistlichen Besitzungen Speyer-Bruchsal, Konstanz, St. Blasien usw. jeweils zusammennehmen müssen.

Welche Folgerungen und Forderungen ergeben sich aus dieser ersten Uebersicht, die noch mancher landschaftlichen Ergänzungen bedarf, für die deutsche Weistumsforschung im ganzen? Ich komme damit zu Vorschlägen, wie sie in der Praxis weiter gefördert werden könnte, und kann hier mit einem bestimmten gegenständlichen Beispiel anknüpfen an die allgemeinen Richtlinien und das weittragende Programm, das der neuernannte Leiter des Instituts für ältere deutsche Geschichtsforschung, Professor Wilhelm Engel, heute vor uns entwickelt hat.

1. Wir müssen aus dem Wissenschaftsstil der sachlich an sich verdienstvollen, aber halb zufällig und zersplittert arbeitenden, ausschließlich landschaftlichen Sonderorganisationen heraus — natürlich, ohne in einen überspannten Zentralismus hineinzusteuern. Praktisch gesprochen: Das neugegründete Institut für ältere deutsche Geschichtsforschung müßte im Einvernehmen mit den in Frage kommenden landesgeschichtlichen Einrichtungen und der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die ihre Mittel nicht wahllos verzetteln darf, einen Gesamtplan für die Weistumsunternehmungen der nächsten Zeit aufstellen, denn diese zählen gewiß zu den lebenswichtigen Aufgaben. Ich meine ein Programm im großen nach Maßgabe der bereits vorhandenen Vorarbeiten, aber auch der zur Zeit dringendsten Bedürfnisse und Forschungswünsche. Es fällt ja auf, da Gebiete, die nach Stärke und Eigenart ihrer freien bäuerlichen Entwicklung gewiß große Ausbeute versprechen, keine neueren Veröffentlichungen dieser Art besitzen.

2. Nachdem heute der Begriff des Weistums hinreichend geklärt sein dürfte — etwa im Sinne der Fehrschen Definitionen — sollte in Zukunft keine Weistumsedition mehr erscheinen, die nicht in den übrigen rechtlichen Ueberlieferungsstoff ihres Territoriums eingebettet ist. Dies kann in Form einer umrahmenden historischen Einleitung oder durch Mitverarbeitung und entsprechende Quellenhinweise geschehen. Denkbar ist auch eine gleichzeitige Mitver-

öffentlichung anderer ländlicher Rechtsquellen (Ur-bare). Darüber ist wohl nur von Fall zu Fall zu entscheiden.

3. Wenn auch da mit Rücksicht auf die landschaftliche Vielgestaltigkeit keine letzte Einheitlichkeit erzielt werden kann und Starrheit zu vermeiden ist, so wäre doch mindestens eine Angleichung der Editionsgrundsätze und der vorauszuschickenden historischen Einführungen erwünscht.

Auch über die Gesichtspunkte beim Aufbau der Sachregister und Glossare, die heute vor dem Druck auch Volkskundlern, ferner Flurnamen- und Mundartenforschern vorgelegt und durch sie überholt werden sollten, könnte man sich allgemein einmal verständigen. Die Kenner mögen dafür ein Minimum an Normen ausarbeiten. Die verschiedenen Wissenschaftszweige müssen sich hierbei zusammenfinden, wie es immer wieder in vorbildlicher Weise bei den verschiedensten Arbeiten im Bonner Institut für Landesgeschichte geschieht.

Für die künftigen Weistumsausgaben müßte man vor allem zu einer Einigung kommen über die Gegenstände, die für jeden Landschaftsbereich in der vorauszuschickenden Einleitung zur Erörterung gestellt werden müßten, z. B. außer den üblichen Feststellungen über Ursprung, Alter und Echtheit der Texte, Verhältnis zu anderen Quellen usw., natürlich die Frage nach Einfluß von Grund-, Gerichts- und Landesherrschaft, von Allmendgenossenschaft und Dorf-gemeinde auf die Entstehung dieser Rechtsaltertümer, die Feststellung von Weistumsfamilien, das Wichtigste über die Entwicklung der Besitzverhältnisse und der Siedlungsgeschichte, ferner Feststellungen über den Umfang bestimmter Rechtskreise, über die Erhaltung germanischen Rechtsgutes, über den Einfluß des römischen Rechts, Vordringen der Landesherrschaft und Aushöhlung der bäuerlichen Selbstverwaltung, schließlich Abgrenzung der Rechtseigenart der jeweiligen Weistumsgebiete gegenüber den territorialen Nachbarschaften usw.

Wenn solche Fragestellungen dem gegenwärtigen und künftigen Forschungsstand entsprechend immer wieder einheitlich geübt werden, dann wird die historische Mannigfaltigkeit und Eigenart der besondern Landschaften auch in der Gestaltung ihrer Weistumsausgaben deutlich hervortreten.

4. Um aber einen Ueberblick über den noch zu veröffentlichenden Quellenstoff zu gewinnen, ist eine Inventarisierung des in Frage kommenden Archivmaterials dringend erforderlich.

Wie uns die Arbeit an den Schriesheimer und Kirchheimer Weistümern gezeigt hat, steht die Zahl der gedruckten Weistümer zu den ungedruckten ungefähr in dem Verhältnis 1 : 12. Ähnlich wie das Hessische und das Speyerische Archiv bereits Inventarisierungen vorgenommen und ihr Ergebnis im Druck

vorgelegt haben, so müßte auch das badische General-Landesarchiv durchforscht, beschreibende Verzeichnisse der Weistümer herausgegeben werden. Dasselbe gilt in entsprechender Weise für die anderen deutschen Länderarchive, soweit sie nicht selbst dazu einen Anlauf genommen haben.

Zu diesen Arbeiten wären, wenn die Hilfskräfte der Archive und finanziellen Mittel nicht ausreichen, unbeschäftigte Lehramtsassessoren heranzuziehen und freiwillige Helfer aus den Kreisen der heimatkundigen Forscher, die oft mit entzagungsvollem Idealismus an solchen Dingen arbeiten. Bei dieser Inventarisierung ist der Blickpunkt möglichst weit auch auf die angrenzenden Territorien auszudehnen.

Für alle Teile des Reiches, wo Weistumsforschung in Angriff genommen werden soll, ist zuvor eine entsprechende Inventarisierung des Archivmaterials zu empfehlen. Nebenbei sei gesagt: Forscher, die über ähnliche Gebiete arbeiten, sollten durch Aufrufe in den landesgeschichtlichen Zeitschriften ermuntert werden, alle gelegentlichen Feststellungen über Weistümer und dergleichen an die betreffenden Inventarisationsstellen zu melden.

Bei diesen Vorarbeiten und erst recht für die Publikationen selbst ist die engste Fühlung mit benachbarten landesgeschichtlichen Kommissionen eine grundlegende Voraussetzung. Denn auch weiterhin werden die Kommissionen die Träger der Editionen bleiben, wenn auch zum Zwecke einer einheitlicheren und sinnvolleren Arbeitsweise eine vom Reich betreute Planung erfolgt.

Von den verschiedenen Kommissionen wären daher Arbeitsgemeinschaften einzusetzen, die für größere Räume, wie z. B. für den Oberrhein und einzelne

seiner Gebiete, die Weistumsforschung nicht nur programmatisch, sondern auch praktisch handelnd in die Hand nehmen.

Zur Bewältigung des Riesenstoffes sollten Forschungslager, etwa nach dem Heidelberger Muster, auch an den historischen Seminaren, gegebenenfalls auch an den Akademien und kleineren Archiven gebildet werden, die unter Leitung eines Fachmannes oder entsprechend geschulter jüngerer Kräfte arbeiten. Es öffnet sich hier ein Betätigungsfeld für heranwachsende Historiker, für Geschichts- und Volksschullehrer, namentlich in den Uebergangszeiten, wo sie beruflich noch nicht ganz ausgefüllt sind.

Es wäre bedauerlich, wenn es dabei bleiben sollte, daß die Notgemeinschaft die von ihr geförderten Notarbeiten inzwischen allgemein eingestellt hat. Die bisher dafür eingesetzten Mittel sind geringfügig im Vergleich zu den erzielten wissenschaftlichen Erträgen und haben auch in sozialer Hinsicht doch Erleichterungen bewirken können.

5. Es wäre erwünscht, daß das Organ der Geschichts- und Altertumsvereine regelmäßige Berichte über den Stand der Inventarisierung brächte und die Zeitschriften der einzelnen landesgeschichtlichen Publikationsinstitute und historischen Kommissionen ihrerseits für ihre Bereiche das Ergebnis der Inventarisierung veröffentlichten, da wir dafür kein eigenes Organ haben, wie ich überhaupt betonen möchte: Wir wollen die Weistumsforschung nicht als Spezialität betreiben, sondern nur diese besonders wichtigen Denkmäler im Rahmen der bäuerlichen Entwicklung und der Volksgeschichte ins Licht stellen und ihnen über die wissenschaftliche Bedeutung hinaus auch nationale Beachtung und lebendigen Wiederhall in möglichst breiten Bevölkerungskreisen sichern.

Anmerkungen:

¹⁾ Bericht, erstattet am 21. September 1936 bei der Tagung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Karlsruhe in Baden.

²⁾ Siehe dazu insbesondere Hans Fehr, Ueber Weistumsforschung (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 13, 1916).

³⁾ Es sei hier nur erinnert an die Forschungen von A. Dopf, J. Kühn, E. Pagelt, H. Wießner und E. v. Künzberg. Eingehendere Literaturangaben in dem Aufsatz von R. Kollnig, Weistumsforschung am Oberrhein, Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, N. F., Bd. 50, Heft 1 (1936).

⁴⁾ Siehe seinen Aufsatz „Weistum und Grundherrschaft“, Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 29, 1936.

⁵⁾ Auf Fehrs Anregung ging das Verzeichnis der gedruckten badischen Weistümer zurück, das W. Bulst, Z. G. D. Rh., N. F., Bd. 39, (1926) veröffentlichte.

⁶⁾ Vergleiche dazu das Buch von Karl Kollnig, Die Zent Schriesheim; ein Beitrag zur Geschichte der Zentverfassung in

der Kurpfalz (Heidelberger Abhdlg. z. mittl. u. neueren Geschichte, 1933), sowie den Aufsatz des gleichen Verfassers, Die Zenten in der Kurpfalz, Z. G. D. Rh., N. F., Bd. 49 (1936).

⁷⁾ Siehe Band 50, Heft 1, „Weistumsforschung am Oberrhein“ (1936).

⁸⁾ Siehe seinen oben angeführten Aufsatz. Vergleiche auch Siegfried Baders gedankenreiche Abhandlung über die alt-schweizerischen Einflüsse in der Entwicklung der oberrheinischen Dorfverfassung, Z. G. D. Rh., N. F., Bd. 50, Heft 2 3, 1936.

⁹⁾ Diese Seite und Bedeutung der Weistümer behandelt mein Schüler Fritz Zimmermann, ehemaliges Mitglied der erwähnten Heidelberger Arbeitsgemeinschaft, in seiner demnächst erscheinenden Dissertation (1936) „Die Weistümer und der Ausbau der Landeshoheit in der Kurpfalz (1400—1600)“.

¹⁰⁾ Sie wird wohl mit einer Weistumsausgabe aus der Grafschaft Henneberg, die Hans Eiermann (Erlangen) anvertraut ist, den Anfang machen.

Verschwundene Plankenbauten

Von Gustaf Jacob

Gewaltige Durchbrüche und Neuaufbauten hat die Stadt Mannheim in den Jahren 1934/36 zur Beseitigung der engen Planken in P 5 und P 6 vorgenommen. Das Schloßmuseum hat anlässlich der Vollendung dieser neuerstandenen herrlichen Plankenflucht eine umfangreiche Bildschau „Die Mannheimer Planken“ veranstaltet, die das Werden diesen Straßenzugs geschichtlich, baukünstlerisch und verkehrspolitisch in allen Einzelheiten vor Augen führte. Hier wurde eindeutig klar, welche kühner Wille großzügiger, städtebaulicher Gestaltung im Zuge dieser Neuanlage liegt. Allein, wer so von der Gegenwart ausgehend, den Blick rückwärts richtet, wird auch manchem verschwundenen Plankenbauwerk begegnen, das in der Erinnerung festgehalten zu werden verdient. Von zwei solchen Häusern, die einst in den Quadraten P 5 und P 6 an bevorzugter Stelle standen, soll nachstehend berichtet werden: Von der alten Mannheimer Münzstätte und von der Bierbrauerei zum Durlacher Hof¹⁾.

1. Die Mannheimer Münzstätte.

An der Ecke Rheinhäuser- und Wallgasse — dem späteren Marum'schen Haus in P 6, 20 — wuchs 1735 anstelle der alten, schon im Jahre nach der Stadtgründung im Quadrat Q 1 erbauten Mannheimer Münze die neue kurfürstliche Münzstätte empor. Nahezu ein Jahrhundert hat sie gestanden, doch kein Stich gibt uns ein Bild von dem Aussehen dieser Anlage; zur Not läßt sich auf dem Vogelschaubild von Baertels (1758) erkennen, daß sie, wie der gegenüberliegende Kammerstall, ein zweistöckiges Gebäude mit einem großen Flügelbau und geräumigen Hof gewesen sein muß. Kurze Notizen in den Akten des Karlsruher Generallandesarchivs ergänzen das Bild: in der Silberkammer im Hof gelangten die geprägten Geldsorten zur Ausgabe, und dort wurde auch das Münzgewicht nachgewogen. Im Flügelbau waren die Gold- und Silbermelze und der erforderliche Kohlen- und Holzvorrat untergebracht. Ein besonderer Raum blieb dem Streckwerk vorbehalten; das Justier- und Prägzimmer zur „Accuraten Ausstücklung der Zwölf-, Vierundzwanzig- und Sechsenddreißig Kreuzerstücke“ war gleichfalls im Erdgeschoß. Im rechten Flügel stand ferner das Glühhaus, über dem sich ein Speicher zur Aufbewahrung des Heues für die Münzperde erhob, und der Pferdestall fehlte auch nicht. In der Küche war zum Weißsieden des Silbers ein geräumiger Kupferkessel zu finden. Drei weitere Zimmer standen für die Arbeit der Ausprägung zur Verfügung, und gleich am Eingang linker Hand waren die Materialkammer und die Plätze für den Buchhalter, den Faktor und den Münzportier. Im Erdgeschoß nach der Straße zu

hatte der Münzmeister für sich und seine Familie eine Dreizimmerwohnung nebst Küche.

In diesem Bereich fanden Münzwardein, Münzgraveure, Münzschlosser, Schmelzer, Strecker, Glüher, Durchschneider, Präger und Handlanger eine hinreichende Beschäftigung. Nehmen wir noch eine zeitgenössische Beschreibung aus dem pfälzischen kleinen Kalender von 1770 hinzu, damit der Eindruck vervollständigt wird: „Die Schmelz-, die Glüfen, die Strecke, so mit Pferden getrieben wird, der Durchschnitt, die Justirmaschine, die verschiedenen Auswürfe zum Prägen, die Prägwerke vor kleine Sorten, das Gränzelwerk usw. zeigen fattsam, wie wohl dieselbe eingerichtet ist. Der Münzrat und zugleich Münzmeister, Herr Schäfer, wie auch der Münzwardein, Herr Diez, wohnen in der Münz bey welchem sich diejenigen, welche Silber zu verschmelzen und zu verkaufen haben, melden können. Die beiden Gebr. Herren Schäfer, sind die Graveurs, und haben das Lob, daß sie ihre Kunst in recht hohem Grade ausüben.“

Nicht immer ist die Münze in Betrieb gewesen, oft hat sie jahrelang infolge zu hohen Gold- und Silberpreises oder Zollererschwerung ruhen müssen, und die Angestellten wurden entlassen. Raum war am 18. Mai 1735 die Münze von Heidelberg nach Mannheim verlegt worden, da wurde schon gemunkelt, daß die Münzmeister und Wardeine anstatt mit Fleiß sich dem Münzwesen zu widmen, viele Zeit verträdeln durch „müßigen Umgang mit unanständigen Weibspersonen, die in der Münzstatt bis in die späte Nacht verbleiben“. Den „Münzgebrehen“ ging man eifrig auf die Spur, denn es sollten Dukaten in den Verkehr gebracht werden, „nach dem gerechten Reichsfuß ohne die geringste Schmäherung“. Anfänglich war daher geboten, „daß weder Christen noch Juden erlaubt sein solle, eigenes Gold private durch die Gold- und Silberschmidt schmelzen zu lassen“, doch ist unter der Hand manches Ringlein in den Schmelztigel gelangt.

Eine unvermutete Kontrolle im Jahre 1747 ergab mancherlei Ungleichheiten der Münzausprägungen und der ganze Bestand mußte eingeschmolzen werden. Auf 151 Stück ausgeprägter Münzen fielen 18 Stück mehr, „als es der reglementsmäßige Fuß aufwies“. Es gab genug Unzuträglichkeiten und der Hofkammerrat Danninger, der zu jener Zeit mit dem Münzwesen betraut war, drohte dem Meister Offner, er wolle in der Münzstatt einen Galgen errichten und ihn daran aufhängen lassen. So schlimm ist es dann doch nicht gekommen. Man sieht indessen, daß hier ein strenges Regiment herrschte, denn auch 1739 wurde der Münzwardein Palm wegen falscher

Proben „ad perpetuos carceres condemnirt“, auf Deutsch: zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Bald nachher erhielt die Garnisonswache am Heidelberger Tor den Auftrag, die Münze strengstens zu bewachen. Dem Münzschlosser Reichenbach wurde nicht gestattet, seine Werkstatt in die Münze zu verlegen, weil der Münzinspektor Burckhardt an der Redlichkeit seiner Gesellen zweifelte. Auch gegen die Juden, die mit den neu ausgeprägten Scheidemünzen Wucher trieben, ging man energisch vor. Am 20. April 1784 führte Johann Anton Eberle, Generalwardein des Chur- und Oerrheinischen Kreises, der Vetter des berühmten Magister Laukhard, Beschwerde, daß das Mannheimer Markgewicht zu leicht sei. Es fehlten zwei Loth an hundert Mark. Er fügte hinzu, daß „die in der Pfalz üblichen Goldwaagen Gewichte nicht nach der Conventionsmäßigen Stückelung justiret worden und anstatt, daß nach dem Augsburger Receß nur 60 fl . auf die Ducat gehen sollen, auf jene 72 gestückelt werden“. Gleich darauf hat der Minister Oberndorff angeordnet, daß wenigstens einmal im Jahre „Gewicht, Maaß, Ellen von jeder Obrigkeit mit Fleiß besichtigt, daß das Achte Eöllner Mark Gewicht nach denen bestehenden Münz-Receßen richtig beobachtet, als auch bey Abgleichung deren Goldwagen der zeitliche Münzwardein zugezogen würde“. Neue Gold- und Silber-Muttergewichte wurden nach den Angaben Eberle's unverzüglich angeschafft.

Der Betrieb ist nicht immer wirtschaftlich ertragreich gewesen. Oft hat der Jahresabschluß der kurfürstlichen Kasse nur einen bescheidenen Gewinn von etwa 6—7000 Gulden gebracht. Immerhin verzeichnet die Rechnung vom 15. Oktober bis 10. Dezember 1746, daß an Geld 32765 Gulden, 12 Kreuzer ausgeprägt worden sind; 1787 erhöhte sich dieser Betrag auf 43030 Gulden, 49 Kreuzer an Silbergeld und 2657 Gulden, 42 Kreuzer an Kupfergeld. Die Mannheimer Kaufmannschaft führte mehrmals Beschwerde, daß es an der kleinen Scheidemünze fehle und ein empfindlicher Geldmangel sich bemerkbar mache. Darauf hat man, um „Handel und Wandel zu animiren“ eilends in großen Mengen 12-, 24- und 36-Kreuzer-Stücke ausprägen lassen.

Den erforderlichen Silbervorrat kaufte man zunächst bei den Frankfurter Bankiers Joseph Delfance und Oratio Logni, die zu kurpfälzischen Räten und Mitdirektoren des kurfürstlichen Münzkontors in Frankfurt ernannt wurden und die, wie sämtliche der Münzstätte angehörigen Bediensteten Personalfreiheit genossen. Wöchentlich einmal erfolgte ein Silbertransport von Frankfurt nach dem Mannheimer Münzhaus. Zwei Kisten mit dem kurfürstlichen Wappen wurden dem Postwagen anvertraut. Die hohe Münzkommission ließ den Transport auf das genaueste überwachen und gab Anweisung, daß die Landstraßen nach „Spizhuben, Straßenräubern und anderem liederlichen Gefindel abgesehen und das

böse Volk ausgetrieben werde“. Auch aus den in kurfürstlichem Besitz befindlichen Wildberger Bergwerken wurde Silber für die Mannheimer Münze gewonnen und zu ganzen und halben Talern ausgeprägt, die den französischen „sieben Kopfstückstalern“ im Kurs gleichgesetzt wurden. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts bezahlte man für eine Mark Feingold 285 Gulden, 30 Kreuzer, wenige Jahre später schon 332 Gulden, 6 Kreuzer; die feine Mark Silber ward zeitweise nach der Frankfurter Währung mit 20 Gulden, 8 Kreuzer berechnet. Oft genug hat man ab- und aufwerten müssen. Um dem schwankenden Kurs nach Möglichkeit zu begegnen, wurden im Juni 1746 genaue Vorschriften erlassen, welche auswärtigen Geldsorten in Mannheim angenommen werden dürfen. Die französischen Krontaler zu 14 Loth, 14 grän, die Lothringer Taler zu 12 Loth, 4 grän, dann der schwedische Karolin, die schwedische Krone von 1693, die 12er Stücke von Danzig und Hamburg, die Schweizer Taler mit dem Bären, die kölnischen Rheintaler und die großen schwedischen Kronen waren ausnahmsweise zugelassen. Dennoch drangen in die Mannheimer Banken immer häufiger auswärtige, schlechte Münzsorten ein, sodaß die Kommission sich gezwungen sah, insgeheim Proben durch „Demonstrationem physicam“ zu unternehmen. Im September 1756 wurden die bayerischen halben Gulden, die Ansbachischen, Württembergischen, Baden-Durlachischen und Darmstädter halbe Kopfstücke, die Württemberger 15-Kreuzer-Stücke und alle Sorten Dreibäzner gehörig unter die Lupe genommen. Die ein Jahr später herausgegebenen guten Conventionsmünzsorten gab man den Juden ungern in die Finger, da sie den Silberhandel an sich zu bringen suchten und die Wertbestimmung vornahmen, so „wie sie es für gut finden“. Während der Inflation zur Zeit der französischen Revolution war der Silberpreis wieder sehr schwankend geworden und ein beträchtlicher Geldmangel trat ein. Das Edelmetall ward zurückgehalten und der Preis beim Einkauf gehörig in die Höhe getrieben.

Im allgemeinen aber ist die Währung des kurpfälzischen Geldes einigermaßen stabil geblieben und daß Urteil eines Zeitgenossen besteht zu Recht, wenn er dem Kurfürsten Carl Theodor den Ruhm zugesteht „daß er durch den angenommenen Münz Conventions Fus Dero Landen nicht allein mit den besten Sorten nach Erfordernis versorget, sondern auch durch die nachdrucksamste Befehle die geringhaltige und schlechte Sorten davon abgehalten habe“.

Neben den verschiedenen Geldsorten sind in der Mannheimer Münze auch künstlerisch höchst geschmackvolle Denkmünzen und Medaillen geprägt worden. Hierin zeichnete sich der Münzgraveur Anton Schaeffer, der seit 1738 auch die Stelle des Münzwardeins versah, und zu den ordentlichen Mitgliedern der Mannheimer Maler- und Bildhauer-Akademie zählte, ganz besonders aus. Zu den interessantesten

Arbeiten seiner Hand gehört die 1758 entstandene Folge von 30 Medaillen mit den Bildnissen pfälzischer Kurfürsten und den Pfalzgrafen, die der Hof in geschmackvollen Etuis seinen Mannheimer Gästen häufig zum Geschenk machte. Viele andere denkwürdige Begebenheiten und Ereignisse hat dieser treffliche Stempelschneider der Nachwelt in Denkmünzen überliefert. Seine Reliefs auf Jagdmedaillen, auf Medaillen auf den Kurfürsten Carl Theodor und seine Gemahlin Elisabeth Auguste, auf den Preismedaillen für die kurpfälzische deutsche Gesellschaft und der pfälzischen Akademie der Wissenschaften lassen erkennen, daß dieser Künstler sowohl in der Bildnisgestaltung, als auch in der heraldischen Gliederung und in der Beherrschung des allegorischen Beiwerks gleich zu überzeugen mußte. Erstaunlich bleibt, wie dieser Münzgraveur sein sicheres handwerkliches Können in der künstlerischen Gestaltung und Schilderung historischer Vorgänge zu beweisen vermochte. Kümmerlich genug hat sich Anton Schaeffer anfänglich bei dieser augenverderbenden Arbeit durchschlagen müssen, aber später bezog er immerhin den ansehnlichen Jahresgehalt von 800 Gulden. Eines Tages mußte er sich eine gestrenge Kritik gefallen lassen, weil er die Wappen einer Medaille nicht dem „Durchleuchtigsten Geschichts-Geschlechts-Wappenkalender“ entnommen hatte. Von seinen Schülern und Nach-

folgern wäre Heinrich Boltzschauer zu nennen, dem u. a. die hübsche Huldigungsmedaille der Stadt Mannheim auf den ersten badischen Regenten Carl Friedrich vom 7. Juni 1803 verdankt wird.

Mehrfach hat die Mannheimer Münze Erneuerungen und Ausbauten erfahren. Im Juli 1746 ließ Oberbaudirektor Bibiena ein neues Streckwerk nach einem Holzmodell in der Eisenhammerei in Waldmichelbach bestellen. Ein großes Taschenwerk für die Kreuzerstücke, zwei Justir- und Vergleichswerke wurden erneuert. Zu Ausgang des Jahrhunderts wurden die Räume im ersten Stock und die Wohnung des Münzrats Schaeffer neu instandgesetzt und die verfallene Münzstrecke wieder hergestellt. Noch in der ersten badischen Zeit war die dem Kreisdirektorium unterstellte Münzstätte in Betrieb gewesen und die Münzratswitwe Eberle sowie die Hofmedaillen- und Münzgraveure Boltzschauer, Schaeffer und Döll haben hier gewohnt. Im Jahre 1814 ward sie nach Karlsruhe verlegt und fand 13 Jahre später in dem neuen Weinbrennerbau ihre würdige Unterkunft. Damit verschwand eine einst kurfürstliche Schöpfung von besonderem Reiz aus der Stadt Mannheim. Was aber dort an Werten für die Dauer geschaffen wurde, kann man in der umfangreichen Münzen- und Medaillensammlung des Städtischen Schloßmuseums und des Mannheimer Altertumsvereins betrachten.



Abb. 1. Silberne Denkmünze auf Kurfürst Carl Theodor von der Pfalz, gefertigt von Münzgraveur Anton Schaeffer

2. Der Durlacher Hof.

Es war im November 1807, als der hiesige Bürger und Gastwirt Johann Georg Moll bei der Badischen Polizeikommission um die Schildgerechtfame auf sein neugebautes Haus P 5, 2 nachsuchte. Auf die Frage „was für ein Schild er zu führen gedenke“ erklärte er, „zum Durlacher Hof“ solle sein neuer Bau heißen. Er hatte sich ein schmuckes Anwesen auf dem Besitztum seiner Vorfahren erbauen lassen. Schon 1735 ist der Bürger und Bäckermeister Johann Adam Moll Besitzer des Grundstücks an der Ladenburger Gasse

gewesen. Der Platz an einem der belebtesten Punkte der Stadt war für eine Weinwirtschaft wie geschaffen. Erzählt uns doch Joseph von Eichendorff, der deutsche Dichter der Romantik, in einem Brief vom 5. Oktober 1807: „Wir schwärmten einzeln auf den Planken, wo ein buntes lustiges Gewähl von bel monde, Musiken, Orgeln und Nachtvögeln einen wahren Jahrmarkt zu Plundersweilern bildet, bis in die dunkle Nacht auf und ab.“

Als man am 21. Oktober 1825 Johann Georg Moll zu Grabe trug, haben die Erben, zu denen auch

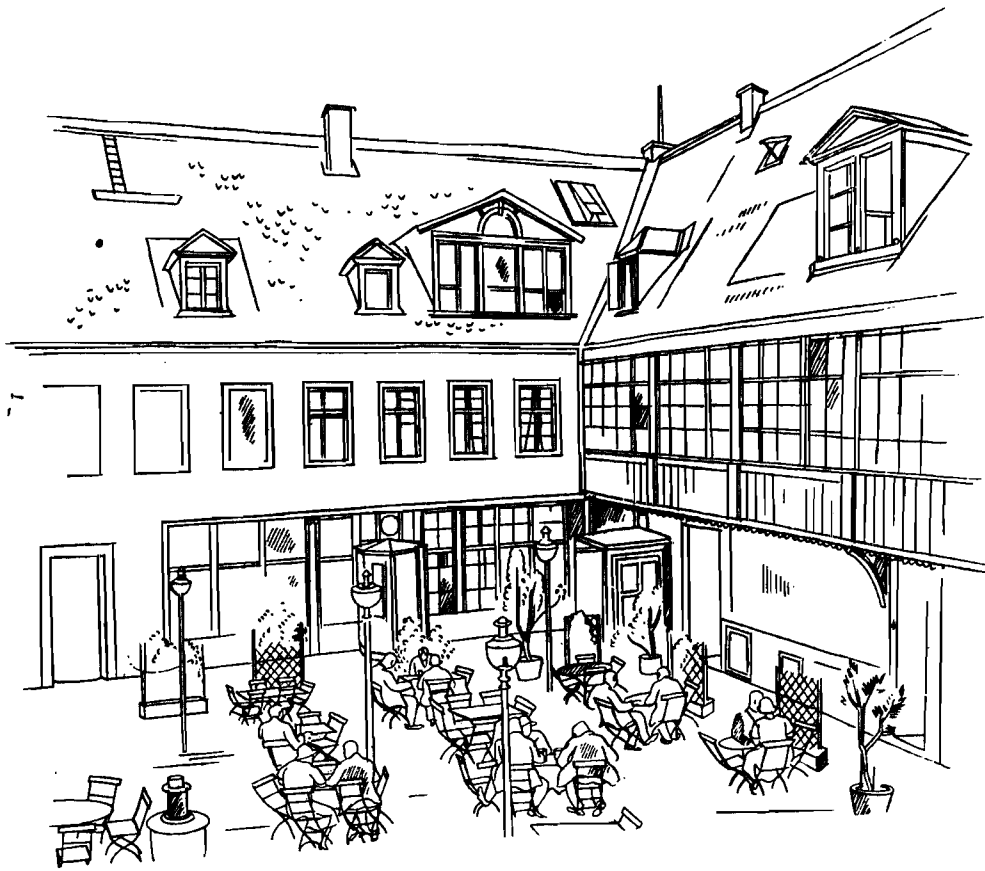


Abb. 2. Der Durlacher Hof, Zeichnung von Joachim Lutz

der Bürgermeister Johann Leonhard Blind und der Bierbrauermeister Wilhelm Moll „zum Weingarten“ gehörten, den Besitz an den Bruder Johann Jakob „mit allem Nied- und Nagelfesten, auch mit den im Keller befindlichen Fässern“ zum Preise von 5150 Gulden verkauft. Dieser Johann Jakob Moll ist der eigentliche Begründer der Bierbrauerei zum Durlacher Hof. Der Meister Bernhard Bachert hat ihn in die Mannheimer Bierbrauerzunft eingeführt und am 1. September 1822 ward er gegen Bezahlung von 20 Louis d'or als Lehrjunge auf zwei Jahre eingeschrieben. Er gehörte ja nicht zu den fremd zugewanderten, denen man das „Umschauhalten“ streng untersagte und die aus Gnade und Barmherzigkeit acht Kreuzer halbjährlich als Geschenk erhielten. Bereits acht Monate später stellte ihm der Lehrherr das Zeugnis aus, daß er von der Lehre losgesprochen werden könne, da er „die vollständigsten Beweise seiner Kenntnisse im Bierbrauergeschäft gegeben hatte“. Damit hatte er allerdings noch nicht das Recht erworben, im Durlacher Hof sich neu einzurichten und Bier zu verzapfen. Im Gegenteil, die Zunft sah es ungern, wenn eine neue Bierbrauerei sich auftat und verweigerte Moll die Lossprechung, „bis er urkundlich dargethan haben werde, daß er die Bierbrauerei ordnungsmäßig erlernt und darauf gewandert habe“. Freilich hat man damals das „Abenteuerliche“ des Zunftzwanges eingesehen und die Artikel sind nicht mehr so streng genommen worden. Gegen Zahlung von 19 Gulden, 36 Kreuzer hat sich Jakob Moll von der Wander-

schaft losgekauft, doch hat die Zunft ihm noch allerlei Schwierigkeiten bereitet, sein Vorhaben durchzuführen, da „bey der für die hiesige Volksmenge schon zu großen Zahl der Bierbrauereyen dies auf den Nahrungsstand jedes einzelnen sehr nachtheilig wirke“. Der Stadtrat erklärte sogar, es würde durch die Errichtung eines neuen Unternehmens manche Familie von Wohlstand zum Notstand gebracht werden. Schließlich gab man Moll noch zu verstehen, daß er in seiner Weinwirtschaft, Essigsiederei und Branntweinbrennerei ein „nährhaftes Gewerbe“ betreibe. Dies traf freilich gar nicht zu, denn die Bauern, die an Markttagen ihre Pferde in Molls Ställe stellten, gingen in die benachbarten Bierhäuser, weil ihnen der Wein zu teuer war. Unverdroffen hat Jakob Moll weiter gekämpft und ein unmittelbares Gesuch an das „großherzogliche hochpreifliche Direktorium des Neckarkreises“ gerichtet und am 23. Februar 1824 kam der Bescheid: „Wir Ludwig, von Gottes Gnaden Großherzog von Baden, urkunden und bekennen, daß wir dem Bürger und Weinwirt Jacob Moll für seine Person die Erlaubnis erteilt haben, eine Bierbrauerei zu errichten und neben dem Weinschank auch Bier zu verzapfen“. Jakob Moll führte Lisette Umbach heim, die ihm zu seinem ansehnlichen Vermögen von 18000 Gulden weitere 6969 Gulden an barem Gelde und 3430 an Effekten zubrachte. Damit ließ sich schon ein neues Unternehmen gründen. Dies ist also die umständliche Vorgeschichte der Entstehung der Brauerei „Zum Durlacher Hof“.



Abb. 3. Gasthaus zum grünen Löwen, P 6, 21
Zeichnung von Joachim Lutz

Johann Jakob Moll war ein sehr angesehener und volksverbundener Mann. In seiner Stube prangte ein kunstvolles Diplom mit der Unterschrift des Oberbürgermeisters Möhl. Darauf stand zu lesen: „Da die Wahl des hiesigen Bürgers und Bierbrauermeisters Jacob Moll als Hauptmann der bürgerlichen Grenadier Compagnie dahier durch Beschluß des großherzoglichen Stadttamts genehmigt worden ist, so empfängt der Genannte gegenwärtige Ausfertigung zur desfallsigen Nachricht und Legitimation.“ Als am 6. Mai 1830 Großherzog Leopold mit Gemahlin zur Huldigung in Mannheim erschien, hüllte er sich stolz in die Uniform der Mannheimer Bürgerwehr und führte seine Kompagnie in Reih und Glied durch die Planken zum Paradeplatz. Aus den Röhren von Grupellos Brunnen sprudelte an jenem Tage in reichlicher Menge der rote und weiße Wein. Musikkapellen spielten und als am Abend Oberbürgermeister Möhl das Hoch ausbrachte, war der Brunnen bengalisch beleuchtet und „wie ein Zauberbild aus einer erloschenen Märchenwelt schaute das alte Monument in den bunten Menschenschwarm, der es umjubelte, ernst, aber in milder Lichtglorie hinein“.

Bis zum Jahre 1876 ist die Brauerei im Besitz der Familie Moll geblieben. Nach dem Tode der Witwe Moll übernahm sie Heinrich Philipp Hagen zu einer Zeit, da das Braugewerbe mächtig auf-

blühte. Vor den Toren der Stadt, am Exerzierplatz, hat er einen neuen Betrieb eröffnet, weil innerhalb des alten Hauses der Raum zu eng geworden war. Dort steht sie heute noch, freilich um ein vielfaches erweitert und durch die Familie Bohrmann in einen ganz neuzeitlichen Stand gebracht. Doch das alte Stammhaus in P 5, 2/3 blieb als Hauptauschank und vielbesuchte Gaststätte bis zum Oktober 1934 stehen. Beim Abbruch fand sich ein Stein mit den Buchstaben H. M. und der Jahreszahl 1684. Er wies auf einen Hans Moll, der im ersten Jahrhundert des Bestehens unserer Stadt hier sesshaft geworden war. Als Johann Georg Moll vier Generationen später, das Haus „Zum Durlacher Hof“ benannte, hatte er es zu einem freundlichen Anwesen echt Alt-Mannheimer Prägung ausgebaut.

Die zweigeschossige Fassade, die sich breitspurig dem Strohmarkt zuwandte, war durch eine lange Reihe von Fenstern unterbrochen. Das Dach gliederten viele Gaupen mit hölzernen Läden und kleine dreieckige Dachluken. Zwei blattumkränzte Ochsenaugenfenster sorgten für die Erhellung des Hausflurs. Am Türsturz stand in schmucker goldener Schrift zu lesen „Zum Durlacher Hof“. Auch die breite Pforte zum Nachbarhaus war mit holzgeschnitzten Blattguirlanden und einem breit hingelagerten rosettengezierten Türsturz versehen. In den sonst so still anmutenden Hof drängte von der Straße her ein lebhafter Verkehr hinein. Man vergegenwärtige sich, wie dieses Hinterhaus ausgesehen hat. Dort breiteten sich bis zum Umbau des Jahres 1912 nach Norden und Osten eigenartige Holzgalerien aus. Kein Fleck war hier, wo nicht das Licht hereingeflutet wäre. Manchen Abend haben die Bierfesten Mannheimer in diesem idyllischen Hof zugebracht, wo um die Tische die Oleanderbäume blühten und in der Ecke der Musikpavillon seinen Platz hatte.

In den Planken fand man noch bis zum Abbruch 1934 in P 6, 21 zwischen den hochgetürmten Seitenhäusern ein ähnliches, freilich längst nicht so geräumiges „Gasthaus zum grünen Löwen“, das nacheinander die Familien Bernhard, Rasche und Boison betrieben. Nur zwei Geschosse war es hoch, drei Fenster im unteren, vier im oberen Stockwerk blickten zu den engen Planken. Ueber der schmalen Türe mit den beiden ovalen Oberlichtfenstern hing ein steinerner Löwe die Zunge heraus. Nun aber ist auch dieser Bau und damit ein altertümliches Leben aus den Planken verschwunden.

Anmerkung:

1) Der Aufsatz über die Mannheimer Münze baut sich im wesentlichen auf dem Quellenmaterial im badischen Generallandesarchiv, Karlsruhe, auf. Nachfolgende Akten konnten Dank des Entgegenkommens der Archiodirektion eingesehen werden: Pfalz-Generalia Münzen, 4833, 4834, 4811, 4812, 4866, 8644 das kurpfälzische Münzwesen betr. Die Unterlagen zu dem Aufsatz über den Durlacher Hof wurden mir freundlichst von Herrn Direktor Philipp Bohrmann aus seinem Familienbesitz zur Verfügung gestellt.

Aus Ferdinand Kobells Schaffenskreis

Briefe zur Kunst aus der Rokokozeit

Von Jos. Aug. Beringer, Mannheim

Da es eine eingehend aufklärende Geschichte der Entdeckung der kurpfälzischen Landschaft und ihres Entdeckers und Schöpfers Ferdinand Kobell noch nicht gibt, so versuchen wir in den nachfolgenden Druckzeilen wenigstens einen aufklärenden Schein über Leben und Schaffen des Meisters aus Kurpfalz in der Kunststadt Karl Theodors zur Zeit ihrer größten Blüte zu werfen. Nicht nur die liebenswürdig-höflichen Verkehrsformen der damaligen, einer großen Verwirrung und Durchrüttelung entgegengehenden Zeit, sondern auch die gesellschaftliche Haltung und Gesinnung der Künstler unter sich und zu ihren Schülern und Schülerinnen geben uns einen Einblick in die Verhältnisse der großen schöpferischen und gestaltenden Künstler zu den Schülern, zum Kunsthandel und zu den Kunstfreunden, seien sie Kunstliebhaber oder selbst auch Ausübende. In diesem Betracht können die zarten Rokokobildchen in den Briefen als starke Kontraste zu den Denk- und Verkehrsformen der heutigen Zeit gelten. Sie zeigen, um wieviel herber und gröber die Verhältnisse mit ihren wirtschaftlichen Belangen heute geworden sind, als in jenen Tagen, da die sich wandelnde aristokratische und bürgerlich gesinnte Welt von dem Aufbäumen des „dritten Standes“ beunruhigt zu werden begann: wie also die Forderungen der damaligen großen Schlagworte von der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ und von den Menschenrechten die menschlichen Belange verderbten, sogar bis ins Technische der Kunst hinein. Wo würde es z. B. einem Künstler von heute einfallen, seine Technik, seine Farbgebung u. s. f. dem fernen Kunstfreund so eingehend und beispielhaft mitzuteilen, wie etwa F. Kobell oder J. Rieger bei ihrer Schülerin Ehrmann-Scheyd es getan haben!

Wir erkennen aus den Briefen aber auch, daß die Träger der damaligen Kunst aus der ganzen und vollen Wesenheit ihrer Natur heraus schufen, und daß der Adel und die kulturell gehobenen Schichten der Gelehrten und Geistlichen die Stützen der Kunstschaffenden waren. Das Bürgertum rückte erst nach etwa 50 Jahren in der Pflege des künstlerischen Schaffens nach. Der Werkstätten- und Lehrbetrieb von damals brachte eben den Künstler und den Lehrling näher zusammen und gab seelisch und kulturell mehr, als es heute auf den Kunst- und Hochschulen der Kunst geschehen kann — und das alles, ohne daß die moralisch-sittliche Grenze überschritten wurde, die damals gezogen war und auch eingehalten wurde.

Die erste Gruppe der 4 Kobellbriefe ist an die Kobellschülerin Demoiselle Ehrmann gerichtet, die als

Tochter des in Weimar und Frankfurt a. M. lebenden Prälaten J. Ehrmann und der Madame Ehrmann, einer geb. Scheyd, von Frankfurt oder Weinheim nach Mannheim reisen mußte, um die Zeichenstunden von Kobell oder Rieger zu genießen. Diese Demoiselle Ehrmann ist anfangs der 80er Jahre im 18. Jahrhundert die Gattin des Herrn L. W. von Babo geworden, der in Weinheim und Ladenburg über großen Grundbesitz verfügte und dessen Nachkommen in bedeutenden badischen Hof- und Gelehrtenstellungen standen. Aus dem Besitze des vor etwa 20 Jahren verstorbenen Freiherrn und Kammerherrn Lambert von Babo in Frauenalb stammen diese vier ersten Briefe. Sie lauten:

1.

Mademoiselle

Hier sende Ihnen die beste abdrucke, der Kleinigkeiten, die Ihre süße freundschaft von mir verlangte. — empfangen Sie dieselbe mit so vieler nachsicht und sanftmuth — als Ihr schönes Aug — und die grazie ihres ganzen Weesens ausdrückt Mademoiselle, so war das die herrlichste arbeit, die je eines Künstlers Hand erschuff — und nie ist eine mit schmeichelhafterem Beyfall belohnt worden. —

Empfehlen Sie mich Ihrer besten verehrungswürdigen Mama — und erlauben Sie mir mich mit der unbegrenzten Verehrung zu nennen

Dero

ganz gehorsamsten

D(iene)r Fd. Kobell.

Auf einem beiliegenden Blatt steht:

Sagen Sie nun selbst — schönste Freundin — ob trauren und melancholische laune mich nicht quälen soll — noch bis jezo — blieb mir keine minute übrig — Ihnen die schöne Zeichnung Zurückzusenden — und mich für das liebe süße Geschenk eines so schönen Briefs — zu bedanken — gewiß — glauben Sie mirs: — nicht einen augenblick — fand ich — den ich dieser süßen empfindung widmen konte — und noch jezo drängt mich arbeit — und Karfreytags laune!

glauben Sie mirs — die Zeichnung nach Dieterich¹⁾ haben Sie wunderschön Copirt — einige kleine Drucker hab ich hineingezeichnet — das andere ist so vortrefflich nachgemacht, — so wahres gefühl — so auszeichnender ausdruck herrscht darinnen, daß es manchem Kenner : Sie dürfften es keck probieren : nicht einfallen wird — es für eine Copie anzusehen — Sie zürnen doch nicht, daß ich

die Zeichnung ein wenig aufgezo- gen — und aus der Deh- muth hervorgebracht habe?

Der gegenpart, den ich Ihnen auch zum nachzeichnen schicke — wird Ihnen noch mehr vergnügen machen, er ist noch freyer, und spielender gezeichnet, auch eine schönere Gegend — als die erste — mir wenigstens weit stiller, feyerlicher — und einsamer gedanken voller! Kieger sagte mir voriges Jahr — Sie mögten gerne das teutsche Mu- saeum²⁾ lesen — ich werde es Ihnen immer schicken — hier folgen der Monath Jan. und Febr.

wollen Sie auch den teutschen Mercur³⁾? über den großen Mann — der die Kleine allerliebste Kupfer schuff — muß ich Herzlich lachen — wann sonst nichts nöthig wär — ein großer Mann in der Kunst zu seyn — o dann wärs gut — ich wolte bald der Goliath in der Kunst seyn, was werde ich dann nun, in ihrer munteren laune werden — meine schönste Freündinn — wann Sie, die neue Kleine Kupfer, so für Sie hieben folgen, mit ihren so schön, als nachsichtsvollen augen betrachtet haben? —

empfehlen Sie mich der besten Mama und ihrer lieben freündschafft. —

2.

Mannheim, d. 2. July 1782.

Ja! liebenswürdige Freündinn — Ich Kenne leyder die fabel vom tantalus! wohl mir, wann Ich Solche nur, als fabel nicht als würcklichkeit gekannt hätte, welcher arme Manns-Mensch lebt 41 Jahr in dieser schönen welt, mit gefühlvollem Herzen, und theilnehmender Seele, ohne diese Marter auszustehen — ohne zu bewundern, was Ihm (nicht leserlich: nicht werden) kann, ja brennend zu wünschen, was er nie erlangen (?) darf! — wer Kann Ihnen sehen — schöne — und noch liebenswürdigere freündinn! ohne tantals marter auszustehen. — aber daß Sie — Sie Freündinn solche wegen ein paar Zeichnungen fühlen solten, ist mir eine fabel — erfunden vom muth- willigen reizenden scherz eines der herrlichsten mädgen in der schöpfung!

O meiner gedächtnüß — braucht nichts in der welt so ein bild, so eine seele wie die Ihrige, ins erninnern zu bringen, wer einmal Ihnen gesehen — und gar gekannt hat — wird — wann Ihn Gottes Zorn nicht wie Loths Weib gestrafft hat — gewiß so etwas reizendes nicht vergeßen können!

Die schöne 2. Zeichnung gefertigt von Ihrer geschickten hand, nach Dieterich, lag wie der beste schatz, so wohl ver- wahrt — daß all meines suchens und herumwühlens on- geachtet ich sie nicht finden Konnte — vor Ihrer abrense nach dem land, wolte ich solche selbst bringen — wolte das süße glück genießen Ihnen meine gedanken darüber zu sagen — und die Kleine — wenige abänderungen von Ihnen selbst machen zu sehen — da ich sie nicht fand — verlorh ich den muth, ohne solche zu Ihnen zu Kommen — vor einigen Tagen fand ich sie wider in meinem schreib- pult, nun ist sie parat, — ohne mich auf den roßen Hoff⁴⁾ zu wandren — und all mein gehofftes glück damit war leyder nur geträumt! ich fand so wenig zum verbeßern darinnen, daß Sie kaum sehen werden, was ich daran geändert habe — wann Sie eine sichere gelegenheit wissen,

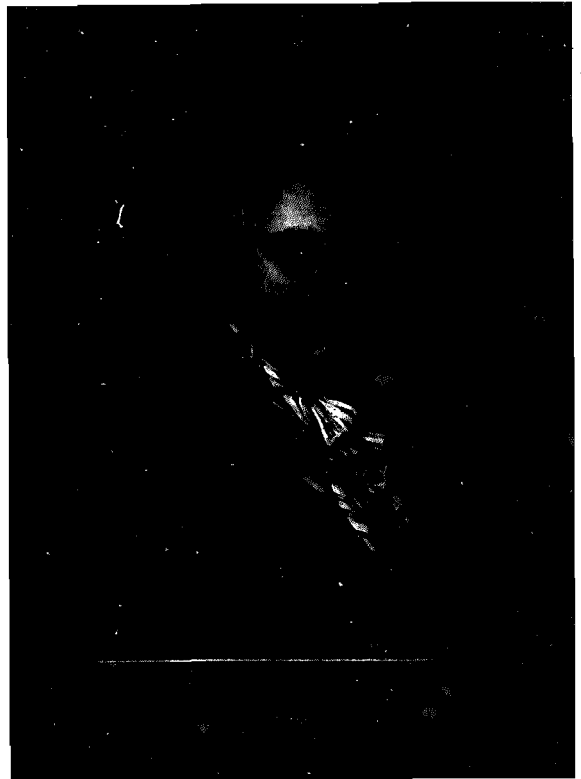


Abb. 1. Ferdinand Kobell

Stich von Schlotterbeck 1806 nach dem Gemälde von Hauber.

womit Ich diese zeichnung und noch einige, welche Ich Ihnen gern zum studieren auf das Land leihen mögte, ohne gefahr überschicken Kann, so senden Sie mir solche, und so gleich soll alles, da es schon eingepackt ist, an Ihnen abgehen —

Frenlich ist mit schwarzer, und weißer Kreyden auf blau, oder grau gefärbtes papier zu zeichnen, in betracht des mahlerischen Effects wegen schatten und licht, eine lehr- reiche sache — um Ihnen hierinnen einige erleichterung zu geben, sende ich Ihnen, ein paar Kleine zeichnungen meines bruders Franz⁵⁾ welche Er mir von Rom schickte — Co- piren Sie solche, ehe Sie etwas nach der natur in dieser manier zeichnen — die himmell an diesen zeichnung sind mit dem pinsell, und weißer waßer-Farb aufgetragen, und dann noch mit weißer Kreyden überzeichnet, man braucht das aber nicht absolute, sondern, man Kann es mit der puren Kreyden — wann sie mit schwarzer Kreyden die schatten und mit weißer Kreyden die lichter Ihrer zeich- nung überhaupt entworffen haben, so überwischen Sie, mit dem finger, oder noch besser, mit einem zarten stückgen hut- filß, welches man wie eine dutte zusammen dreht, den Orth wo das licht ist weiß, und die schatten theile schwarz — so daß ungefehr eine eintheilung in 2 farben daraus ent- steht — dann höhen Sie das licht mit weiß auf, und zeichnen mit schwarzer Kreyden die schatten, und das be- stimte über all hinein, dise arth zu zeichnen ist viel ge- schwinder, als auf weiß papier, weil mann eine ganze farb, welche zum mittel zwischen schwarz und weiß dient, schon von der Farbe des papiers ziehet, die mann auf dem

weißen erst mit mühe hervorbringen muß, man macht auch Kleine wischer von bouteille stopfer, oder pandoffell holz, indem man kleine stückger davon in einen federkies zwängt, und solche hernach mit einem federmesser nachbelieben spizt — diese dienen auferordentlich um die Kleine parthien an bäumen und sonsten zu überarbeiten —

um 11 uhr in der nacht: schon wider raubt mir ein zufall die süße Freude Ihnen meinen brief auszuschreiben — und die zeichnungen jezo zu senden — zürnen Sie nicht mit mir — beklagen Sie mich — die junge Frau von Haak ist in Trippstatt sehr Krank, und man fürchtet für Ihr leben, diese nacht geht der Herr von Dalberg dahin — und ich gehe mit Ihm, Ich war so oft in meinem leben, der freudige zeuge und mit genoße Ihres Vergnügens und des munteren geselligen lebens — das bey Ihr in reinster Freundschaft genoßen ward — es ist also billig, daß ich auch von ganzem Herzen an den traurigen tagen antheil nehme, und, wann ich schohn nicht helfen kann, wenigstens meine antheil schmerzen und mitlenden trage — und zu beweisen suche, daß mein Herz die gnad, und freundschaft, womit Sie mich so vorzüglich beehrte — verdiene —

Empfehlen Sie mich Ihrer verehrungswürdigsten Mama — und empfangen Sie vor dieselbe, und vor Ihnen, von meiner lieben frauen die ergebenste empfehle — erlauben Sie mir, mich mit der verehrungs- und Hochachtungsvollsten Freundschaft zu nennen Ihren

ganz unterthänigen Diener

Ferd. Kobell.

(Auf der Seite steht:)

Den samstag Kom ich wider — senden Sie mir Künfftige woche die erste gelegenheit, alles ist parat.

3.

d. 13. July 1782.

Ein glücklicher Zufall brachte mir die Bekantschaft der ladenburger böttin diesen morgen zuwegen — Ich sende Ihnen also damit — liebenswürdigste Freundin! die zween Zeichnungen — gemacht von meinem bruder frans in Rom — gewiß Sie sind auferordentlich schön, und so recht mignon für die geschickte hände, eines so geschickten sanfften Mädgens — wie Sie beste!

auch bringt Ihnen diese böttin etwas weiße Krenden mit — Sie wird Ihnen sehr gut so wohl wegen der farb, alß ihrer art Kommen —

Kieger erhilt eine zeichnung von Ihnen — die sehr meisterhaft, und Zu Reck für ein frauenzimmer ist — die selben im 2. Grund rechter hande sind etwas zu stark von farb — mit ein wenig brodt Können Sie solche grauen, und im rechten ton machen —

Sie sind ein wenig zu Viel mit denen drucker der Feder bekant, und in der schwarzen Krenden ist diese arth zu drucken, und macht einen widrigen Effect — Sie müß:n den Drucker nicht so / auf einen Druck machen, sondern ganz leiß / anfangen, dann immer auf den strich mit darüber fahren / verstärken, und endlich in den so preparirten strich den lezten Druck nach und nach setzen / das ist die schönheit der Krenden=Zeichnung —

Die gehorsamste empfehle von meiner Mandele, und mir, an die würdigste Mama von Ihnen, Sie machen mich zum tantalus — mit der stummen böttin, und ich zürne doch nicht —

der gehorsamste Ihrer Diener

F. Kobell.

4.

Mannheim, d. 11. 10 br. 87.

Ich hoffe, verehrungswürdige Freundin! Herr Hüsgen⁶⁾, wird Ihnen das Vergnügen aus meinem Briefe erzählt haben, welches mir Ihre gütige Erinnerung — und Ihr freundschaftliches andenken, welches Er mir schrieb — gemacht hat. Dachte Ich doch nicht, daß jemand in der welt, im erzählen von mir, eine unterhaltung finden Könnte! — und nun werde Ich noch gar überzeugt — daß ein schönes liebenswürdiges Weibgen, in mancher stunde gesellschaftlicher unterhaltung — bey Kunst — und stiller freude von mir — leyder von vergangenen Zeiten — spricht! so viel Glück wird mich noch zu stolz machen — glücklich — sehr glücklich macht es mich wahrhaftig, und Ich dancke Ihnen schönne liebenswürdige Freundin recht sehr dafür.

Ein junger fleißiger Künstler — ein ehmaliger Schüler von mir — ein Mann, von Kopf — talent, und Herz — der schon einige Jahre in Homburg ist — und sich Thry⁷⁾ nennt, geht über Frankfurt zurück — Ich wolte seine freundschaft und seine gute eigenschafften belohnen — er überbringt Ihnen deswegen diesen brief, und wünscht Ihnen — und einige beweise Ihrer talente, zu sehen, machen Sie Ihn dieses Vorzugs auf meine Empfehlung würdig, Ich benende Ihn, daß Ich nicht an seinem plaze seyn — und selbst dieser freude theilhaftig werden kann.

Was macht die Kunst — gewiß ist Sie dankbar gegen das lieb-Köfen einer so süßen schülerin. Da Sie eine glückliche Mutter sind so werden Sie nun bald Ihr neue Freunde und schüler zuführen. laßen Sie mich, wann es seyn kann, doch einmahl etwas von Ihrer geschickten hand sehen — und höhren. mein Sohn Wilhelm⁸⁾, der alß Knabe mit Ihnen, in den goldenen Jahren der unschuld in die schule ging — ist groß wie Ich, an gestalt — und ein riese in der Kunst geworden. Wann Er einst in Frankfurt Kommen soll — so wird Er die Ehre haben Ihnen davon zu überzeugen.

meine Gattinn empfiehlt sich mit mir, Ihrer freundschaft und Güte — und Ich habe die Ehre mit der hochachtungsvollsten Verehrung zu seyn Ihr

gehorsamster Diener

Kobell.

(An der Seite steht:)

Ben der Freyfrau von Barckhausen auf dem Koßmarkt habe ich eine baaze Kobell — die Ihn zu Kennen die ehre hat — darf ich dis würdige Mädgen ihrer Freundschaft empfehlen?



Abb. 2. Ferdinand Kobell, Flußlandschaft mit Kahn. Federzeichnung 1783

II. 3 Briefe von Sak. Rieger an Demoiselle Ehrmann.

Der Kobellschüler S. Rieger, später als „Zeichenmeister“, Miniaturmaler und Radierer einiger Blätter aus der näheren und weiteren Umgebung des Wohnsitzes Mannheim bekannt, hat offenbar die Demoiselle Ehrmann nach Kobell bis zur Vermählung mit Herrn von Babo weiter unterrichtet. Die Briefe lauten:

1.

Mannheim, d. 2. Jenner 1784.

Es ist wahr das mir ihre stille abreiß nahe ging. Ich konte keine ruhe haben das ich ihnen möchte in etwas Beleidiget haben, ich fand aber nichts — voll überzeugung, niemahl unedel in ihrem Hause gehandelt zu haben beruhigte mich.

von ganzem Herzen wünsche, das ihnen recht gut gehen möchte, zum anfang des Neuen Jahr bis ans Ende ihres lebens. Möchte gott ihnen und dero liebsten Man welche wünsche zu kennen gesundheit Glück und segen geben.

Ich wünsche diese landschaft zu sehen; nach ihrer Beschreibung muß sie wohl recht schön sein —

Die Zeichnungen von mir können sie nicht allein behalten sondern ich schicke ihnen noch die Zwen, woran sie so einen wohlgefallen gehabt haben. Möchten sie ihnen so gefallen und freude daran haben, wie ich wünsche als ein andenkens von mir zu nehmen auch Braunen Dusch haben sie hir. von S. Kobell seinen Braunen Dusch wollen sie das Recept haben es ist nichts da Bey als Köllnische Erd fein auf dem reibstein gerieben, eben so viel Bodasch mit

regen-wasser angefezt in einem neuen Hafen und stark Kochen lassen. Die erde hernach siech setzen lassen, den safft alsdann oben abgeschüdet.

Bis gegenwärtig habe das fieber noch immer. Ich weis nicht was ich daraus schliefen soll meine Krankheiten werden mich noch ganz zu grunde richten haben sie mitteilen mit mir wann wirds wohl Besser gehen —

Von S. Kobell habe viele Empfehlungen zu schreiben er sagte mir er wolte ihnen nächstens einige Zeichnungen schicken, Ihren Brieff habe ehrt Kurz erhalten er ist so lange bey S. Kobell gelegen schreiben sie mir doch Bald wieder leben sie recht wohl ich bin immer

Ihr aufrichtiger Freund

Rieger

meine adresse machen sie
an

S. Rieger Zeichen Meister
wohnhaft Bey der Hohnheuser
Casernen in der Frau wittmundin
Behausung

a

Mannheim

2.

Mannheim, den 15. Februar 1784.

Dero letzteres schreiben vom 13. dieses habe richtig erhalten sie fragen mich im einen Brieff worinnen sie eine Lousd'or ein geschlagen haben ich kann ihnen auf meine Ehre versichern das ich nichts erhalten habe, ich würde

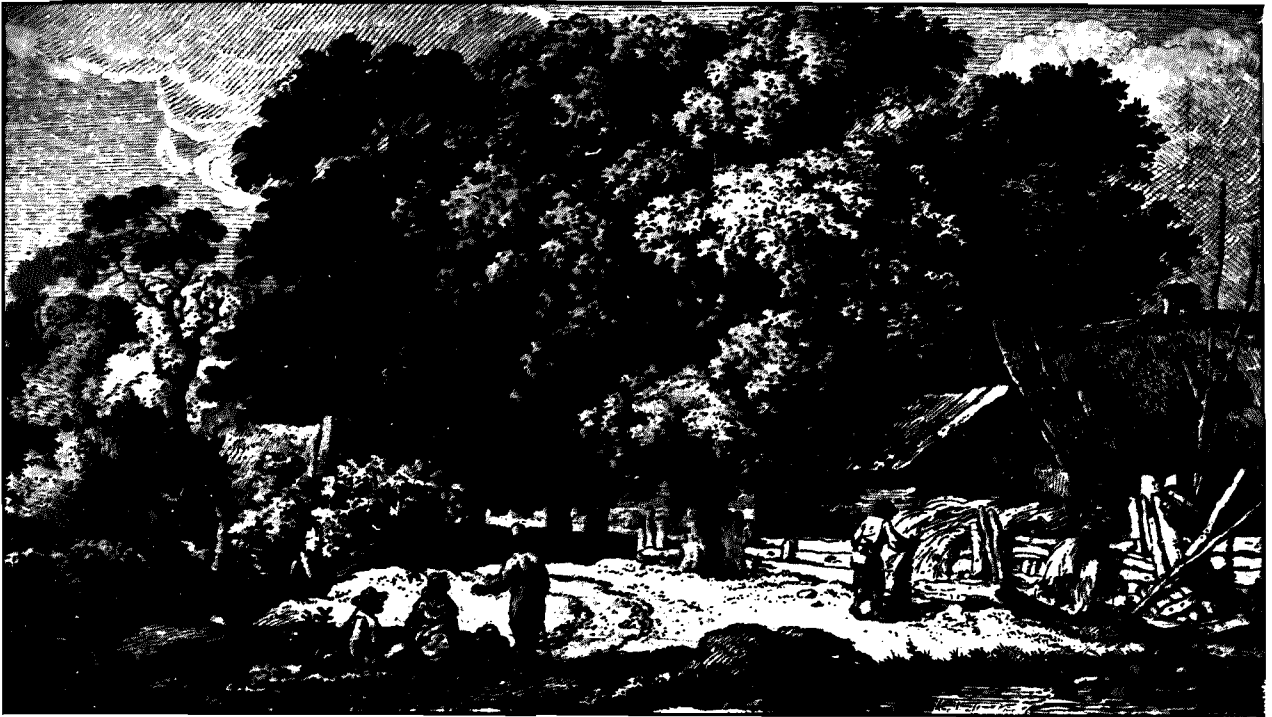


Abb. 3. Ferdinand Kobell, Bauer seine Garben trocknend. Radierung 1776 (nach Rugler, Katalog Stempel 189).

gewiß nicht so undankbar gewesen sein und würde mich tausent mahl Bedancket haben oder hätte mich auf eine andere art erkänlich gezeigt ich hätte mir so gleich in alltags Kleid dar vor gekauft um das andencken an meinen leib zu tragen welches ich sehr benödiget Bin es kostet mich viel ihnen meine armuth zu schreiben, sie fragen nach meiner gesuntheit; leider habe das Fieber noch immer der Frühling meines lebens welck so nach und nach dahin das ende ist vielleicht bald o ich weiß sie haben mitleiden mit mir, gott wie oft vermiß ich ihnen in der zeichen stund die Mamsell leonore wir(d) recht braß im zeichnen es hat mich viele mühe gekostet sie in ordnung zu bringen.

ich habe auf dem postwagen nachgefragt und auch auf der Briß post wegen diesem Briß Man will aber Beiderseits nichts dar Von wiesen

allem ansehen nach muß er zu Franckfurt auf der post liegen geblieben sein oder auf der nästen post. sie melden mir nichts, ob sie das päckgen mit denen Zeichnungen erhalten haben. Nächstens schicke ihnen eine Zeichnung mit braunem tusch welche ihnen gewiß gefallen wird leben sie in desen wohl Ich bin immer ihr Freund

Kieger

heute wahr bei H. Kobell er fragte mich was sie machen viele Complimente von ihm auch von H. tiri

Adresse: Madam
Madam Ehrmann
née Schend
a Frankfurth

3.

Mannheim, d. 15. Merz 1784.

Dero werthen Briß nebst dem gold stük habe richtig erhalten, gott vergelte Ihnen ihre güte sie haben mir eine grosen Dinst geleistet ich werde es nicht vergessen, ich werde nicht undankbahr sein; gewiß nicht, so viel freude werde ihnen wieder Machen, als sie mir verursacht haben,

wegen meiner gesuntheit ist es als noch das nämliche noch immer das Fieber ich will ihnen Keine Beschreibung von meinem Zu=stande machen ich möchte ihnen erMüden oder beschwärtlich fallen

Bleiben sie mir meine Freundin; vergessen sie mich nicht; in der Ewigkeit werde ihnen noch danken, dem sagen der der vergelder Jeder guten Handlung ist — von H. Kobell und tiri viele Empfehlungen ersterer wird ihnen bald schreiben leben sie wohl

Ihr dankbahrer

Kieger

Madame
Madame Ehrmann
née Schend
à Frankfurt

Diese Briefe stammen ebenfalls aus dem Besitz vom Freiherrn L. von Babo-Frauenalb.

III. 4 Briefe von Ferd. Kobell an Kunsthändler Karl Piton, Kaufmann.

Die kleine Folge der Kobell-Piton-Reihe gibt einen Einblick in die wirtschaftliche und künstlerische

Lage Kobells zur Zeit, als er sich aus der alten Heimat Mannheim löste, um sich vor der Beschließung Mannheims durch die Revolutionsheere zu retten. Er ließ seinen Sohn Innozent, damals Rat am städtischen Gericht, in seinem Haus in M 2, 3 und ebenso noch eine Zeitlang seinen für Kunst hochbegabten Sohn Wilhelm in Mannheim zurück und floh 1794 nach München, wo die „Pfälzer“ Künstler nicht gern von den ortsangewesenen Münchener Malern gesehen waren. Schwere wirtschaftliche Zeiten traten für die von Mannheim eingewanderten Künstler in München ein. Die alte Heimat blieb immer noch der feste Boden, auf dem die Künstler sich halten konnten. Davon geben die Briefe 1, 2, 3 und 4 Zeugnis.

1.

P. P.

Ich habe immer geglaubt, mein lieber Herr Piton, daß Sie mir Freundschaft, mit dem Vorschuß der 50 fl erwiesen hätten, — es ist mir sehr leid, daß Sie solche bei Ihrer Frau Schwägerin ausstehen haben — und diese Güte Vermehret meine schuldige erkenntlichkeit. Haben Sie doch noch ein wenig freundschaftliche gedult mit mir — manche Umstände, wie sie meist in einer starken Haushaltung kommen, — zwingen mich — nicht so zu handeln, wie Ich von ganzem Herzen wünsche —

Ich vermehre meine Bitte an Ihre freundschaft darum, und ersuche Sie — durch Ihr Vorwort, wann es seyn kann, mir weil Ihre Frau schwägerin doch Geld hinausleihen wird, annoch zu diesen 50 fl 100 fl auf 6 monath geg. einen Wechsell zu schaffen. Ich kann dann alles bequem mit Interessen zurückzahlen — weil bis dahin mein Mainzer Gemälde fertig wird. Ich bitte Sie recht gelegentlich darum. Kann es aber nicht seyn, so werd Ich alles anwenden die 50 fl künftige Ostern Ihnen mit dem schuldigsten Dank zurückzahlen — die für mich ausgelegten Interessen in etlichen Tagen.

Die Bourguignons sollen gemacht werden, so wie alle Sachen so ich von Ihnen habe — und ohnfehlbar bald. —

Anliegende 2 Zeichnungen von mir sind mein Versprochenes neujahr. Ich empfehle mich Ihrer liebsten Gattin — und bin mit Verehrung

Ihr gehorsamster Dr

Den 8. Febr. 1791.

Kobell.

2.

P. P.

Sie hatten einmahl unter Ihren Gemälden 2 Kleine — Feldlager mit pferden Vorstellend vom Teodor Maas und ein großes — wo ein Knecht 2 pferd durch ein Wasser ritt — Ich glaube es kam vom H. Landenberger. Wolten

Sie mir nicht die Freundschaft erzeigen, und mir solche mit Ihrer bequemlichkeit einmahl zum sehen auf einige stunde leihen

Ihr ergebenster
K.

Den 11. Aprill 1792.

3.

P. P.

Lieber Herr Piton

Ich bitte Sie, mir durch Ihr Vorwort bey dem juden zur prolongation meines Vorgestern fällig gewesenem Wechsells zu helfen — Ich kann solchen wann es absolute seyn muß zwar zahlen, allein da die Kleine ausstände mir sehr unrichtig eingehen, so bitte [ich] um diese Gefälligkeit — bey zunehmenden tügen werde Ich auch wider eines Ihrer zum retouchiren noch bey mir habenden Gemälden Ihnen fertig machen um für all Ihre gefälligkeiten wenigstens mich etwas dankbar zu bezeigen — Ich habe die Ehre, nebst schönster Empfehlung an Ihr Frau liebste mit aller Verehrung zu seyn

Den 3? Febr. 1793.

Ihr gehorsamster D.
K.

4.

Das Kleine ganz verdorbene landschafftgen, das Sie mir vor einigen Jahren gaben hab Ich wider neu gebohren — ich sende es Ihnen mein lieber Herr Piton endlich einmahl als einen beweiß zuruck, daß sachen bey mir wohl lang liegen bleiben, aber nie vergessen werden — Ich habe die ganze schöne Composition gelassen, und es so übermahlet, daß man in einiger Zeit nicht leicht sehen wird, daß neue arbeit darüber gekommen — Ich werde hinlänglich belohnt seyn wann sie damit zufrieden, und überzeugt bleiben, daß ich mich freue, Ihnen für so manche gefälligkeit, und Freundschaft die ich von Ihnen erhalten auch wider etwas erwidert zu haben — Der nahmen des Meisters steht unten im Vordergrund linker Hand, ich kann ihn aber ohne Vergrößerungs Glas nicht lesen — in langer Zeit müßen sie es nicht Firnißen — empfehl Sie mich der Madame Piton.

Ihr ergebenster Dr

Den 11. Aug. 1798.

Kobell.

Diese Briefe waren im Besitz des † Oberlehrers A. Schmitt, Mannheim.

Die „Pfälzer“ Künstler mit ihren neuen, meist landschaftlichen Motiven bewirkten die Aufnahme der entscheidenden Naturbeobachtungen und den Einfluß des Lichtes auf Farben- und Formgebung. Die neue Zeit brach an.

Anmerkungen:

¹⁾ Dietrich = C. W. E. Dietrich (Dietrich) 1712—1774), Direktor der Meißner Porzellanfabrik und akad. Maler in Dresden.

²⁾ Teutsches Musaeum ist eine literarisch-künstlerische Zeitschrift im 18. Jahrhundert.

³⁾ Teutscher Merkur, die von Wieland herausgegebene Zeitschrift künstlerischen Inhalts im 18. Jahrhundert.

⁴⁾ Rosenhof, Gut bei Ladenburg.

⁵⁾ Franz Kobell (1749—1822), derzeit als churpfälzischer Stipendiat in Rom, Bruder und Schüler Ferd. Kobells.

⁶⁾ Hüsgen, Kunstberichterstatter in Frankfurt a. M.

⁷⁾ Thyrn (oder Thyri), ein Freund Kobells.

⁸⁾ Wilhelm (v.) Kobell, der bedeutende Landschafts- und Schlachtenmaler.

Der Komponist Albert Lortzing und Mannheim.

Zur Gedächtnis-Ausstellung im Theatermuseum.

Von Gustaf Jacob

Anlässlich der Mannheimer Uraufführung von Lortzing's komischer Oper „Prinz Caramo“ am 27. Febr. 1937 fand im Theatermuseum, E 7, 20, die Eröffnung einer Lortzing-Gedächtnis-ausstellung statt, die bis Ostern 1937 zugänglich war. Diese Schau zeigte eine Auslese Alt-Mannheimer Lortzing-Inszenierungen nach Entwürfen und Werkstattskizzen von Joseph Mühl dorfer, Joseph Kühn, Oskar Auer, Ludwig Sievert und Friedrich Kalbfuß, ferner aus Mühl dorfer's Nachlaß eine Reihe romantischer Kindertheater-Dekorationen, schließlich Bildnisse der ersten Mannheimer Lortzing-Interpreten. Einen besonderen Schatz bildeten die seltenen Dokumente aus der Sammlung des Direktors Georg Richard Kruse-Berlin, des Caramo-Bearbeiters, der nicht allein sein langes Leben der Erforschung des Lortzing-Werkes gewidmet hat, sondern auch ein emsiger Sammler aller Aeußerungen aus dem Leben und Schaffen dieses Komponisten ist. Da fand man die köstlichen, mit reinlicher Schrift geschriebenen Original-Partiturmanuskripte Lortzing's, Stammbuchblätter, die Quellen seiner Textdichtungen, Bildnisse des Meisters aus seiner Mannheimer Zeit, den Taktstock, den ihm das Mannheimer Theaterkomitee verehrte, als Dank für die am 3. Juli 1844 geleitete Aufführung seines „Zar und Zimmermann“. Zur Eröffnung dieser aufschlußreichen Schau hielt Georg Richard Kruse, Sonntag, 28. Februar 1937 im Theatermuseum einen einführenden Vortrag über „Lortzing in Mannheim“. Aus ihm sei nachstehendes mitgeteilt.¹⁾

Im Sommer 1844 reiste Lortzing von Leipzig nach Mannheim, um nicht nur seinem Freunde, dem Mannheimer Schauspieler und Regisseur Philipp J. Dürringer seinen Besuch abzustatten, sondern auch dem ehrenvollen Anerbieten, hier seinen „Zar und Zimmermann“ zu dirigieren, Folge zu leisten. Von Frankfurt aus schrieb er Düringer:

„Ich werde also Montag früh von hier nach Mainz fahren und von da weiter, denselben Abend bin ich jedenfalls in Mannheim. Probe brauchen wir nur eine und wird die eine den Leuten schon zuviel sein.

Leb wohl. Also Montag bin ich da. Der Türmer soll blasen und die Kinder Blumen streuen. Leb wohl — nein, leb nicht wohl, sonst ist ja kein Unterschied, wenn ich da bin.

Tausend Grüße
Dein Albert.“

Auf dem Mannheimer Theaterzettel stand zu lesen:

Mittwoch, den 3. Juli 1844

zum Vortheile des Hofopernfängers Herrn Kreuzer, unter eigener Direction des Komponisten der Oper, Herrn Capellmeister Albert Lortzing

Czar und Zimmermann

Komische Oper in drei Abtheilungen.

Peter der erste, Czar von Rußland, unter dem Namen Peter Michaelow, als Zimmergeselle	Herr Ditt
Peter Swanow, ein junger Russe, Zimmergeselle	Herr Kreuzer
Van Bett, Bürgermeister von Saardam	Herr Freund
Marie, seine Nichte	Mad. Rudersdorff
Admiral Lesfort, russischer Gesandter	Herr Becker
Lord Synndham, englischer Gesandter	Herr Leser
Marquis von Chateauneuf, französischer Gesandter	Herr Diehl
Wittwe Browe, Zimmermeisterin	Mad. Schön
Ein Offizier	Herr Lichterfeld
Ein Rathsdienner	Herr Fischer
Zimmerleute, Magistratspersonen, Einwohner von Saardam	

Offiziere. Matrosen.

Die Handlung ist in Saardam, im Jahre 1698. Der Tanz im 3ten Acte ist von Herrn Balletmeister Beauval arrangiert.

Voll Freude berichtet Lorzging nach dieser Mannheimer Aufführung seines von ihm geleiteten „Zar und Zimmermann“:

„Gestern war mein Ehrentag. Er war glänzend, schon in der Probe wurde ich vom Orchester, nachdem ich ihm vorgestellt, mit lautem Applaus empfangen, desgleichen gestern Abend bei meinem Eintritt vom sehr zahlreichen Publikum. Der Beifall war nach jeder Nummer und nach jedem Aktschluß außerordentlich. Schließlich Herausforderung. Ich hielt eine Rede und wäre beinahe vor Verwunderung über mich, daß ich nicht stecken blieb, stecken geblieben.“

Das Mannheimer Theaterkomitee verehrte dem Meister daraufhin den in der Lorzgingausstellung zur Schau gestellten Taktstock mit silbernem Griff, dem die Widmung eingraviert ist. Lorzging hat diesen Takt-



Abb. 1. Joseph Mühlendorfer (nach Photographie)

stock späterhin noch benutzt. Nach Leipzig zurückgekehrt hatte er zuerst Mozart's „Don Juan“ zu dirigieren.

„Erste Oper“ — schreibt er an Düringer — „war Don Juan, mein Debut. Ich weihte in der Vorstellung meinen Taktierstock ein, legte ihn jedoch nach der Introdution wieder ins Futteral, weil er mir zu schwer wurde und ich dadurch einen Einfluß auf die Tempi befürchtete. Gesehen hatte ihn die Welt, schwingen sehen in der Don-Juan-Ouverture, was will ich mehr.“

Lorzging's Beziehungen zu Mannheim sind mit diesem einmaligen Gastspiel nicht abgeschlossen. Mit dem hiesigen Freundeskreis stand er auch später noch

in regem Briefwechsel. Düringer war nicht allein der Verfasser zahlreicher Lieder, die ihm der Freund vertonte, sondern er war auch reger Mitarbeiter an den Textbüchern zu Lorzging's Opern „Undine“ und „Hans Sachs“. Unter dem Eindruck der Sommerreise an den weinfrohen Rhein und den glücklich in Mannheim verlebten Stunden hat der Komponist die Arbeit an seiner Undine bedeutend fördern können. Er bezeichnet sie als „große lyrische romantische Oper, mit allerlei Kanallerien, nach Fouqué von mir äußerst schlau bearbeitet“ und gesteht: „Ich stehe bei meiner Undine sehr unterm Pantoffel. Ach, mein guter Philipp, das Weib ärgert mich sehr! Ich habe mir diese Ehe glücklicher vorgestellt! na vielleicht vertragen wir uns noch, und an Scheidung ist, bei dem Mangel an guten Frauen, nicht zu denken“.

Immer wieder schickt er Grüße an die Mannheimer: „Ich glaube ich thue am besten, wenn ich ganz Mannheim grüße, die ganze Stadt hat ein Recht auf meine Dankbarkeit, weil sie mich gar so liebevoll aufnahm. Sollte sich indessen ja einer oder der andere gekränkt fühlen, so richte zuvörderst dem Herrn Oberregisseur meinen herzlichen Gruß aus; nach ihm grüße mir dessen liebes Weib. Seit der lästige Leipziger (Lorzging) sich entfernt, werdet ihr nun wohl ungestört schlafen können, und die gute Frau wird sagen wie Egmont: Süßes Leben! Schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens. — Tausend Grüße der Düringer'schen Familie und besonders dem Manne (Vater Düringer), welcher mir Wein gab. Doch bitte ich Dich, Deinem Komitee, Lachner, Mühlendorfer, der Pichler und — Schwerenot noch einmal, mir fallen immer mehr ein — zu empfehlen.“

Dein Albert Lorzging“.

Der Erfolg der Hamburger Uraufführung von Lorzging's Undine am 24. April 1845 war nicht zuletzt auf die von Mühlendorfer, dem Meister der Mannheimer Inszenierung, geschaffenen Bühnenbilder zurückzuführen. Mühlendorfer hat viele Vorstudien zur Undine hinterlassen, von denen eine große Zahl in der Ausstellung des Theatermuseums gezeigt werden. In einem Briefe des Komponisten an Düringer erfahren wir mancherlei über die szenischen Vorbereitungen. „Mühlendorfer ist über meine Undine sehr entzückt und wird seinerseits die Sache gewiß brillant ausfallen. Am Schluß des dritten Aktes und bei der Verwandlung des vierten, wo durch die angeschwollenen Wellen der Krystallpalast des Wasserfürsten sichtbar wird, will er Nebelbilder anwenden. Nur eine Ausstellung hat er zu machen: daß Hugo stirbt und sich am Schluß als Leiche präsentiert. Er wünscht das Kühlehorn seinen Spruch ändern, und um Undines Willen, die doch ganz schuldlos gelitten, ihren Geliebten ins Leben zurückrufe. Er meint, der Eindruck sei wohlthuender, und die letzte glänzende Schlußdekoration harmoniere schlecht mit dem Tode Hugos. Er hat aus theatralischem Gesichtspunkte betrachtet — recht,



Abb. 2. Joseph Mühlendorfer, Burg Ringstetten. Bühnenbildentwurf zu Lorzings „Undine“.

wenngleich gegen die poetische Gerechtigkeit arg verstoßen wird. Laß mich mit nächstem Deine Ansicht darüber hören . . .“

Nach der Hamburger Uraufführung hat Lorzing bekannt: Ich baute auf Mühlendorfer und der hat am Erfolge des ersten Abends großen Teil. Das Publikum rief uns beide mehrere Male. . . Ohne Mühlendorfer's Dekorationen (Ehre dem Ehre gebührt) wäre die Oper spurlos vorübergegangen. . .“

Vielerlei Anregungen hat Albert Lorzing, der Erneuerer der komischen Oper in Deutschland, durch den Mannheimer Freundeskreis erfahren dürfen: „Grüße mir die lieben Deinen herzlich“ — schreibt er an Düringer — „wie auch Lachner, die Pichler, Mühlendorfer, Euer vortreffliches Orchester, alle, grüße mir ganz Mannheim. Ich werde den dortigen Aufenthalt, die dort genossenen Freuden nie vergessen.“

Anmerkung:

¹⁾ Literatur: Lorzings Briefe, gesammelt und herausgegeben von Georg Richard Krufe, Leipzig o. J. Hermann Seemann Nachf.

Berühmte Musiker, Lebens- und Charakterbilder, heraus-

gegeben von Hch. Reimann, Band VII: Albert Lorzing, von Georg Richard Krufe, Berlin, 1899.

Albert Lorzing, von Georg Richard Krufe. Leipzig 1914, Breitkopf & Härtel.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Neckarau und seine Geschichte. Lichtbilder-Vortrag von Friedrich Bing am Montag, den 6. Dezember 1936.

Der Verein beabsichtigt schon seit längerer Zeit, sich einmal näher mit den Mannheimer Vororten zu beschäftigen und ihre Vergangenheit seinen Mitgliedern näher zu bringen. Denn es gibt ja unter ihnen mehrere, deren frühere Bedeutung die des Fischerdorfs Mannheim weit überragt, und die erst die künstliche Gründung der Stadt mehr in den Hintergrund treten ließ. Das ist zuerst der Fall mit Neckarau, dem 1899 eingemeindeten Vorort, der auch zuerst selbständig an die Aufarbeitung seiner Geschichte gegangen ist. Es ist das bleibende Verdienst Friedrich Bings, dort eine Arbeitsge-

meinschaft für die Heimatgeschichte Neckarlaus geschaffen zu haben, die denn auch in der von ihm begründeten und geleiteten kleinen Monatschrift „Neckarauer Heimatglocke“ einen viel gelesenen Mittelpunkt besitzt.

Am Montag, den 6. Dezember 1936, konnte denn Herr Bing auf einem gut besuchten Vereinsabend im kleinen Ballhausaal die Ergebnisse seiner bisherigen Arbeit einmal zusammenfassen. Anhand malerischer Lichtbilder führte er die Besucher durch den „Neckarauer Wald“ und von da in das Dorf selbst, das von den zwei Gießen, alten Neckararmen, umströmt, ehemals ein reines, nur durch eine steinerne Brücke zugängliches Inseldorf gewesen ist. Diese Lage im Zusammen-

hang mit dem nur wenig stromaufwärts gelegenen uralten Rheinübergang bei Altrip sicherte ihm seine Bedeutung, die zuerst anscheinend in römischer, dann aber besonders in altdeutscher Zeit hervortritt, als der fränkische Königshof aus der strategischen und verkehrsgeschichtlichen Lage herauswuchs. Nach mehr als 400-jähriger Zugehörigkeit zum Kloster Prüm in der Eifel (wie Altrip drüben) kommt das noch einmal zur staufischen Zeit in dem Streit zwischen Worms und Kurpfalz um seinen Besitz, den sich die Kurpfalz dann seit 1261 zu sichern verstand, deutlich zum Ausdruck. Gegen Ende des Mittelalters durch den Zugang der aufgelassenen Wüstung Hermsheim verstärkt, wechselte es in der Neuzeit seine Bedeutung, indem es wiederholt als Angriffsbasis gegen die Festung Mannheim benutzt wird, was natürlich nicht ohne Leiden für den Ort abgeht. Im späten 19. und dann in unserem Jahrhundert ist unter nochmaligem Wechsel zugleich mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des Neckarmündungsgebietes aus dem alten Bauerndorf der am dichtesten bewohnte Industrievorort geworden. Was noch an Altem vorhanden, zog in schönen Bildern vorüber, von manchem trefflichen Worte begleitet, und verstärkte bei den beifallsfreudigen Zuhörern den Eindruck treuester Heimatliebe des nun über 40 Jahre dort ansässigen Redners.

Im Anschluß daran berichtete Herr Prof. Gropengießer über die Ergebnisse der Grabungen des Schlossmuseums auf dem Gelände der Eisengroßhandlung Weil & Reinhardt südlich des Ortes an der Altriper Fähre. Die dort festgestellten römischen Mauern, soweit sie der ehemals hier stark nach Norden ausgreifende Rheinbogen übrig gelassen hat, gehören zu dem rechtsseitigen Brückenkopf für Altrip. Dieser spätrömische Burgus, meist nur in den Fundamentgruben seiner Mauern von durchweg 3 m Sohlenbreite noch feststellbar, umfaßt eine lichte Innenfläche von rund 170 qm und die Seitenlängen des unregelmäßigen Rechtecks schwanken von 17 m auf 22,7 m; an den Schmalseiten im Osten und Westen setzten nicht ganz rechtwinklige schmale Flügelbauten an. Besonders auffallend waren die Balkenleeren in den untersten Rollschichten, deren Holzinhalt wohl als Fundamentsverankerung oder Schwellenlager für aufgehendes Fachwerkgerüst zu dienen hatte. Im Mörtelschutt der ausgefüllten Mauergruben fanden sich römische Reste verschiedenster Art, die von der nächsten Umgebung stammen werden, spätrömische Scherben, die die Erbauungszeit (369 n. Chr.) angeben, karolingische Scherben, die auf die Abbruchzeit deuten. Halten wir dann dazu aus einer Urkunde Ludwigs des Deutschen vom 9. März 873 die Nachricht, Kaiser Ludwig der Fromme habe den Einwohnern des Neckarauer Königshofes den Bau einer eigenen Kirche bewilligt, so haben wir wohl mit seltenem Glück alles, was zu einem lebendigen Bilde notwendig ist. An der darauf folgenden lebhaften Aussprache beteiligte sich besonders Herr Dr. Robert Baumann vom nahen Altrip. Die Ergebnisse der Grabung sollen in einem der nächsten Hefte der Geschichtsblätter eingehender vorgelegt werden.

Am Sonnabend, den 21. November 1936 hatte Herr Bing in dankenswerter Weise bereits am Nachmittag eine Führung durch Neckarau gehalten, wobei das wenige, was noch aus älterer Zeit vorhanden ist, einer Besichtigung unterzogen wurde. Am Schluß hatte man sich in der „Krone“ zusammen-

gefunden, wo Herr Sepp Stark seinen selbstgedrehten Schmalfilm zeigte: 2000 Jahre Neckarau. Er begann mit der Römerzeit und hatte in seinem zweiten Teil besonders den großen Zug gelegentlich des Sommerfestes 1936 festgehalten. Auch ihm sei hier der herzliche Dank für seine Bemühungen um die Geschichte Neckaraus wiederholt.

Lichtbildervortrag des Herrn Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. F. Panzer, Heidelberg: „Die Wildenburg im Odenwald und ihre Beziehung zu Wolfram von Eschenbach“ am Montag, den 18. Januar 1937.

Er führte in die Waldeinsamkeit des östlichen Odenwalds, wo er sich dem Maine zu senkt. Hier liegt auf einer Bergnase, weit ins Land nach Osten hinausblickend, die sehr regelmäßige Burganlage. Was seit der Zerstörung im Bauernkrieg die Zeit und gewalttätige Blünderung noch übrig gelassen, läßt durch die wunderbare Quaderfübung und die Einzelarbeit der erhaltenen Bauglieder schon auf wirkliche hohe Kunst schließen, und das Geschlecht ihrer Erbauer führt uns in die Umgebung Barbarossas, unter dem die Edelherrn von Durne gegen das Ende des 12. Jahrhunderts plötzlich auftauchen. Ruprecht von Durne, der eigentliche Bauherr der Burg, hat seinen Kaiser von Utrecht bis Apulien begleitet. Als die Burg um 1250 fertig war, sinkt mit dem Untergang der Staufer auch das Geschlecht zurück, die Burg wird an Mainz verkauft. Unter den staufischen Pfälzen- und Burgenbauten bildet sie eine der bedeutendsten Erscheinungen, sodaß die Neckarburgen ihr gegenüber ärmlich erscheinen. Wimpfen am Neckar, Seligenstadt am Main und Münzenberg in der Wetterau sind ihre nächsten Verwandten, vor allem Gelnhausen, daß man hier auf die gleichen Künstler und Werkleute schließen möchte. Aber auch Rappoltsweiler im Elsaß und der wunderbare Palas von Eger sprechen diese Sprache, die nur in Hagenau, Kaiserslautern und Kaiserswerth gänzlich untergegangen ist. In all diesen Bauten, gerade so wie in den Urkunden ihrer Kanzleien, tritt uns das großartige Selbstbewußtsein einer Zeit entgegen, in der, wie es uns aus Walter von der Vogelweide wiederklingt, die Kaiser nur mit Gott in diese Welt sich teilten. In deutlichem Unterschied von den antiken Formen setzt hier, aus der vorangegangenen Baukunst der Salier weiter entwickelt, die germanische Königshalle in Stein sich fort, mancherlei aus der kirchlichen Architektur herübernehmend. So sind die großen weltlichen Bauten ein Glied in der Säkularisierung, die das Leben in der Staufenzzeit erfahren hat. Bildkunst und Dichtkunst zeigen es auch: die Fesseln der klerikalen Kunst werden abgestreift und neue Formen ergeben sich. Die Dichtkunst der Laien regt sich kräftig, Kaiser Heinrich VI. eröffnet die lange Reihe der Liederdichter in der manessischen Handschrift. Ueber allem aber steht als Krone das höfische Epos, aus dem das Wunschbild des staufischen Ritters in tausenderlei Brechungen uns entgegenstrahlt. Wie die Größten des Reichs ihre Hand über die Kunst gehalten, so auch die Herren von Durne. Bei ihnen ist Wolfram von Eschenbach zu Gast, auf der Wildenburg hat er große Teile seines Parzifal gedichtet. So ergeben sich eine Reihe von Beziehungen des Epos gerade zur Burg: die 4 mächtigen Kamine der Oralsburg zu dem großen Kamin, dessen sich die Wildenberger wohl werden sehr gerühmt haben,

die Worte des Fischerkönigs, die man auf der Burg wohl mit Schmunzeln gehört haben mag, weil sie so gut paßten. Ja, der Munsalvaesche ist nur die welsche Wiedergabe des deutschen Wildenberg, die zudem nicht in den französischen Parzifaldichtungen steht.

Aber die Beziehungen der Herren von Burne zum französischen Adel mögen Wolfram ihre Kenntnis vermittelt haben und Kupert von Burne ist auch in Arles in der Provence bezeugt. All diese Anspielungen wird man am Hofe als heimliche Huldigung für den fürstlichen Gönner wohl verstanden haben. Vielleicht ist auch Wertheim, dessen Grafschaft an die der Burne grenzt, in Beltrapeire, der Burg der Gattin Kondwirannur, verewigt. Wenn es also im ganzen 6 Wildenberg im Reiche gibt, so ist doch keine Beziehung so gut begründet, sodaß wir ihr also glauben dürfen: die Oralsburg Wolframs Munsalvaesche ist schon die Wildenburg im Odenwald, wenn auch nur verloren eine oder die andere Beziehung aufblitzt aus der bunten Märchendichtung, die eigentlich im Niemandes-Land die Entwicklung des adeligen Deutschen schildert. Mit dem Besten und Geistigsten unseres Mittelalters ist also die Stätte im Odenwald wehevoll verknüpft. Ist auch das Leben dort verstummt, so strahlt über ihr doch der volle Glanz der staufischen Dichtung, die auch die deutscheste ist, und ihres größten Genius.

Begeistert waren die zahlreich erschienenen Zuhörer dem Vortrag gefolgt, der oft über die waldumrauschten Trümmer einen poetischen Hauch zu breiten wußte, und zollten ihm herzlichen Dankesbeifall, dem der Vorsitzer in kurzen Worten noch markigen Ausdruck verlieh.

H. G.

Lichtbildervortrag von Museumsdirektor Dr. Friedrich Sprater, Speyer: „Von der Ringmauer zur Ritterburg“ am Montag, den 15. März 1937.

Seit Carl Schuchhardts grundlegenden Untersuchungen in den niederländischen Volksburgen der karolingischen Zeit ist die bis dahin sich meist in Systematik erschöpfende Burgenkunde durch die Spatenwissenschaft zu neuem Leben erweckt worden, die überall schon reiche Früchte getragen hat. Erst die Freilegung vom Schutt der Jahrhunderte läßt die richtigen Anfänge erkennen. Und da das in der Pfalz seit dem Kriege Museumsdirektor Dr. Friedrich Sprater, Speyer recht gründlich an mancherlei Stellen besorgt hatte, konnte er in seinem Vortrag „Von der Ringmauer zur Ritterburg“ vor einer zahlreich erschienenen Hörerschaft die bezeichnenden Beispiele in großer Zahl vorbeiziehen lassen. Da das Wort „Burg“ in allen indogermanischen Sprachen vorkommt, muß es schon sehr alt sein, sodaß in seinen Bedeutungskreis auch die vorgegeschichtlichen Wallanlagen mit eingeschlossen werden müssen. Zwar besitzt die Pfalz keine größere Anlage, die bis in die Steinzeit zurückreicht, wie auf der anderen Seite der Michaelsberg bei Untergrombach, aber von der Eisenzeit an häufen sie sich, daß fast alle bekannteren Burgkuppen von solchen Anlagen gekrönt sind. Die auf dem Donnerberg ist mit ihren über 6 Kilometer langen Steinwällen die größte in ganz Deutschland, und die Untersuchungen vor einigen Jahren haben in den untersten Teilen deutlich die Trockenmauer mit den ehemaligen Holzversteifungen erkennen lassen. Das war

bisher an der „Heidenmauer“ über Bad Dürkheim noch nicht möglich. Aber ihre Bedeutung als eigentliche Volksburg in Zeiten der Not wird wohl klar werden durch ihr Gegenstück, die Limburg, in der Funde oben und der Fürstengrabfund aus dem 5. Jahrhundert vor Chr. unten in der Ebene wohl einen keltischen Fürstensitz erkennen lassen. Von Anlagen in der Ebene wurde nur kurz der „Hüttengraben“ bei Oggersheim besprochen, der aus der letzten vorrömischen Zeit stammen muß.

Erst die spätere römische Zeit des 4. Jahrhunderts sieht wieder mauerbewehrte Festen hoch oben auf den Bergen, von denen die „Heidelsburg“ bei Waldfishbach, etwa 300—350 n. Chr., mit ihren noch aufrechten Lormauern durch die mächtigen Quaderblöcke in der Waldeinsamkeit eindrucksvoll wirkt. Daß zu uns aus verbauten Steinbildern auch die damaligen Bewohner in ihren Trachten zu uns sprechen, ist eine besondere Gunst des Schicksals zu nennen. Auch der Drachensfels trägt noch Reste einer solch späten Befestigung. Kein Wunder, daß dann auch mitten durch das dichte Waldland über die Höhen hin Römerstraßen die Punkte miteinander verbanden. Eine ganz kleine Anlage bildete der Burgus von Eisenberg, von dem der Ort in alter Zeit seinen Namen erhalten hat; daß er mehrstöckig war, lassen noch erhaltene Bauten derart, wie z. B. in Lutun in Frankreich vermuten.

Daß die merowingisch-fränkische, ja noch karolingische Zeit wieder zu den einfachen vorgegeschichtlichen Anlagen zurückgekehrt ist, haben erst die letzten Jahre deutlicher werden lassen, nachdem die Untersuchungen auf dem urkundlich gut gesicherten Eiringsberg bei Riffingen die großen hochkant gestellten Findlinge in den Trockenmauern als Eigenheit dieser Zeit erwiesen hatten. Nun hat auch die ältere Vermutung, daß die von einem solchen Ringwall umschlossene Höheniedlung der „Heidenlöcher“ bei Deidesheim in diese Zeit gehöre, eine neue Stütze erhalten; die Kleinheit der Häuser stimmt ebenfalls zu karolingischen Gemohnheiten. Eine neue 2½ Kilometer lange Wallanlage dieser Art hat Sprater auf dem Arensberg bei Frankweiler erkannt. Und der weit bekannte Ringwall auf dem Odilienberge im Elsaß, dessen große Quaderblöcke durch hölzerne Schwalbenschwanzklammern zusammen gehalten waren, gehört auch in die fränkische Zeit, wofür die merowingischen Gräber im Inneren wohl eine ausschlaggebende Bestätigung bilden.

Das früheste Zeugnis aus dem Mittelalter für eine Burg auf einem Berggipfel ist die Limburg. Aber entgegen seiner früheren Meinung ist Sprater jetzt geneigt, die östlich vor dem Dom herausgekommenen Mauern zur Stamburg der Salier zu rechnen, die aber noch keine Burg im landläufigen Sinne ist. Diese entwickelt sich einmal aus dem spätrömischen Burgus, der zum Wohnturm auf einem Turmflügel ausgebaut und zum größeren Schutze noch mit einer Ringmauer umgeben wird. Die von Schmieder aufgehellte Anlage im Wolfgrund bei Dossenheim ist ein sehr schönes Beispiel dafür. Während nun in Frankreich der Wohnturm zum Donjon immer mehr vergrößert wird, entstehen bei uns besondere Wohnbauten, die als Palasanlagen ja auf jeder Burg zu finden sind, so wie die „Münz“ beim Trifels deutlich Ringmauer, Bergfrit und Palas zeigt. Der große

Turm des Trifels aber hat seine besondere Bedeutung, die sich aus der Kapelle für das von 1196 bis gegen 1300 dort ausgestellte Heiligtum der deutschen Reichskleinodien erklärt; vielleicht hängt seine Errichtung mit der 1193 erfolgten großen Vermehrung des Kronschates zusammen. Die Entwicklung mündet dann aus in die starken Geschütztürme der Hardenburg und das Schloß Altleiningen, das mit seinen ehemals 500 Fenstern ebensogut in einer Stadt liegen könnte.

Den Beschluß bildete die Betrachtung der 3 Anlagen über Klingenstein, wo die Entwicklung des Burgenbaues mit einem Platzwechsel verbunden und deshalb greifbar anschaulich ist. Zuerst der „Heidenschuh“ mit seiner ein-

fachen Abschnittsmauer aus dem frühesten Mittelalter. Entwickelter schon ist die Anlage des „Schlössels“, wo inmitten einer großen Ringmauer auf der Angriffsseite der Turmhügel mit dem mächtigen Bohnturm liegt, im 11. Jahrhundert wohl erbaut und um 1200 zugrunde gegangen. Die nun folgende Feste „Landeck“ zeigt schon Schildmauer und Bergfrit in Mörtekau und 2 Palasbauten; wohl kurz nach 1200 wird diese Anlage entstanden sein.

Reicher Beifall lohnte die anschaulichen Ausführungen unseres korrespondierenden Mitglieds; wärmsten Dank sprach ihm der Vorsitzende aus für seine Treue, die er allezeit dem Verein gehalten hat. H. G.

Zeitschriften- und Bücherschau

Hans Fehmeyer, Geschichte von Grünstadt, herausgegeben mit einem Vorwort vom Bürgermeister der Stadt Grünstadt an der Weinstraße.

Das Büchlein geht aus von der Urkunde aus dem Jahre 870 oder 875, nach der König Ludwig der Deutsche ein k. Hofgut bei Grünstadt verschenkte, das 900 als Dorf in den Eigenbesitz des Klosters Weisenburg i. E. kam. Als seine Lehensleute tauchen im 14. Jahrhundert die Grafen von Leiningen auf, deren Sproß Eva zu Leiningen-Westerburg 1522 die große Wohltäterin Grünstadts und Stifterin des Spitals wurde. Die Pest 1596/97, Religionskämpfe des 17. Jahrhunderts und französische Besatzung infolge der Reunions 1680 beunruhigten den Platz, der 1556 Marktflücken geworden war. Alles übertraf aber die schwere Heimsuchung im Orleanschen Krieg. Erst das 18. Jahrhundert brachte einen entscheidenden Anstieg zur Residenz, der allerdings durch die Revolutionskriege wieder gehemmt wurde, bis das 19. Jahrhundert dem Landstädtchen seine Stelle zuwies. Die Beschreibung der alten Kirchen ergänzt den für jeden Heimatfreund wertvollen kurzen Abriss. R. Gr.

Hermann Reich, die Säkularisation des rechtsrheinischen Teiles des Hochstiftes Speyer. Inauguraldissertation Heidelberg 1935.

Die Schrift, zu der Professor Dr. Willy Andreas-Heidelberg die Anregung gab, bedurfte eines langen Studiums von Akten aus Karlsruhe, Wien, Berlin, München, Würzburg und Aschaffenburg. Ausgehend von der Persönlichkeit des letzten Fürstbischofs von Speyer Wilderich Grafen von Waldersdorf, werden die Säkularisationsverhandlungen von 1797 bis 1802 geschildert, die als Vertreter Speyers der Domkapitular Frh. v. Hompesch mitmachte. Wilderich schickte 1802 den Domdechanten v. Hohenfeld nach London, um England für die geistlichen Fürsten zu gewinnen. Dies gelang nicht. Nach dem russisch-französischen Entschädigungsplan vom 3. 6. 1802 bekam so Baden auch das rechtsrheinische Hochstift Speyer. Der Zustand des Hochstifts beim Übergang an Baden war der eines Staates, an dem die Spuren der Koalitionskriege nicht spurlos vorübergegangen waren, und in dem manche Maßnahmen Wilderichs die Bevölkerung entfremdet hatten, sodaß Badens Herrschaft in Bruchsal be-

geistert begrüßt wurde. Der Übergang vollzog sich daher bei der Bevölkerung völlig ruhig. Wilderich wurde entschädigt, erhielt Schloß Waghäusel zum Aufenthalt und seine bisher schon bewohnten Räume im Bruchsaler Schloß als Winterwohnung. Die Säkularisation hatte mit Gewalt das rechtsrheinische Stift badiß gemacht. Ungewollt von Napoleon, dem Sieger, und von den beteiligten deutschen Fürsten, deren Partikularismus in engen Schranken blieb, schritt die Entwicklung der deutschen Einheit entgegen. R. Gr.

Monatschrift des Frankenthaler Altertumsvereins. 14. Jahrgang 1936.

Im Januarheft behandeln Sprickler „vom Neujahrsfingen“ und Becker „zur Geschichte unseres Weihnachtsbaumes“ zwei Fragen der Volkskunde unserer Heimat. Im Februarheft schreibt der verdienstvolle Herausgeber Dr. Konrad Erbacher über „französische Familiennamen in Frankenthal“, von denen manche Beziehung nach Mannheim führt und im Nov.-Dez.-Heft über „die Braukunst in Frankenthal“. Th. Gumbel weist in einem Aufsatz des Aprilheftes „die wallonischen Kolonien in der Pfalz“ darauf hin, daß die eingezogenen Klöster Frankenthal und Schönau 1561 vom Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz für die wallonischen Emigranten zur Verfügung gestellt wurden, ebenso Otterberg und Lambrecht. 25 Familien aus Billigheim gründeten 1700, durch Markgraf Friedrich VII. von Baden-Durlach gerufen, das Dorf Friedrichsthal. Schließlich sei noch auf den Aufsatz des uns wohlbekannten Heimatforschers Braun verwiesen, der Oppau im 30 jährigen Krieg zum Gegenstand hat. R. Gr.

Emil Reimold, Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim. Verlag Emil Reimold, Heidelberg 1936, 288 S.

In zwanglosen Plaudereien verwertet der Verfasser eine Fülle von Einzelheiten und Kleinigkeiten aus Handschuhsheims und Neuenheims Entwicklung, die er auch mit seinen Gedichten begleitet. Es ist die alte Zeit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, die hier in all ihrer dörflichen Kleinheit und Buntheit ausgebreitet wird, bis der Bau der „Neuen Brücke“ 1877 mit der grundstürzenden Verkehrsänderung

allmählich immer stärker die beiden Dörfer ihres alten Inhaltes und oft auch Rahmens entkleidete. Hier ist mancherlei zu holen für die Kunde des dortigen Pfälzer Völkchens von dazumal und seiner Mundart, seinem Kindertreiben und Bauernleben. Wichtige Geschichten und Anekdoten einfacher und bekannterer Bürger bis in die gelehrten Kreise der Universität hinauf sind eingestreut in die Erzählungen aus den Familien der Bauern, Handwerker, Lehrer, Geistlichen, von den Bauernhöfen, Brunnen und Kirchen. Und all das aus der Ueberlieferung des Elternhauses und der eigenen Kindheit wie der beruflichen Wirksamkeit des Verfassers. Illustrationen Heidelberger Künstler zeigen manches schöne und auch hie und da schon verschwundene Dorfbild. Der Heimatfreund und Benutzer des Buches wünschte zur Orientierung eine Gliederung des ganzen Stoffes, der mit viel Liebe zusammengetragen ist.

R. G.

Edmund Hausen, Otterberg und die kirchl. Baukunst der Hohenstaufenzeit in der Pfalz. Kaiserslautern 1936.

Der Verfasser erstrebte in Zusammenhang mit den Forschungen seines Lehrers, Geheimrat Kauffisch, zu untersuchen, wie weit auch die pfälzischen Bauten des 12. und 13. Jahrhunderts zum pfälzisch-hohenstaufischen Einflußbereich gehören. Er stellte deshalb die Zisterzienserkirche zu Otterberg in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Die Zisterzienser standen ja in enger Fühlung mit den Hohenstaufen. Wie Kloster Eufertal für die Reichsfeste Trifels, so bedeutete Otterberg für die Kaiserpfalz zu Lautern die wirtschaftliche Grundlage. Beide Klöster gehören aber in den Kreis der staufischen Baubewegung, die vom Oberrhein und Elsaß bis Worms für unsere Westmark die Baugeschichte vom Ausgang des 12. Jahrhunderts bis zur Mitte des 13. bestimmte. Otterberg selbst ist, als Tochteriedelung Eberbachs im Rheingau 1144 gegründet, in seinem abgeschiedenen Tal eine typische weltabgewandte Zisterzienserieiedelung. Die spärlichen Urkunden und Belege sprechen für Baubeginn 1249 und Weihe 1254. Die Zisterzienser besaßen Otterberg bis 1561, dann setzte der Kurfürst von der Pfalz weltliche Pfleger zur Einziehung der Gefälle ein. 1579 zog Kurfürst Johann Casimir niederländische und französische Emigranten nach Otterberg, die aus Schönau als Reformierte ihres Glaubens halber vertrieben wurden. 1581 wurde Otterberg Stadt, ihr Wahrzeichen das Rathaus von 1753. Nachdem 1635—48 durch die spanische Besatzung die Zisterzienser wieder zurückgekehrt waren, besetzten die Franziskaner von Kaiserslautern 1693 die Abteikirche, mußten sich aber seit 1708 auf den Chor beschränken, sodaß seitdem eine Mauer Quer- und Langhaus trennt. Die Verwahrlosung der Kirche in der Revolutionszeit machte eine Restaurierung 1819 notwendig, 1911 befreite man den Raum von Lünche und legte die Rose an der Apfisis von einer Ummauerung frei. Kleinere Grabungen nahm der Verfasser 1929 vor.

Eine genaue Beschreibung, die man mit Hilfe der ausgezeichneten Bilder gut verfolgen kann, bildet die Grundlage für die Einreihung der Kirche in die Entwicklung der Zisterzienserkirche und für den Nachweis des Zusammenstehens burgundischer und deutscher Bestandteile.

Im letzten Abschnitt des Buches gibt der Verfasser einen kurzen Abriss der Geschichte der Baukunst der Pfalz von 1100—1250. Er zeigt dabei die nur geringe Einwirkung des Speyerer Domes auf die Burgkapelle Haardt bei Neustadt, die stärkere des Hirsauer Schemas auf Disibodenberg und Remigiusberg und den wesentlichen Einfluß des Elsasses auf das Benediktinerkloster Sponheim und das Prämonstratenserkloster Rothenkirchen, dessen Refektorium noch erhalten ist. Oberrheinische Beziehungen machen sich über Worms bei dem Benediktinerinnenkloster Seebach, dessen Chor und Turm noch vorhanden sind und bei dem ehemaligen Augustinerkloster in Frankenthal, umgebaut als Erkenbert-Museum, geltend. Zwei Zisterzienserklöster lothringischer Abstammung sind schließlich in Eufertal und Wörschweiler zu finden, beide von Weiler-Betnach (Villers-l'abbaye) aus gegründet. Den Uebergang zur Gotik zeigen die Bauten von Enkenbach, dessen Ursprung neben Münsterdreifen und Marienthal am Donnersberg auf Arnstein zurückgeht, von Offenbach am Glan und des Chors der Stiftskirche zu Kaiserslautern.

Das Buch, das als Band der Schriften der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in schöner Ausstattung erschienen ist, liefert für die Geschichte der Baukunst unserer Westmark einen wertvollen Beitrag.

R. Gr.

Otto Müller, Die Einhart-Basilika zu Steinbach bei Michelstadt im Odenwald, 90 S. und 5 Wiederherstellungszeichnungen. Druck von Gustav Sprengel jr., Seligenstadt Hessen.

In dieser ausgezeichneten Schrift, die als Leipziger Doktor-Dissertation eben erschienen ist, wird alles aufgeboten, um dem noch vorhandenen Bau die Geheimnisse abzulocken, die sein Baumeister für immer mit ins Grab genommen hat, alle Ecken und Winkel außen und innen, oben und unten und unter der Erde werden durchstöbert und besehen, um daraus die entsprechenden Schlüsse ziehen zu können, und all das ständig im Zusammenklängen mit den Bruchstücken der geschichtlichen Ueberlieferung dieser Zeit, wie auch aller erhaltenen Kirchenbauten der Frühzeit des Christentums in seinem morgenländischen und abendländischen Bereich. Kein Wunder, daß der Verfasser, dem der Bau von Jugend auf vertraut ist, über seine Vorgänger in einer ganzen Reihe von Punkten glücklich hinausgekommen ist. So wird uns das schmucklose einsame Kirchlein im Odenwald zum tiefen Sinnbild der ganzen Zeit, in der „die Kräfte nachwirkender Vergangenheit und neuen Willens sich in gleicher Richtung bewegen und die Grundlage einer europäischen Gesamtentwicklung schaffen“. Es „vermittelt den Einblick in das schöpferische Vermögen einer neuen selbstsicheren Architekturauffassung, dessen entscheidende Bedeutung für das Gepräge der frühmittelalterlichen Kunst in vollem Umfang aus Werken der Folgezeit hervorgeht“. Auch unsere großen frühromantischen Pfeilerbasiliken am Rhein dürfen mit Stolz auf ihren kleinen geistigen Vorfahr im Odenwald herab- und zurückblicken. Und noch etwas anderes! Dieser Einhart, der Vertraute des großen Karl, ist der erste deutsche Baumeister, den wir kennen, wichtig nicht nur, weil er am Anfang der Reihe

bis heute und bis in alle Zukunft steht, sondern auch weil er diese zahllose Reihe nach hinten verknüpft mit den großen Ueberlieferungen des ganzen Altertums und seinen Bauwundern. Er steht als der große Mittler in der karolingischen Zeit, in der die Franken sich zur Selbständigkeit im Steinbau durchdrangen, selbst der Mann des besonderen, wenn nicht des größten Anteils; besaß er doch in Frankreich, woher manches herüberkam, zeitweilig 5 Abteien und in Pavia auch eine Kirche. Während der heilige Kilian und seine Genossen im 8. Jahrhundert von Würzburg aus nur kleine hölzerne Kapellen an den Quellen der Odenwaldbäche erbauten, um den altehrwürdigen Quellkult der Bevölkerung im neuen Gewande zu erhalten, erstand in Steinbach der erste christliche Steinbau, mit dem der Name seines Erbauers Einhart in der Forschung merkwürdigerweise erst seit 1873 verknüpft ist. Da nun der gelehrte Verfasser seit vergangenem Jahre auch an der anderen, späteren Basilika Einharts in Seligenstadt am Main mit seinen Untersuchungen erfolgreich eingesetzt hat, und er beabsichtigt, den Gesamtbericht mit maßstäblichen Bauaufnahmen und dem ganzen wissenschaftlichen Stoff in einer größeren Arbeit über beide Basiliken Einharts vorzulegen, dürfen wir bei der ungemeinen Gewissenhaftigkeit des Verfassers auf seine abschließende große Veröffentlichung wirklich gespannt sein.

H. G.

Die Stadt Weinheim hat eben wieder ein „Weinheimer Geschichtsblatt“ herausgegeben, das 18. einer nun schon langen Reihe. Wieder legt der altbewährte Heimatforscher Karl Zinkgräf, dem wir die ganze Folge schon verdanken, das Erträgnis langjähriger mühevoller Arbeit aus dem Archiv seiner Vaterstadt vor. Aus den Ratsprotokollen, den Bürgerereinkaufsbüchern, den Rechnungsbüchern und den Rechnungsbeilagen aufs gewissenhafteste zusammengestellt, ist nun entstanden das:

Weinheimer Bürgerbuch I. Die Bürgeraufnahmen aus der Zeit kurz vor dem Dreißigjährigen Kriege und bis zum Ende des Krieges 1612—1629. Von Karl Zinkgräf, 1936, 109 S. Verlag der Stadt Weinheim a. d. Bergstraße.

In einer langen aufschlußreichen Einleitung spricht er zuerst über die Geschichte der Stadt und der Gemeindeverfassung, dann über die Bewegung innerhalb der Bürgerbevölkerung, Zu- und Abwanderung, die mancherlei Bedingungen, die an die Aufnahme in die Bürgerschaft geknüpft waren; auch die Judenfrage, die in dieser Zeit für Weinheim keine Rolle spielt, da nur einer in der Stadt lebte, wird breiter behandelt. Eine besondere Sorge des Rates war das Beibringen der „Geburtsbriefe“ für die von der Fremde Hereinziehenden, die erst die Freiheit von der Leibeigenschaft nachweisen mußten; denn, da Stadtluft frei macht, suchten gar viele durch Hereinziehen in die Stadt der Leibeigenschaft auf dem flachen Lande zu entfliehen. In den Einträgen über die Bürgeraufnahmen vom Freitag, 16. Aprilis 1612 an sind manche kulturgeschichtlich bedeutsamen Bemerkungen enthalten, die lebendig ins Bürgerleben der damaligen Zeit hineinführen. Vor allem aber enthüllen sich die mancherlei Beziehungen der Stadt zu den Orten der nächsten Umgebung, aus der die Neubürger hereinziehen und in die Heiraten hinausführen;

ebenso auch zur größeren deutschen Ferne, die bis Luxemburg, Holland, Wien, Ansbach, Stuttgart, Immenstadt im Allgäu, Bodensee, Appenzell und Straßburg reicht. Voraus gehen noch Zusammenstellungen der Weinheimer Bürgernamen von 1296 an durch die Jahrhunderte bis 1612, wie sie sich aus den verschiedensten Quellen und auch aus den Zins- und Wehrbüchern der Stadt und des deutschen Ordens und anderen Akten ergaben. Aus all dem sammelt sich dann eine Fülle wertvoller Angaben für die Geschichte der Weinheimer Bürgerfamilien, sodaß, worauf auch Oberbürgermeister Huegel in seinem Vorwort hinweist, auch die allgemeine Sippen- und Ahnenforschung an diesem wertvollen Hilfsmittel einen hochverläßlichen Ratgeber haben wird. Dafür werden alle Benutzer dem Verfasser und der Stadt in hohem Grade dankbar sein, besonders aber die Heimat und die Freunde heimatischer Geschichte, die nachdrücklichst auf dies Werk hingewiesen seien. Denn wir fühlen hinein in das Spiel der geheimnisvollen Kräfte, die wir sinnbildlich als „Blut und Boden“ bezeichnen, die uns kein Mann der wissenschaftlichen Zunft, sondern ein der Scholle erwachsener Kaufherr der Stadt, ein treuer Sohn der Heimat aus dem tief in ihm wurzelnden wissenschaftlichen Sinn für Menschengeschichte hier hat lebendig werden lassen. Wenn wir Abschied nehmen von seiner Leistung, so geschieht es nur in freudig gespannter Erwartung auf die in Aussicht gestellten Fortsetzungen, zu deren Vollendung den Verfasser unsere besten Wünsche geleiten.

H. G.

Hans Thoma, Briefe an Frauen, herausgegeben von Josef August Beringer, Streckler und Schröder-Verlag, Stuttgart, 1936.

Ein glücklicher Gedanke von Josef August Beringer ist es gewesen, uns in das Leben und Schaffen Hans Thomas durch die Herausgabe einer glücklichen Auslese von Briefen des Altmeisters an Frauen einen weiteren Einblick zu geben. Diese Sammlung bildet zugleich eine erwünschte Ergänzung zu dem Briefband „Aus 80 Lebensjahren“ und gestattet uns mehr denn je einen Blick in die weiche empfindsame Seele Hans Thomass. Sie atmet des Künstlers freundschaftliche, stets ehrfurchtsvolle Haltung den Frauen gegenüber und edles Menschentum, in dem die große Kunst unseres badischen Meisters verwurzelt ist. Man möchte diesen hübschen Band recht vielen Menschen zur Erbauung und Besinnung in die Hände legen.

G. J.

Inhalt:

Mittelungen aus dem Altertumsverein — Dr. Herbert Stubenrauch, Leiter der Städtischen Schloßbücherei: Spätgotische Buchkunst aus dem Besitze der Mannheimer Schloßbücherei — Universitätsprof. Dr. Willy Andreas: Stand und Aufgaben der Weistumsforschung, vornehmlich am Oberrhein — Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob: Verschwundene Plankenbauten — Professor Dr. Jos. Aug. Beringer: Aus Ferdinand Kobells Schaffenskreis — Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob: Der Komponist Albert Lorzing und Mannheim — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mannheimer Altertumsverein Fernruf über Rathaus 340 51
Klinke 208; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank und Discontogesellschaft.